HUGO VON WALDEYER-HARTZ

MEIN FELD - DIE WELT!

KAMERAD-BIBLIOTHEK

Presented to
The Library
of the
University of Toronto

Leonore Koppel

Mein Feld — die Welt!

Ereignete es sich an sich schon nicht alle Tage, daß ein deutscher Kreuzer im Hafenbecken von Soerabaja ankerte, so wurde die Aufmerksamkeit aber noch erklecklich dadurch vermehrt, daß der Kreuzer einen dänischen Dampfer und ein malaiisches Segelfahrzeug in Schlepp hatte (S. 232).

LG
W1632m

Mein Feld – die Welt!

Leben und Abenteuer eines Seekadetten der Reichsmarine

Erzählt von Hugo v. Waldeyer-Hartz

476316
1.7.48

Mit 26 Bildern von W. Malchin und A. Roloff

Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart

Nachdruck verboten / Printed in Germany
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

1. Zur Marine gemeldet 7
2. Auf dem Dänholm 25
3. An Bord der „Niobe" 45
4. Ausreise 65
5. Im Auslandshafen 80
6. Vor Madeira 98
7. Auf den Kanaren 120
8. Über das Weltmeer 140
9. Krankheitshalber ausgeschifft 162
10. Auf gefährlichen Spuren 182
11. Allerhand neue Abenteuer 205
12. Im Malaiischen Archipel und im Indischen Ozean 231
13. Über Aden nach Port Said 254
14. Im Mittelmeer 271
15. Heimkehr 287

Erstes Kapitel

Zur Marine gemeldet

„Antreten zur Dreimal-Tausendmeter-Staffel!" Herr Lambert, der Turnlehrer des Goethe-Gymnasiums, hatte ein Sprachrohr zur Hand genommen, um sich verständlich zu machen. In alle Ecken des geräumigen Platzes drang sein gewaltiger Baß. Nun kam der Trumpf des Sportfestes, der große Trumpf! In der Staffel sollte etwas Besonderes geboten werden, denn die beteiligten Jungen, vornehmlich Klaus Wesselingk, würden in einem Stile laufen, der jeden Kenner entzücken mußte.

Doch auch alle die andern auf dem Schulhof, an tausend Menschen und mehr, ahnten oder wußten es: jetzt stand der Höhepunkt des Festes bevor. Mit einem Schlage waren die Herzen mit Spannung geladen, und es hätte der Platzordner kaum bedurft, um für Freigabe der weißbezeichneten Laufbahn Sorge zu tragen. Geschwatzt wurde jedoch, und zwar kräftig, sowohl von groß wie von klein. „Klaus schiebt die Kiste", behaupteten voll prickelnden Eifers helle Sextanerstimmen, und die Gesichter wiesen dabei einen Ernst auf, als handle es sich um eine der schwersten Entscheidungen der Menschheitsgeschichte.

Von gleichem Vertrauen wie die Sextaner waren fast alle Klassen erfüllt. Nur bei den Primanern regten sich Zweifel. „Er kann ja 'nen Hut voll", begutachtete man hier Wesselingks Aussichten, „aber Thurow will erst geschlagen sein." Thurow war ein früherer Abiturient des Goethe-Gymnasiums. Er studierte bereits im dritten Semester und genoß im deutschen Sport als Mittelstreckenläufer einen Ruf, der nicht unbeträchtlich war.

„Wer läuft denn gegeneinander?" erkundigte sich voller Wißbegier ein älteres Frauchen. Offenbar verstand es nichts von der ganzen Sache.

Einer der Primaner schürzte daraufhin verächtlich die Lippen. „Gegeneinander? Niemand läuft gegeneinander. Wozu denn auch? Es geht immer hübsch im Kreise 'rum."

„Pfui, Suhrau!" fiel ein anderer dem Spötter ins Wort. „Sei nicht so eklig und verdreh den Menschen nicht immer die Worte im Munde!" Und dann hieß es weiter zu der ganz verdutzt dreinschauenden Frau: „Die eine Mannschaft setzt sich aus Schülern unserer Anstalt zusammen; sie tragen Weiß, während die andere Mannschaft in Schwarz vom Verein ehemaliger Abiturienten gestellt wird. Bei uns ist Klaus Wesselingk die Kanone, bei den andern stud. jur. Thurow."

Gleich darauf ertönte ein vorbereitender Pfiff. Alles reckte die Hälse. Herr Lambert stand da wie ein Gebietender und hob den Arm mit der Startpistole. Ein matter Knall, der Startschuß war gefallen, die beiden ersten Läufer setzten sich in Bewegung. Der Schüler legte ein flottes Tempo vor, der ehemalige Abiturient wahrte hingegen die Ruhe. So kam es zuwege, daß letzterer Strich um Strich zurückfackte.

Schon lachten die Jünglinge, die Sextaner. „Kiek mal! Der gibt wohl auf?"

Andere lärmten dagegen: „Quatsch doch nicht so 'n Blödsinn! Als ob's darauf ankäme bei 'ner Dreimal-Tausendmeter-Staffel, was der Erste macht!"

Sie hatten recht. Schon änderte sich das Bild. Der Schüler verlor an Tempo, er hatte sich verausgabt. Der andere rückte langsam auf, und beim ersten Stabwechsel lagen Weiß und Schwarz dicht beieinander in Front. Doch war dies nur für kurze Zeit; bald darauf drängte Schwarz vor, und zwar mit einer Schärfe, die selbst Herrn Lambert beunruhigte. Bei jeder Runde gewann der schwarze Läufer an Feld. Weiß lief zwar blendend, kam aber nicht auf. Der Schwarze hatte einen Schritt am Leibe, der die Meter nur so fraß. Unter den Zuschauern verstummte die laute Unterhaltung. Man tuschelte nur noch, flüsterte und raunte sich allerhand zu und empfand ein leises Unbehagen, daß Weiß kaum mehr gewinnen könne. Weiß war nun einmal Favorit.

„Gleich kommt Klaus dran!" Die Kleinen konnten es kaum abwarten, bis Wesselingk lief. Sie trippelten auf ihren

Plätzen vor Aufregung hin und her. „Und wenn Klaus es nicht hinlegt?"

„Tut er ja!"

„Na, na!"

„Wer wagt zu zweifeln?" Die Stimmung wurde kriegerisch. Die Läufer rannten inzwischen unverdrossen über ihre Bahn; fünfmal mußte ein jeder die flachgebogene Strecke runden.

„Ist das eine Anstrengung!" Das alte Frauchen entsetzte sich schier, aber seine Augen leuchteten. „Geht das nicht zu weit? Diese jungen Menschenkinder — wenn sie sich Schaden holten!"

Der Oberprimaner Suhrau hatte schon wieder eine seiner spöttischen Belehrungen auf den Lippen, er unterdrückte sie aber, denn jetzt fand der zweite und letzte Stabwechsel statt.

Thurow lief bereits an. Weit griff seine Linke nach hinten. Sein Partner schnaufte herbei, um den Stab zu übergeben. Im selben Augenblick stolperte er — durch die Zuschauer zuckte eine machtvolle Bewegung.

Nur Sekunden hatte die Verzögerung ausgemacht. Thurow trug längst den Stab und fegte in seiner sichern Weise davon. Hinter ihm federte es aber heran, ein weißer Schatten und ein Muskelspiel, das an Leichtigkeit, Kraft und Feinheit der Bewegung kaum überboten werden konnte.

„Klaus!" riefen die Sextaner in toller Erregung immer wieder. „Klaus, Klaus!" In der ganzen Schule hieß Wesselingk so. Alle Welt nannte ihn beim Vornamen, warum gerade ihn, wußte man nicht; es war eben immer so gewesen.

Thurow legte an Tempo zu, aber sein Schatten wich nicht von ihm. Fast im gleichen Schrittmaß hämmerten die vier Füße über den Boden. Es war ein Bild voller Schwung und Leben. Anmut und Rhythmus liehen ihm ihren Reiz, und die Spannung: wer wird siegen, wer der Schnellere, der Bessere sein? wuchs unter der Menge mit jedem Atemzuge.

„Noch zwei Runden", meinte Herr Lambert. „Noch gibt Wesselingk sein Letztes nicht her."

„Bei der nächsten Kurve", tuschelten die Primaner untereinander, „da legt er los, das ist seine Taktik."

„Wer? Was? Der Weiße? Der Schwarze?" Die alte Frau bebte vor Erregung.

„Klaus! Klaus!" jubelten die Sextaner. In der Tat, jetzt gab es atemraubende Augenblicke.

Mit gewaltigen Sätzen schoß Wesselingk an seinem Gegner vorüber. Mühelos fast, wie es schien, steigerte er den Lauf. Doch so leicht war es nicht geschafft. Unmerklich nur hob Thurow den Kopf, um sein Erstaunen auszudrücken, dann gewann auch er neuen Antrieb, kam wieder vor und lag vorn.

„Klaus, Klaus!" – „Thurow, Thurow!" Die Zurufe übergellten sich. Durch die Zuschauer flutete der Strom warmen Miterlebens. Überall regten sich Hände und Arme, fuhren Köpfe hin und her.

Noch waren es zwanzig Meter vor dem Ziel. „Klaus, Klaus!"

Mit einem mächtigen, raumverschlingenden Schuß überholte Wesselingk seinen Gegner. Um seine Brust flatterte das weiße Band. Thurow war besiegt, war um einen knappen Meter geschlagen.

Im selben Augenblick gab es kein Halten mehr. Von allen Seiten brandeten die Menschen zusammen, um den Sieger zu ehren. Dieser schüttelte aber als Erstem dem ältern Kameraden die Hand. Thurow lachte, erwiderte den Gruß und stieß dabei aus voller Brust nur das eine hervor: „Mensch, das hast du fein gemacht! Ganz ehrlich, ich gratuliere."

Herr Lambert nickte zustimmend. „Ich muß gestehen", sagte er, „solch einen Endkampf – ihr beide seid prächtig gelaufen! Wenn Grabowski beim Stabwechsel nicht gestolpert wäre ..."

„Hoch, Klaus, hurra, hurra!" Die Kleinen waren unsinnig vor Freude. Man verstand kaum sein eigenes Wort, und die Zahl der Hände, die sich Wesselingk entgegenstreckten, war überhaupt nicht zu zählen.

Der Gefeierte zog sich jedoch bescheiden zurück. Es kam wie Verlegenheit über ihn. War es denn wirklich wahr, hatte er Thurow geschlagen, Thurow, dessen Bild noch vor wenigen Tagen in einer Sportzeitung geprangt hatte, Thurow, den jeder Leichtathlet kannte?

Die Klassenkameraden umringten Klaus. „Eine Ehre für Oberprima!"

„Ach, Kinder — ja, freuen tue ich mich schon! Es wäre un-

Mit einem mächtigen, raumverschlingenden Schuß überholte Wesselingk seinen Gegner (S. 10).

recht, wenn ich's nicht täte, denn es ist ja nun mal — ein Bombenerfolg. Trotzdem — was gäbe ich drum, wenn ich an Suhraus Stelle stünde!"

„Du an Suhraus Stelle?" Das Erstaunen war allgemein groß. „Etwa, weil er solch große Klappe hat? Damit schafft man's nicht, mit der Klappe allein —"

Klaus schüttelte den Kopf. „Die gönne ich ihm, die mag er getrost behalten. Nein, er hat mir vorhin erzählt, daß seine Anmeldung zur Marine abgegangen sei. Darum beneide ich ihn, darum allein, denn mein Vater ist doch nicht zu bewegen, obwohl es mein sehnlichster Wunsch wäre ..."

„Zur See zu gehen?"

Klaus nickte heftig. „Solange ich denken kann, zieht's mich dorthin, mit aller Macht zieht es mich!"

„Merkwürdig", scherzte ein Witzbold, „dabei läufst du doch so gut! Warum also willst du fahren?"

Die andern lachten, selbst Klaus lachte mit, und als ihm einer seiner Freunde vorschlug, er solle doch den Erfolg von heute ausnutzen, um bei seinem Vater noch einmal auf den Busch zu klopfen — solch ein Sieg ziehe immer —, da freundete er sich mit dem Gedanken in aller Eile an.

Einen Eichenkranz in der Hand und im Herzen die anerkennenden Worte seines Direktors, stand Klaus am Abend vor seinem Vater. Er war diesem wie aus dem Gesicht geschnitten. Wer die beiden im Dämmerdunkel des Zimmers beieinander sah, hätte sie für Brüder ansehen können, schlanke, mittelgroße Gestalten, hellblaue, lebhaft blickende Augen unter hoher Stirn, breit die Schultern, schmal die Hüften, und in Haltung und Bewegung jene Sicherheit, die nur gestählte Kraft verleiht.

„Das ist ja prachtvoll, Klaus! Also du hast es wirklich geschafft, hast den berühmten Thurow geschlagen?"

„Ja, Vater, es war ein heißer Kampf."

„Kann mir's denken. Und Mutti, was sagt Mutti dazu? Nun wird sie dich wohl wieder verwöhnen?"

„Ich war noch gar nicht bei ihr, wollte dich gern sprechen, Vater, zunächst dich allein."

Herr Wesselingk runzelte die Stirn. Aha, da stak also etwas

Besonderes dahinter! Er stand mit seinem Sohne vortrefflich, der Junge war Holz von seinem Stamm. Wenn nur nicht der eine Widerspruch bestanden hätte, daß Klaus jedes Interesse am väterlichen Beruf vermissen ließ! Dabei war er doch vom Schicksal dafür bestimmt, dereinst die Firma zu übernehmen, nachdem sein älterer Bruder Hans ... „Nimm Platz!" forderte der Vater auf. Da er aber selber im Zimmer auf und ab schritt, blieb auch Klaus stehen. „Also, was ist's? Was liegt dir am Herzen? Ist's der alte leidige Punkt?"

„Vater, geradeheraus gesagt — ja!"

„So, dacht' ich mir's doch! Was gibt dir den Anlaß, just heute damit zu kommen?"

„Ich habe meinen Klassenkameraden Suhrau gesprochen. Er hat mir erzählt, seine Anmeldung bei der Marine sei erfolgt, der Zeitpunkt sei gekommen, der Andrang wäre groß."

Die Tür öffnete sich, Frau Wesselingk trat ins Zimmer. „Klaus, du schon hier?"

„Beglückwünsche ihn!" sagte Herr Wesselingk. „Der Junge hat uns wieder einmal Ehre ins Haus gebracht. Er hat Thurow besiegt und knüpft nun daran die Hoffnung ..."

„Klaus — die Freude!" Die Mutter breitete die Arme aus. Im selben Augenblick merkte sie, daß im Auge ihres Jungen eine Träne blinkte. Da war sie auch schon besorgt und streichelte ihm die Wangen. „Nanu, ist es so ernst? Nagen die Sorgen so tief?"

„Klaus hat wieder einmal wegen der Marine angefragt." Herr Wesselingk räusperte sich. Er fühlte sich bedrückt. „Ich kann doch dem Jungen nicht immer wieder dasselbe erklären, daß unser Verlag seit dem Jahre 1795 besteht, daß er sich seit dieser Zeit vom Vater auf den Sohn vererbt hat, und daß es mehr als bitter wäre, wenn eines Tages an Stelle eines Wesselingk eine unbekannte Hand die Geschäfte leiten müßte."

„Weil unser Ältester, weil Hans ..." Frau Luise schluchzte auf und nahm auf einem Sessel Platz.

Ihr Mann trat hinzu, um sie zu trösten. Ihm selber verschlug es jedoch die Stimme. „Es war hart, was wir erleben mußten" — mühsam nur brachte er es vor — „hart und niederdrückend, Klaus! Und wenn das Traurige nicht gekommen wäre ..."

„Der Tod von Hans?" Klaus hob den Kopf. Seine Erinnerungen an den Bruder waren nur schwach. Als Hans in den Krieg zog, war Klaus ein Junge von acht Jahren gewesen, ein Nachkömmling, das „Nesthäkchen", wie er immer geheißen hatte. Hans war bald, nachdem er ins Feld gerückt war, gefallen. In Flandern war es geschehen. Er war im Kampf geblieben wie Tausende vor und Tausende nach ihm. Daß die Eltern diesen Schmerz nicht hatten verwinden können, das war Klaus nie recht eingegangen. Da hieß es immer, süß und ehrenvoll sei es, für das Vaterland zu sterben; wenn es jedoch die eigene Familie anging, dann überwog das Herzeleid, und Tränen erstickten den Ruhm. Es regte sich etwas wie Trotz in ihm, und mit einer Stimme, die ihm selber fremd vorkam, stieß er hervor: „Ihr wollt mich bloß deshalb nicht zum Waffendienst lassen, weil er schon ein Opfer von uns gefordert hat. Dennoch gibt es Geschlechter . . ."

„Klaus!" Der Vater fiel ihm ins Wort, ernst und in einer Haltung, die den Sohn verstummen machte. „Ich muß dringend bitten, vergiß dich nicht! Du stehst vor deinen Eltern, die dich von Jugend auf behütet haben und nur eine Sorge kannten: dein Wohlergehen!"

„Ja, mein Jung', Vater hat recht."

„Mutter, ich weiß . . ."

„Dann ist es gut. Und damit du nicht an Vertrauen verlierst, will ich dir jetzt eine Eröffnung machen."

„Luise!" Herr Wesselingk begehrte auf. „Ich kann es nicht hören — die Schande!"

„Trotzdem, Klaus soll alles erfahren!" Die Mutter trocknete ihre Tränen und war wieder ganz fest. „Es scheint an der Zeit; unser Sohn ist kein Kind mehr. Besser zudem, er wird von uns aufgeklärt, als daß womöglich ein blinder Zufall uns diese Aufgabe abnimmt."

Herr Wesselingk trat zur Seite und nahm an seinem Schreibtisch Platz. Die Mutter aber streckte Klaus die Hand entgegen. Er griff hastig zu und ließ sich auf der Lehne ihres Sessels nieder, und es kam ganz von selbst, daß er Halt an ihrer Schulter suchte.

„Unser Hans war im Grunde ein lieber Junge", begann

Frau Wesselingk nach einer Weile des Abwartens, und weder Mann noch Sohn merkten ihrer Stimme an, wie gewaltig der Aufruhr war, der in diesem Augenblick in ihrem Innern tobte. „Er verriet bisweilen eine weiche, träumerische Art, und wir scherzten dann, er sei ganz wie der Großvater Wesselingk, der keiner Mücke etwas zuleide tun konnte und sich trotzdem an den Heldentaten der Geschichte berauschte."

„Gewiß", klang es vom Schreibtisch herüber, „in dem Jungen steckte ein guter Kern. Und daß auch er ..."

„Begeisterung kannte", nahm Frau Luise den Faden der Aussprache auf, „bewies er durch die Tatsache, daß er sich als Kriegsfreiwilliger zum Heeresdienst meldete. Im März 1915 ging Hans mit seinem Ersatzregiment ins Feld. Beim Abschied leuchteten seine Augen. ‚Wenn man ein neues Tannenberg mitmachen dürfte!' war sein zweites Wort. Unsere bangen Fragen, ob er sich auch allen Anstrengungen des Feldzuges gewachsen fühle, lehnte er lachend ab. Und hierin, hierin allein ..."

„Gipfelte unsere Sorge." Herr Wesselingk verließ seinen Platz, um mitten ins Zimmer zu treten. „An etwas anderes hätten wir nie und nimmer gedacht. Dennoch kam es herangekrochen, gemein und niedrig wie ein Schlange, daß ich, daß wir ..."

„Laß mich weiterberichten!" bat Frau Luise. „Es regt dich zu sehr auf."

Herr Wesselingk nickte nur. Er blieb stehen, wo er war, und vergrub seine Hände in den Taschen. Zögernder als bisher, gleichsam als wäge sie jedes Wort, fuhr seine Frau dann fort: „Wir bekamen von Hans nur einen einzigen Brief aus dem Felde. Sein Regiment hatte bei Ypern die Feuertaufe empfangen und war offenbar erst nach mehreren Tagen in eine Reservestellung nahe der holländischen Grenze zurückgezogen worden. Und hier, hier geschah dann das Furchtbare, das Jämmerliche. — Ach, mein Kind, ach, Hans, wie konntest du es nur übers Herz bringen, uns, deinen Eltern, die zu jedem Opfer fähig gewesen wären, solch eine Schande anzutun!" Mit einem Schlage war es um Frau Luises Festigkeit ge-

schehen. Sie schluchzte bitterlich auf, vergrub das Gesicht in beide Hände und bebte am ganzen Körper vor Weh.

„Muttchen, mein liebes, gutes Muttchen!" Klaus warf die Arme um ihren Leib. „Mußt nicht traurig sein; sieh, ich bin ja noch hier, bin bei dir! Und wenn Hans ..." Ihm selber wirbelten die Gedanken nur so durch den Kopf; er ahnte nicht, wußte nicht, was eigentlich geschehen war, begriff nur, daß der Bruder den Eltern schweren Kummer bereitet habe und daß über seinem Ende ein seltsames Geheimnis schwebe.

Nun war es der Vater, der den letzten Schleier zerriß. „Wenn es denn sein muß, Klaus — und es ist wohl richtig und gut, daß du eingeweiht wirst — so vernimm also! Vom Regiment kam zunächst eine Mitteilung, daß Hans vermißt werde, aller Wahrscheinlichkeit nach liege ein Unglücksfall vor. Ich machte mich auf den Weg, um mich an den Nachforschungen zu beteiligen. Als ich jedoch in Brügge ankam, da war von einem Unglücksfall keine Rede mehr. Im Gegenteil, man wußte es mittlerweile ganz genau, jeder Zweifel war ausgeschlossen: Hans hatte seinen Fahneneid gebrochen, er war über die holländische Grenze flüchtig geworden. Ich kann dir sagen, Klaus, als mir der Regimentskommandeur diese Eröffnungen machte, da hätte ich vor Scham in den Boden versinken mögen, und ich vermochte nur noch das eine zu stammeln: „Herr Oberst, dann biete ich mich an Stelle meines Sohnes an; ich will versuchen ..."

„So kam es zuwege, Vater, daß du als gereifter Mann in den Krieg zogst" — Klaus hatte den Platz neben der Mutter verlassen — „und dort so schwer erkranktest?"

„Ja, ein halbes Jahr später, an der Ruhr."

„Und warum — warum muß ich das alles erst heute erfahren? Warum habt ihr mich in dem Glauben gelassen, mein Bruder habe tapfer gekämpft und sei ehrlich gefallen?"

Herr Wesselingk schüttelte den Kopf. Er war im Augenblick um eine Antwort verlegen. Da sprang von neuem die Mutter ein. „Mein lieber Junge", bekannte sie, nun wieder ruhig und gefaßt, „hinterher urteilt man immer anders. Uns hatte die Nachricht wie ein Keulenschlag getroffen; rein gefühlsmäßig taten wir alles, um sie zu unterdrücken. Dies Unterdrücken

wurde zur Gewohnheit, auch dir gegenüber. Nun sage selbst, was wirst du tun? Willst du jetzt aller Welt verkünden: ‚Mein Bruder war ein Feigling'?"

„Beileibe nicht! Auch ich ..."

„Siehst du, Klaus! Gut, daß du so verständig bist! Und Vaters Opfer — er war über das Wehrpflichtalter hinaus, als er sich freiwillig meldete — es hat uns Trost gegeben. Wir hatten außerdem noch dich."

„Und ich — ich soll nicht wieder gutmachen dürfen, was mein Bruder am Vaterlande gesündigt hat?"

„Es ist doch jetzt Friede, Klaus!"

„Das gilt mir gleich. Ein Wesselingk hat den Treueid gebrochen, ein anderer muß ihn dafür halten. Vater, Mutter, ich flehe euch an, inständiger als je zuvor: Laßt mich zur See, laßt mich Offizier werden, laßt mich mit der Waffe dem Vaterlande dienen! Ich spür's, ich bin dafür geboren, nicht aber für den Kaufmannstand!"

In Herrn Wesselingk bäumte sich etwas auf, doch er beherrschte sich. Der Junge meinte es ja nicht schlecht. Qual sprach vielmehr aus seinen Augen, ein heißes Werben um Gewährung. Noch trug er als Zeichen seiner Tüchtigkeit den Eichenkranz vom Sportfest in der herabhängenden Hand, und seine Wangen glühten vor innerer Erregung.

Da wandte sich der Vater der Mutter zu. „Luise, was sagst du?"

Die Frau erhob sich von ihrem Sessel. Güte verriet ihr Blick, echte Herzensgüte. Langsam schritt sie auf Klaus zu und hakte bei ihm ein. Dann kam es flüsternd von ihren Lippen: „Wir haben von Hans nie wieder etwas vernommen. Ob er lebt, wir wissen es nicht. Seit zehn Jahren ist er für uns verschollen. Begreifst du es nun, mein Junge, daß wir dich festhalten möchten?"

Klaus wurde es weich ums Herz. Er spürte der Mutter große Liebe und ihre Sorge. „Wenn's nicht in mir zerrte und zöge", stammelte er, „wenn ich nicht wüßte, daß es für mich nur den einen Beruf gibt, daß ich zu allem andern nicht tauge ..."

„Dann würdest du nachgeben?"

Er nickte heftig.

„So aber ..."

„Mutter, ich kann nicht nachgeben, freiwillig nicht. Wenn ihr bestimmt, natürlich, dann muß ich gehorchen. Wenn ihr mir aber glaubt und vertraut, dann laßt mich gewähren und erfüllt mir meinen Wunsch, meinen einzigen, meinen sehnlichsten Wunsch: laßt mich zur See, laßt mich zur Reichsmarine gehen!" Klaus schämte sich vor sich selber, schon wieder rannen ihm Tränen, Tränen der Erregung und Tränen der Ergriffenheit, herab. Ganz sachte machte er sich von der Mutter frei, zögerte einen Augenblick und verließ dann stumm das Zimmer, ohne sich noch einmal umzusehen.

Am nächsten Morgen war der Vater noch immer schwankend. Die Vorstellung, daß seine Firma, der alte, angesehene Verlag, verwaisen solle, schien ihm unerträglich. Da war es die Mutter, die ihre ganze Überredungskunst aufbot, um einen klaren Entscheid herbeizuführen. Und als Klaus aus der Schule heimkehrte, fiel die Entscheidung endgültig zu seinen Gunsten. —

Nun folgten Tage, wo der glückliche Klaus fast die Schule vergaß und allein in Anmeldungsorgen lebte. Er hatte ein Einstellungsgesuch zu verfassen, auf gebrochenem Bogen im Oktavformat, und was ihm noch nie zugestoßen war, er mußte es dreimal schreiben, bevor es absendebereit vorlag. Damit war aber noch längst nicht alles geschafft. Als Anlage war dem Eintrittsgesuch ein Lebenslauf beizufügen. Über Ort und Tag der Geburt hatte sich dieser auszulassen, über den Stand des Vaters, den Familiennamen der Mutter, über den Aufenthaltsort der Eltern, und dann — über die Geschwister. Klaus legte die Feder entsetzt beiseite. Er zerbrach sich den Kopf. Was sollte er schreiben? Die Scham fraß ihm plötzlich am Herzen. Den Bruder eines Deserteurs, ob den die Marine überhaupt annehmen würde? Man konnte doch nicht lügen, durfte die Wahrheit nicht entstellen!

In ihm regte sich dumpfer Groll. Nun, wo der Vater endlich zugestimmt hatte, wuchs ein neues Hindernis empor, hoch und schwer, aber auch voller Niedertracht.

„Hans", murmelten seine Lippen, „wenn du nicht mein Bruder wärst, ich könnte dich hassen, wahrlich — ich könnt's!"

Er erschrak über die eigenen Worte und stand dann zögernd auf. Mutter, schoß es ihm durch den Kopf, Mutter wird zu helfen wissen.

Er täuschte sich nicht. Frau Luise hatte sofort klugen Rat bereit. „Unser Hans ist verschollen, kriegsverschollen; das ist und bleibt eine Tatsache, an der niemand rütteln kann", so tröstete sie den besorgten Sohn. „Etwas anderes brauchst du nicht zu schreiben." Und als er dann wieder über der Arbeit saß, da lief sie ihm plötzlich so glatt von den Händen, als stünde ein guter Geist hinter ihm. Der Lebenslauf wurde schwungvoll abgeschlossen. Warum er just zur Marine gehen wolle, hatte er der Vorschrift gemäß anzugeben. Nun, nichts war einfacher als das: weil sein Herz ihn mit aller Gewalt treibe, es denen nachzutun, die vorm Skagerrak ihre Tüchtigkeit bewiesen hatten. Dann kam die Frage, ob besondere sportliche Leistungen erzielt worden seien. Da blieb Klaus' Feder wieder auf dem Papier stehen, diesmal aber nur aus Bescheidenheit, bis er sich auch hier eines Wortes der Mutter erinnerte, daß ein wirklich tüchtiger Mensch sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen brauche, weil nur falsche Eitelkeit verletze. Er berichtete also genau über seinen letzten ruhmvollen Staffellauf.

Es galt aber auch, sich in der Stadt umzutun, um allerhand Dinge zu beschaffen, welche die Vorschrift verlangte. So war unter anderm ein polizeiliches Führungszeugnis mit gestempeltem Lichtbild beizubringen. Klopfenden Herzens betrat Klaus eines Mittags die zuständige Revierstube. Ob hier am Ende eine neue Fallgrube lauerte? Ganz unbelastet war sein Gewissen nicht.

„Sie wünschen?" fragte eine barsche Stimme.

„Ich wollte zur Marine."

„Das geht uns doch nichts an, da müssen Sie nach Kiel schreiben!"

„Das weiß ich, Herr Wachtmeister. Ich brauche aber ein Führungszeugnis. Hier ist auch das Lichtbild. Genügt es in dieser Größe?"

„Stube drei", antwortete die knarrende Stimme, „übern Korridor, dritte Tür links."

Klaus packte seine Siebensachen zusammen — er hatte sich vorsichtshalber mit allerlei Ausweisen versehen — und strebte dem neuen Ziele zu. Hier wehte ein milderer Wind, mehr noch — man witterte Marineluft.

„Sehn Se mal, Sie wollen also aufs große Wasser?" forschte ein Polizeibeamter, dessen Herzensgüte aus kleinen, vergnügten Äuglein fast zum Hören deutlich hervorkicherte. „Das gefällt mir, war selber mal dabei." Und dann hieß es, nahezu in Form einer Vorstellung, dabei nicht ohne Stolz: „Oberbootsmannsmaat außer Diensten Lemke is mein Name. Anno 1895 war ick als Schiffsjunge einjetreten. Na, und den großen Orlog, den hab ick auf ‚von der Tann' mitjemacht, wenn Se wissen, was das for'n Schiff war".

„Aber selbstverständlich, Herr Wachtmeister, den Großen Kreuzer ‚von der Tann', wer sollte den nicht kennen!"

„Schon gut, schon gut! Liegt nu auch auf'm Meeresgrund. Unbesiegt, versteh'n Se, unbesiegt bei Scapa Flow! Nein, wenn man daran denkt, 's große Heulen könnt' man krieg'n, daß det allens so kommen mußte — unsere schönen Schiffe, unsere stolze Flotte, unbesiegt bei Scapa Flow ..." Der rundliche Wachtmeister stützte den Kopf schwer auf die Hand. Offenbar hatte ihn die Erinnerung ganz trübe gestimmt.

Klaus wartete geduldig. Dabei brannte ihm eine Frage auf den Lippen, die ihn eine Schicksalsfrage deuchte.

Endlich zwang sich der ehemalige Oberbootsmannsmaat mit einem vernehmlichen Seufzer, der aus der Tiefe seines nicht unbeträchtlichen Bauchgewölbes zu stammen schien, zur Wirklichkeit und zum Dienst zurück. „Also, um ein polizeiliches Führungszeugnis is es Ihnen zu tun?"

„Zu Befehl!" versicherte Klaus voller Eifer.

„Na, denn wolln wir mal die Akten studieren, wat Se for'n Schwerenöter sind."

Der Stuhl ächzte, der Wachtmeister erhob sich und ließ zwischen den Zetteln einer Kartothek mit verblüffender Gewandtheit seine dicken, roten Finger spielen.

Klaus blickte sich scheu um — gottlob, sie waren allein im Zimmer! Da faßte er Vertrauen und räusperte sich. „Herr

Wachtmeister, ich hab was auf dem Kerbholz; es wird mir doch nichts schaden?"

Der Beamte grunzte nur, ohne aufzusehen: „Musterknaben sind wir alle nich jewesen. Wat hab'n Se denn ausjefressen?"

„Eine Polizeistrafe von drei Mark hat man mir aufgebrummt wegen Radfahrens auf dem Bürgersteig. Ob mir das hinderlich sein kann, wenn ich zur Marine will?"

„Mensch, daß de de Neese ins Jesicht behältst!" Der Wachtmeister fuhr hoch und lachte, lachte, daß er blaurot anlief. „Wenn Se Ihre unsterbliche Seele sonst nich weiter befleckt hab'n, denn können wir zwee Oojen zudrücken, sogar noch mehr, wenn's nich jenügt." Er zwinkerte Klaus vergnüglich zu, suchte an anderer Stelle mehrere Bogen und Formulare hervor und begann dann mit flüssiger Feder zu schreiben.

Nach einer Weile hieß es: „So, nu geb'n Se Ihr wohljelungenes Konterfei her, dann is allens fertig." Und wie im Selbstgespräch ging es weiter: „Von hinten wird er jeleimt, von vorn haun wir 'n Stempel druff. So, mein junger Herr, jetzt sind Se 'n jemachter Mann, und wenn die Marine Sie nich nehmen will, dann berufen Sie sich nur auf mir — auf den Oberbootsmannsmaat Lemke von S. M. S. ‚von der Tann' — und die letzte Sorgenfalte is ausjebügelt!"

Klaus empfand ein starkes Glücksgefühl, als er im Freien stand. Die Polizeistrafe hatte ihm, peinlich genau, wie er veranlagt war, doch etwas Alpdrücken verursacht. Nun war er auch diese Sorge los. Immer klarer gestaltete sich die Zukunft.

Er begab sich noch am gleichen Tage zum Standortarzt der Garnison, wo er zur ärztlichen Untersuchung angemeldet war. Auf dem Gang des Militärlazaretts traf er mit seinem Klassenkameraden Suhrau zusammen. „Nanu, was machst du denn hier?" forschte Klaus. „Ich denke, bei dir ist betreffs der Anmeldung alles längst in Ordnung?"

„Selbstverständlich", entgegnete Suhrau sehr von oben herab, wohinter sich aber offenbar Verlegenheit verbarg. „Ich war bloß meiner Augen wegen noch einmal zu dem Chirurgus

bestellt." Er hob die Hand zum Gruß und wandte sich zum Gehen.

Gleich darauf öffnete sich eine Tür. Ein Stabsarzt in Feldgrau erschien. „Bitte, kommen Sie herein!"

Klaus betrat ein geräumiges Untersuchungszimmer. „Ziehen Sie sich dort hinter dem Vorhang aus!" verlangte der Stabsarzt. Klaus kam der Aufforderung nach. Vom häufigen Aufenthalt in freier Luft und auf dem Wasser war er ganz braun gebrannt.

Ein im Zimmer anwesender Sanitätsunteroffizier maß Gewicht und Körpergröße und meldete das Ergebnis seinem Vorgesetzten. Dann trat der Stabsarzt vor Klaus hin, um den Körperbau sorgfältig zu betrachten. Ein Lächeln der Befriedigung glitt über sein Gesicht. „Na, Sie sind wohl kerngesund?"

„Ich glaube wohl."

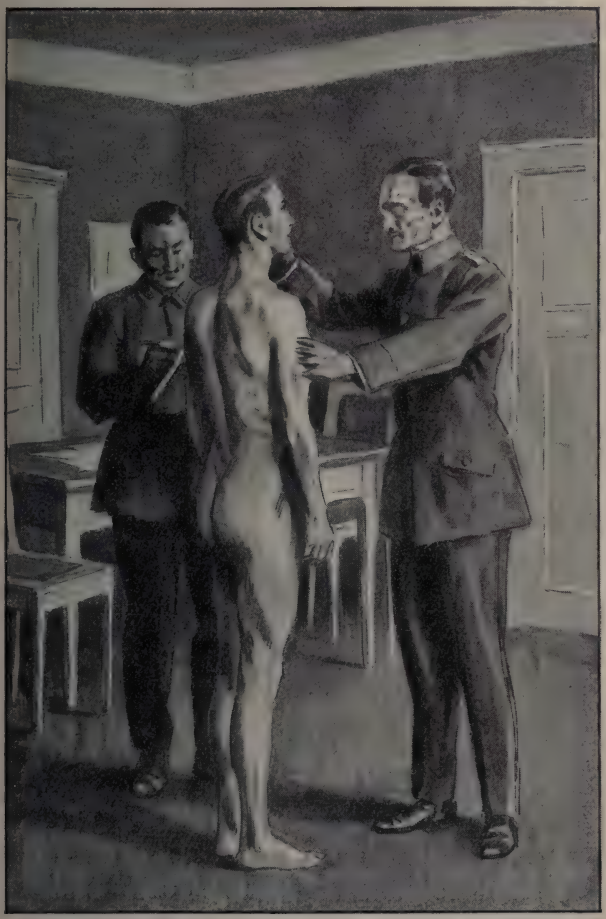
„Sind Sie Turner oder Sportler?" Prüfend umspannte die Hand des jungen Arztes die Muskulatur von Klaus' Oberarm. „Alles, wie es sein soll", lobte er, „fest und doch keine Knollen."

Er maß den Brustumfang, untersuchte Nase, Rachen und Zähne und schritt dann zur Prüfung des Gehörs, wobei der Sanitätsunteroffizier die Augen des Prüflings verdeckte. Alles wurde gründlich und gewissenhaft vorgenommen. Oft wußte Klaus nicht, worum es sich bei der Untersuchung handelte. Zwischendurch mußte er Dutzende von Fragen beantworten. Was ihm selber gefehlt habe, wollte der Stabsarzt wissen, ob in seiner Familie irgendwelche Krankheiten geherrscht hätten, und vieles andere mehr. Zum Schluß kamen die Augen an die Reihe; Sehleistung und Farbensinn wurden festgestellt. Hier gestaltete sich die Prüfung am ausgiebigsten. Die Angaben, die der Stabsarzt machte, trug der Unteroffizier in eine Liste ein.

Als Klaus sich wieder angezogen hatte, richtete der Stabsarzt noch eine Frage an ihn: „Ich war 1915 in Flandern; in meinem Regiment befand sich ein Namensvetter von Ihnen. Sind Sie mit dem verwandt?"

Im Augenblick hätte Klaus vor Scham in den Boden ver-

sinken mögen. Nun kam also doch noch etwas Peinliches. Er wurde glutrot und stammelte, die eigene Stimme klang ihm fremd: „Mein Bruder war es, mein älterer Bruder Hans."



Die Angaben, die der Stabsarzt machte, trug der Unteroffizier in eine Liste ein (S. 22).

„Was ist aus ihm geworden? Lebt er noch?" Der Stabsarzt fragte es ohne Neugier. Offenbar war er nicht im Bilde. Oder heuchelte er Unwissenheit?

„Er ist verschollen." Klaus mußte an die Worte der Mutter denken und dankte ihr im stillen für ihren Rat. „Sehr bald schon verschollen."

„Sie haben keine Nachricht von ihm?"

„Nicht die geringste, Herr Stabsarzt."

„Das tut mir leid, tut mir aufrichtig leid. Ich mochte ihn gern, Ihren Bruder. Er war ein feinsinniger, wertvoller Mensch, voller Interessen und Gedanken. Ich habe ihn zuletzt bei Ypern gesehen, in dem großen Hexenkessel. Das waren Tage! Wenn man daran denkt . . ."

Damit war die Untersuchung beendet. Klaus wurde unterwiesen, daß das ärztliche Zeugnis vom Standortarzt der Inspektion des Bildungswesens der Marine unmittelbar zugestellt würde, und verließ alsdann das Zimmer.

Am Abend legte er dem Vater die gesammelten Papiere vor. Als gründlicher Geschäftsmann überprüfte Herr Wesselingk jedes Blatt und jeden Bogen, um hinterher seine Unterschrift unter die Einverständniserklärung zu setzen, daß sein Sohn sich zu einer zwölfjährigen Dienstzeit bei der Reichsmarine verpflichte.

Dann schüttelte er Klaus lange und fest die Hand. „So, mein Jung'", sagte er, „nun sollen die Würfel fallen! Ich hoffe mit dir, daß sie so rollen, wie wir beide es wünschen, dir zum Glück und zum Segen, uns Eltern aber — zum Stolz und zur Freude."

Über den Vater kam eine mächtige Bewegung. Klaus wollte sprechen, wollte ihm danken, er fand aber nicht das richtige Wort. Ihm selber verschnürte sich die Kehle.

Da öffnete sich die Tür, und die Mutter erschien. „Kommt", sagte sie, „zur Feier des Tages habe ich ein besonders gutes Abendbrot bereitet!" Sie stutzte. „Nanu, was ist denn in euch gefahren? Hat euch irgend etwas die Suppe versalzen?"

„Ach, Luise" — Herr Wesselingk straffte sich — „sei nicht traurig, aber ich mußte im Augenblick an unsern Ältesten denken! Nicht, daß ich um Klaus Sorge trüge — er ist aus

anderm Holz geschnitzt – trotzdem, die Erinnerung lebt wieder auf, die jammervolle Erinnerung."

„Vater, vielleicht steht es um Hans nicht ganz so schlimm, wie ihr gefürchtet habt." Endlich löste sich Klaus die Zunge. „Der Stabsarzt hat Hans gekannt, und wie er über ihn sprach, das hat mir Trost bedeutet."

„Erzähle, Klaus, erzähle!" Nun hingen die Eltern beide an seinem Munde, und wenn sein Bericht auch spärlich ausfiel – er hatte ja nur wenige Worte von dem Stabsarzt vernommen –, so spürte er doch, wie selbst die Kleinigkeit, die er vorzutragen hatte, Vater und Mutter in Aufruhr versetzte und ihnen wohltat. Um seine schlichte Erzählung spann sich Faden um Faden der Unterhaltung, bis es goldene Fäden wurden, und wenn auch keiner von den dreien wagte, dem Gedanken Ausdruck zu verleihen, am Ende könne Hans doch noch unter den Lebenden weilen, vielleicht sei er nicht verdorben und gestorben, wie man seit Jahren angenommen hatte, so nistete sich doch die Hoffnung ein, die Hoffnung auf Rückkehr des verlorenen Sohnes.

Zweites Kapitel

Auf dem Dänholm

„Stralsund – alles aussteigen!" Mit lauter Stimme riefen es die Schaffner, nachdem der Zug zum Halten gekommen war. Abteiltüren flogen auf, Massen von Menschen ergossen sich auf den langgestreckten Bahnsteig und strebten mehr oder minder eilig dem Ausgang zu.

„So, da wären wir!" Suhrau sprang leichtfüßig aus einem der Wagen, wandte sich um und rief ins Innere zurück: „Langst du mir eben mal meinen Koffer heraus?"

Klaus erschien und entsprach der Bitte. Dann stieg er selber aus. Die beiden machten sich auf den Weg, Suhrau unaufhörlich schwatzend, Klaus still und ernst. Er kam vom Abschied im Elternhause nicht los. Nie und nimmer hätte er es für möglich gehalten, daß sein guter, sein zielbewußter, ja, mitunter sogar strenger Vater so weich hätte werden können,

wie es der Fall gewesen war. Die Eltern hatten ihn bis zur Bahn gebracht. Die Fahrt hatte am Goethe-Gymnasium vorbeigeführt. Blitzhell war in dem jungen Menschen die Erinnerung an die letzten Wochen wachgeworden, an die Zeit der mit „Gut" bestandenen Reifeprüfung und die weihevolle Entlassung aus der Schule. Dies alles wogte in ihm nach. Und nun war man am Ziel der Reise angelangt. In Stralsund, auf dem Dänholm, sollte die Einstellung in die Marine erfolgen. Noch eine knappe halbe Stunde, dann begann ein anderes Leben, ein Leben, nach dem man sich mit allen Fasern seines Herzens sehnte und das doch so dunkel vor einem lag, wie nichts von allem, was man bisher durchgemacht hatte.

„Du, das scheinen künftige Kameraden zu sein!" Suhrau stieß Klaus mit seinem protzigen Lederkoffer an. „Der eine, mehr links, macht eine gute Figur. Der andere hingegen, der mit dem Rucksack auf dem Buckel – hm, vielleicht ist es gar kein Seekadett, sondern irgend ein Bowke. Zum mindesten müßte man ihn höllisch in die Mache nehmen, um ihn zu einem brauchbaren Zeitgenossen umzustempeln."

Sie durchschritten die Bahnsteigsperre. Auf einem Platz hielt eine elektrische Bahn, ein kleiner Wagen auf Schmalspurgleisen, nur mit einem Fahrer besetzt.

„Gondeln Sie zum Dänholm?" erkundigte sich Suhrau, indem er gleichzeitig eine Zigarette in Brand setzte.

„So ungefähr", lautete die Antwort. „Dat heet, bloß in de Nächde, rubb nich, denn de Dänholm is 'ne Insel. Se mürten naher noch lopen un de Fähr benützen."

„Was Sie sagen!" Suhrau heuchelte Erstaunen. „Na ja, wenn's 'ne Insel ist – Schwimmhäute sind uns schließlich noch nicht gewachsen."

Sie nahmen in dem engbrüstigen Wagen Platz. Der Fahrer kassierte persönlich das Geld ein und verteilte auch die Fahrscheine. Dann erst ging es weiter. Es waren noch mehrere junge Leute eingestiegen, darunter der mit dem Rucksack, aber auch der andere, der nach Suhrau eine gute Figur machte.

Bereits bei der nächsten Haltestelle kam man ins Gespräch. „Verzeihung", sagte der Rucksackträger, indem er sich an

Klaus wandte, „ich wollte auch auf den Dänholm, bin zur Schiffstammdivision einberufen."

„Wie wir", beeilte sich Klaus zu bekennen. „Das trifft sich ja gut." Er betrachtete sein Gegenüber voller Aufmerksamkeit. Die hellen, klaren Augen zogen ihn an, Augen voller Ehrlichkeit und Zuversicht, Augen, aus denen aber auch Festigkeit und Geradheit des Willens sprachen.

Die Fahrt mit dem elektrischen Bähnchen fand bald genug ihr Ende. „So, nu mürten Se rut", mahnte der Fahrer. „Hier linke Hand gahn Se wieder, ümmer in glike Richtung, denn rechts um de Eck un wedder links. Denn stöten Se up de Fähr'."

Die angehenden Seekadetten bedankten sich. Suhrau bot dem Fahrer eine Zigarette an, worauf dieser bereitwilligst noch eine weitere Anweisung gab. „Wenn de Fähr' affsett, bevor Se rup sünd", riet er nämlich, „denn ropen Se man all von wieden: ‚Will mit, will mit!' Dat is hier so Mode und sport Tid."

Im ganzen wandelten sie nun schon zu einem Dutzend und mehr ihres Wegs. Einer schloß sich von ungefähr dem andern an. Wenn die Unterhaltung auch einer allgemein geübten Zurückhaltung wegen nicht recht in Fluß kommen wollte, so empfand der einzelne doch ein Gefühl der Geborgenheit und freute sich dessen, daß er nicht allein zum Dänholm hinüber mußte.

Die Fähre, die über den Strelasund fuhr, meinte es gut mit den neuangekommenen Freiwilligen: sie wartete, ohne daß auch nur der mahnende Zuruf „Will mit" zu ertönen brauchte.

Angesichts des Wassers, das sich nun rechts und links vor ihnen ausbreitete, wurde es Klaus ganz feierlich zumute. Seit Jahren hatte ihn das Meer gelockt. Seereisen und Seeabenteuer waren für lange Zeit sein bevorzugter Lesestoff gewesen, und als er später mit immer reiferem Verständnis über die Bedeutung der Seegeltung nachgedacht und vor allem die wertvollen geschichtlichen Darstellungen des deutschen Seekrieges studiert hatte, da waren ihm Namen, wie „Emden" und „Karlsruhe", „Scharnhorst" und „Gneisenau", Admiral Scheer und Graf Spee, Weddigen und Graf Luckner, überhaupt nicht aus dem Gedächtnis gekommen. Er hatte ahnend

begriffen, was es hieß, daß das gewaltige Werk der Tirpitzschen Flottengründung zertrümmert sei, und empfand nur den einen heißen Drang, dort aufbauen zu helfen, wo Deutschlands Absturz groß gewesen war, vielleicht am allergrößten.

Über die Insel Dänholm hatte der Frühling seine duftigen Schleier geworfen. Überall regten sich schon die Knospen; Baum und Strauch strotzten vor Kraft und Saft, die Erde dampfte vor Feuchtigkeit, und ein milder Sonnenglanz spendete seinen Segen dazu.

Ein Unteroffizier, der den Ankommenden entgegentrat, als die Fähre anlegte, hatte für die Pracht des Tages keinen Sinn, jedenfalls nicht im Augenblick. Was gingen ihn die braunen Knospen der Kastanien an, die so eitel glänzten, als seien sie frisch lackiert! Was machte er sich daraus, daß aus schwarzem, schwerem Boden lustige Blumen buntfarbig der Sonne entgegenjubelten! Für ihn gab es zur Stunde nur Dienst und nichts anderes als Dienst. Er musterte die Freiwilligen mit Kennerblick, ob es auch guter Ersatz sei, und fand, jedenfalls am Sitz des Anzuges, allerhand auszusetzen. „Halt!" befahl er. „Erst einmal antreten!" Dann zog er eine Liste hervor, um die Namen zu prüfen. „So, nun wieder Koffer hoch! — Ohne Tritt — marsch!"

Holla, das geht ja gleich scharf los! schoß es Klaus durch den Kopf. Er freute sich aber, denn so machte es Spaß. Und wie gut der Unteroffizier aussah! Ein kühn geschnittenes braunes Gesicht, Augen, die befehlen konnten, ohne daß der Mund sich rührte, und auf dem Uniformrock unter dem Eisernen Kreuz Erster Klasse das U-Bootabzeichen.

Nur über eines wunderte sich Klaus: der Unteroffizier trug nicht Marineuniform, sondern war feldgrau gekleidet, und der Posten vor dem Schilderhaus hatte sogar einen Stahlhelm auf dem Kopf. Klaus vermochte sich keinen rechten Vers darauf zu machen. Es enttäuschte ihn fast ein wenig, daß er kein Marineblau sah.

Auf breiter Straße stapften die Ankömmlinge jetzt dahin. Nach einem Marsch von mehreren Minuten langte der Trupp auf einem freien Platze an, der rings von niedrigen Kasernenbauten umgeben war.

Der Unteroffizier schickte sich eben an, gewohnheitsgemäß seine Schar zu mustern, wobei er Suhrau in nicht mißzuverstehender Weise klarmachte, daß man seinen Hut „vierkant" auf dem Kopf zu tragen habe und nicht wie eine Schiebermütze, als auf dem Platz eine hochragende, schlanke Gestalt in blauer Marineuniform erschien. „Unser Kapitänleutnant", zischelte der Unteroffizier, um dann mit scharfer Stimme ein „Stillgestanden!" zu kommandieren.

Der Offizier trat heran.

„Fünfzehn Freiwillige zur Stelle", meldete der Unteroffizier. „Nach Liste geprüft und in Ordnung befunden."

Der Kapitänleutnant legte zum Dank die Hand an die Mütze und wandte sich dann den Ankömmlingen zu. „Ich werde für die nächsten vier Monate Ihr Kompanieführer sein", sagte er freundlich, wobei seine Augen von einem zum andern wanderten. „Sie kommen zur achten Kompanie und werden sofort Ihr Quartier beziehen. Ich heiße Sie auf dem Dänholm willkommen. Es ist eine Stätte, wo ein jeder sich wohlfühlen muß, der sich mit Herz und Hand dem Dienst in der Marine widmet. Und Sie werden sich wohlfühlen, wenn auch manches anders schmeckt als daheim. Der Tag ist ausgefüllt, das Vaterland verlangt viel von Ihnen; es weiß aber auch, daß ein deutscher Mann, der sich freiwillig zum Waffendienst meldet, sein Bestes und Letztes hergibt, um der deutschen Wehrmacht, wie sie Versailles uns gelassen hat, nur zur Zierde zu gereichen."

Klaus überlief es heiß und kalt bei diesen Worten. So hatte noch keiner zu ihm gesprochen, so klar, bestimmt und packend. Am liebsten hätte er dem Kapitänleutnant die Hand gedrückt. Das verbot sich ja aber von selbst. So ließ er ihn nicht aus den Augen und strahlte ihn in einer Weise an, über die er sich selber keine Rechenschaft gab.

Bevor Kapitänleutnant Sierstorff sich zurückzog, ließ auch er sich die Namen der einzelnen und den Stand der Väter nennen. Die jungen Leute wunderten sich baß, wie genau er bereits über sie unterrichtet war, ohne den einzelnen je gesehen zu haben. An jeden richtete er ein paar Fragen, und sie waren fast alle, darüber bestand kein Zweifel, persönlich gemünzt.

„Fritz Kirsten", hieß es, „Sie kommen aus — warten Sie — aus Potsdam?"

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant! Mein Vater ist dort Volksschullehrer . . ."

„Und Sie sind Realgymnasialabiturient?"

„Jawohl."

„Wie ist das Reifezeugnis ausgefallen?"

„Gut, Herr Kapitänleutnant, mit Befreiung vom Mündlichen."

„Seien Sie nicht so bescheiden!" tadelte Sierstorff, und er lachte dabei. „Sie haben ein glattes ‚Sehr gut' erreicht und haben sogar beim Abgang von der Schule noch eine Prämie erhalten."

Als nächster kam der „mit der guten Figur" an die Reihe, der bereits auf dem Stralsunder Bahnhof Gnade vor Suhraus Augen gefunden hatte. Bescheiden und doch nicht ohne Sicherheit meldete er: „Eberhard Kröning; Vater ist Großkaufmann in Übersee."

„In Meriko-Stadt?"

„Jawohl, Herr Kapitänleutnant!"

„Wie kommt es, daß Sie im Berliner Zug gesessen haben? Sie waren doch in Bremen in Pension?"

„Ich hatte Verwandte in Berlin besucht."

„War's schön? Was haben Sie im Theater gesehen?"

„Den ‚Prinzen von Homburg'. Außerdem war ich öfters in der Philharmonie."

„Spielen Sie ein Instrument?"

„Geige, Herr Kapitänleutnant."

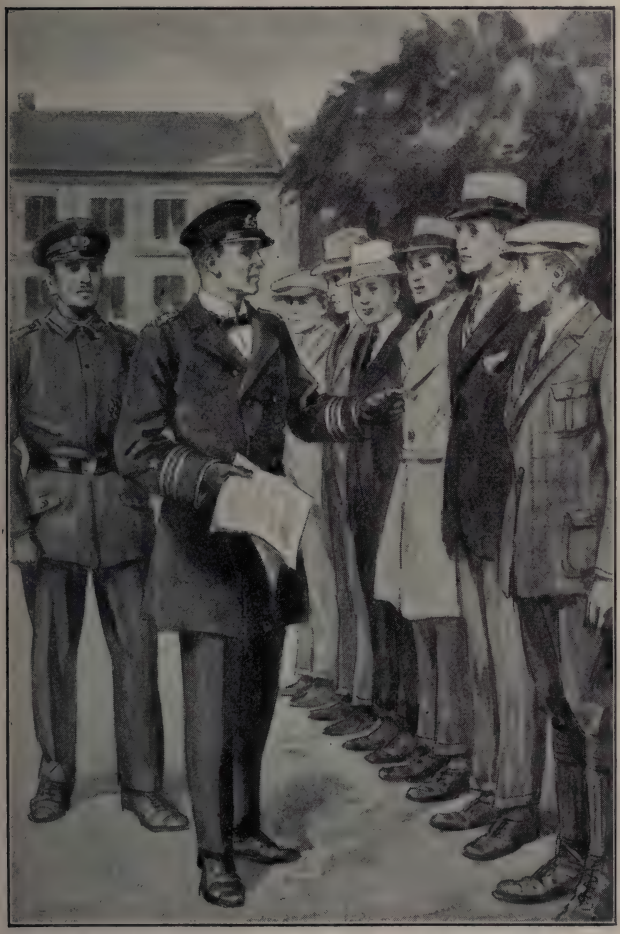
„Nehmen Sie sie später nur mit! An Bord treibt man gern und viel Musik."

Klaus schlug das Herz. Nun war er der nächste. Auch bei ihm wußte Sierstorff gut Bescheid. „Sie sind der junge Mann", sagte er, „der im Staffettenlauf selbst den berühmten Läufer Thurow geschlagen hat?"

Klaus stellte sich nur noch straffer hin. Die Stimme versagte ihm den Dienst.

Der Kapitänleutnant fuhr aber gütig fort: „Bleiben Sie bei solch trefflichen Leistungen! Der Wert gesunden Sports

ist, wie im Zivilleben, auch bei der Marine voll erkannt worden. Na, Sie werden ja sehen! Bei uns auf dem Dänholm geht es schon des Morgens mit einem Waldlauf los."



Bevor Kapitänleutnant Sierstorff sich zurückzog, richtete er an jeden ein paar Fragen (S. 29).

Als letzter im Glied stand Suhrau. Als er die gewünschten Angaben gemacht hatte — sein Vater war Großhändler in Pelzwaren — glitt über das Gesicht des Offiziers eine leichte Falte des Verdrusses. „Sie wissen, daß Ihre Augen noch einmal untersucht werden müssen und daß Sie vorerst nur bedingt angenommen sind?"

„Ja, ich weiß es." Suhrau machte etwas wie eine leichte Verbeugung.

„Der Facharzt wird in den nächsten Tagen kommen. Sie brauchen sich im übrigen keine Sorge zu machen. Es werden alle Offizieranwärter noch einmal gesundheitlich untersucht."

Damit war die Vorstellung zu Ende. Kapitänleutnant Sierstorff legte die Hand an die Mütze und ging.

Der Unteroffizier wartete ein paar Sekunden, um dann, womöglich noch schärfer als vorher, zu kommandieren: „Koffer hoch — rechts um — ohne Tritt, marsch!" Nach seiner Ansicht standen die jungen Leute nunmehr schon mitten im militärischen Leben und waren nicht anders zu behandeln als altgediente Soldaten.

Trotzdem befleißigte er sich einer gewissen Gutmütigkeit, einmal, weil die vom Kompanieführer ausgegebene Anweisung also gelautet hatte, dann aber auch, weil selbst bei ihm hinter rauher Schale ein weiches Herz schlug.

„Wir marschieren jetzt in unsere Kaserne", erläuterte er unterwegs, „in das Gebäude der achten Kompanie, zum Unterschied gegen die andern Kasernen, die Samoa, Togo, Deutsch-Südwestafrika, Tsingtau und Kamerun heißen, Deutsch-Ostafrika genannt. Jede Kasernenstube hat außerdem ihren besonderen Namen, immer passend zum Schutzgebiet."

„Hierdurch soll wohl" — der junge Kröning aus Bremen wagte es zu fragen — „die Erinnerung an unsere Kolonien wachgehalten werden?"

Der Unteroffizier nickte heftig. „Die ganze Geschichte stammt von unserm Kompanieführer, wie so vieles andere. Das ist überhaupt ein Mann! Wir von ‚U 297' — ich war nämlich bei der U-Bootwaffe — wir gingen während des Krieges für ihn durchs Feuer und täten's auch heute noch."

Der Trupp langte vor einem roten Backsteingebäude an,

äußerlich schmucklos und nüchtern, wie ehemals preußische Kasernen gebaut wurden, jetzt aber durch Blumenkästen vor jedem Fenster geschmückt.

„Auch das verdanken wir Kapitänleutnant Sierstorff", rühmte der Unteroffizier, indem er mit der Hand auf die Kästen wies. „Im Sommer macht sich das ganz niedlich, jetzt hingegen ist es man noch dünn." Gleich darauf kam aber wieder dienstliche Strenge über ihn. „Abteilung — halt!" befahl er. Man war vor dem Eingang zum Kompanierevier angelangt.

„So, nun bringen Sie Ihren Ballast" — der Unteroffizier wies auf die Koffer — „'rauf nach den Stuben Bagamoyo, Tanga und Lindi! Ich werde dort die Spinde und Betten verteilen. Dann gibt's zu futtern, und hinterher fällt die Hülle des Zivilisten."

Klaus ließ seine Augen schweifen, als er innerhalb des Gebäudes die Treppe aufwärts stieg. Überall grüßten Karten, Bilder und Inschriften, die an Deutsch-Ostafrika erinnerten. Er spürte das Walten eines schaffensfreudigen Geistes, der bemüht war, dem Grau des Alltags helle Lichter aufzusetzen.

Viel Zeit zum Nachdenken blieb jedoch nicht. Der Mentor der jungen Schar, der Bootsmannsmaat Braun, sorgte sehr bald für Zerstreuung. Hui, wie sie springen und zupacken mußten! Das ging nur so, als seien ganz Bagamoyo und die Nachbarstuben mit elektrischen Funken geladen. „Spinde stauen ist eine Kunst", hieß es, „die nur wenige ganz lernen. Na, wir werden ja sehen, was Sie darin zu leisten vermögen, wenn erst das Zeug verausgabt ist!" Betreffs der Betten lautete die Erklärung nicht minder eigenartig: „Sie können von Glück sagen, daß Sie über solch fürstliche Kojen verfügen, wie Sie sie hier vor sich sehen. Das Modell, in dem ich aufgewachsen bin — na, Schwamm drüber, aus meiner Mutter Ältestem ist trotzdem was Leidliches geworden."

Nachdem man sich in Bagamoyo, Tanga und Lindi genügend umgetan hatte, bekam jeder einen Napf in die Hand gedrückt, dann ging es zur Kombüse, zur Essenausgabe. Auch hier vertrat Braun durchaus die Ansicht, daß seine Zöglinge völlig unfähig seien, sich selbständig zu bewegen. „Aber nun

staunen Sie doch nicht so", mahnte er, „als ob ein Mondkalb am Bratspieß stäke! Vorwärts, hübsch in der Reihe, einer nach dem andern! Ein jeder bekommt seinen Schlag in den Napf, und dann 'raus aus der Tür und 'rin in den Magen, was der Napf enthält!"

Bratwurst gab es mit einer ungeheuren Menge Kartoffeln. Eine wahre Sintflut von Soße wurde darüber gegossen. Dann erhielt jeder noch einen Kanten Brot.

Gemütlich saßen sie bald darauf auf ihren Stuben beisammen. Die anfänglich zur Schau getragene Steifheit wich, der Geist der Kameradschaft begann umzugehen.

Nach einer Viertelstunde erschien der Unteroffizier wieder. „Jetzt werden wir zunächst einmal lernen, wie wir das Geschirr richtig reinigen", gab er bekannt. „Hinterher ziehen Sie Ihren alten Adam aus, um in einen Exerzieranzug, dritte Garnitur Feldgrau, zu steigen, in dem schon mancher vor Ihnen seine kümmerlichen Schweißtropfen zur Ehre des Dienstes vergossen hat."

Auf einen Wink des Bootsmannsmaaten — so viel hatten sie schon gelernt — schossen sie die Treppe hinunter. Draußen ging es im Laufschritt zur Pumpe.

Suhrau flüsterte, als sie beim Abwaschen waren: „Wenn mich unsere alte Köchin so sähe, sie kriegte entweder die Krämpfe vor Lachen oder einen Schlaganfall vor Schreck." Er selber machte aber ein ganz ernstes Gesicht, denn seine innere Aufgeblasenheit hatte bereits an Überdruck eingebüßt.

Nachdem das Geschirr in sauberem Zustande an Ort und Stelle verstaut war, traten die jungen Leute vor der Kleiderkammer an. Es wollte schon dunkel werden. Elektrisches Licht brannte. Trotzdem, der Exerzieranzug mußte noch verpaßt werden; „denn", so erklärte Braun, „ohne ihn sind wir morgen aufgeschmissen, und alle Gemütlichkeit hört auf." Bei der Ausgabe feierte er wahre Redeorgien. Immer bunter und reicher wurde seine Ausdrucksweise. Trotzdem lachte niemand bei seinen Worten. Lachen im Dienst, nein, so etwas kannte Braun überhaupt nicht. „Ich lache nur in der Freizeit", hatte er betont, „und Freizeit kenne ich vorläufig nicht. — Aber Kirsten", rief er laut durch den Raum, „was habe ich gesagt?

Eine gutsitzende Mütze muß sich nur mit Mühe bis an die Ohren herunterziehen lassen. Was Sie da aufprobieren, könnte meiner Großmutter als Nachthaube dienen."

Kröning kam herbeigeschossen. „Herr Bootsmannsmaat, paßt die Hose?"

„Wie der Igel zur Türklinke", lautete die Antwort. „Menschenskind, Sie wollen aus der Freien und Hansestadt Bremen sein und wissen noch nicht mal, daß nicht nur die Beine, sondern auch das Gesäß in einer Hose spannungslos Platz finden müssen? Wenn Sie sich bücken — na, ich will nischt gesagt haben, aber um die Festigkeit der Nähte wär's dann geschehen."

Endlich war man so weit, daß alle zu Brauns Zufriedenheit ihren Exerzieranzug bekommen hatten, bestehend aus Rock, Hose, Stiefel und Mütze. Klaus hatte aber noch Bedenken, ob die Geschichte auch stimme. „Was tragen wir morgen früh, ich meine, zum Waldlauf?" erkundigte er sich.

Da schlug sich der Unteroffizier vor den Kopf. „Mensch, Braun, du wirst in der Tat verkalkt und vergeßlich!" Und zum Verwalter der Kleiderkammer hieß es: „Für jeden noch eine Sporthose ausgeben und ein Paar Sportschuhe dazu, sonst steigt unser Kapitänleutnant mit dem linken Bein aus'm Bett, und der ganze Tag ist morgen verdorben."

An diesem Abend gingen alle früh zur Koje, wie es seemännisch hieß. Die Freiwilligen — insgesamt waren achtzig auf dem Dänholm eingetroffen — wurden nicht zusammengehalten, sondern auf die verschiedenen Kompanien und hier wieder auf die einzelnen Stuben verteilt, so daß also ihre Ausbildung im Verein mit den andern Mannschaften erfolgte. Außer Klaus wurden auf Bagamoyo vier künftige Offizieranwärter untergebracht, Kröning, Kirsten, Suhrau und ein Freiherr von Brechtingen, ein stiller, bescheidener Mensch, der noch sehr jung war, offenbar aber genau wußte, was er wollte.

Klaus und er waren Bettnachbarn. Sie flüsterten vor dem Einschlafen noch eine Weile miteinander. „Wo sind Sie zu Hause?" erkundigte sich Klaus.

„Am Neckar, in der Näh' von Kirchheim."

„Also im Württembergischen?"

„Meine Familie sitzt dort schon seit fünfhundert Jahr'. Wir wohne auf ein'm alte Schloß. 's ischt schön bei uns, sehr schön sogar."

„Und doch hat es Sie zum Norden gezogen?"

Der junge Baron nickte vor sich hin. „Ich bin net der erscht. Mein älteschter Bruder ischt g'falle am Falklandstag unterm Grafen Spee. Mein zweiter Bruder ischt als Kommandant von ‚U 255' von einer britischen U-Bootsfall' aufs gemeinschte hing'mordet worde. Und Eberhard, ein'n Vetter von mir, haben die Briten elendiglich versaufe lasse, als sein Luftschiff über der Nordsee abg'schoss'n war und hilflos trieb. Versteh'n Sie nun, daß es auch mich zur Marine zog'n hat?"

Klaus überlegte, worauf wollte der andere hinaus? An Rachenehmen konnte er kaum denken. Eine Schlachtflotte, die England die Spitze hätte bieten können, besaß ja Deutschland nicht mehr. Was war also der Grund? Er suchte nach einer Antwort.

Da drang es schon wieder ganz leise und ohne jede Überheblichkeit an sein Ohr: „Ich möcht' auch auf'm Feld der Ehr' stehn, wo meine Brüder und mein Vetter ihre Treu' zu Deutschland mit dem Tod besiegelt hab'n. Deshalb bin ich bei der Marine eingetrete." –

Am Morgen darauf begann in aller Frühe der Dienst in der Kompanie. Es war noch stockdunkel. Der Zeiger der Uhr wies auf dreiviertel fünf. Die Korporalschaft vom Dienst stand auf, um draußen bei den Pumpen – „die Wasserkünste" nannte man den Platz – Baljen zum Sichwaschen zu füllen. Eine halbe Stunde später schlug ein Trommler zum Wecken an, ein Flötist begleitete ihn.

Klaus fuhr in seiner Koje hoch. Einen Augenblick mußte er sich besinnen. Was war los? Wo steckte er? Er hatte noch eben von zu Hause geträumt. Warum blies einer, hartnäckig und zum Gotterbarmen falsch „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht"?

„Reise, reise!" Braun stand bereits in der Tür und trieb in seiner Seemannsprache zum Aufstehen an. Nach links und rechts schossen schlanke und dickere Beine aus den verschiedenen Kojen hervor.

„Achtung — der Herr Kompanieführer!" Eine helle Stimme durchschnitt den sich ergebenden Lärm. Da schwand bei den Neulingen der letzte Zweifel, daß äußerste Eile geboten war.

Fünf Minuten später stand alles bereits im Sportanzug vor der Kaserne. Die Luft ging feucht. Manch einen fröstelte. „Als erstes eine Gruppe Freiübungen!" verkündete der Bootsmannsmaat Braun. Als Schatten nur verrenkten sie im Nebel ihre Glieder, um gleich darauf im Laufschritt dem Unteroffizier zu folgen, der die Führung zum Waldlauf übernahm.

Klaus hielt sich neben ihm. Hier war er in seinem Element. „Man sachte", mahnte Braun, „es gibt noch Ungeübte!"

Im Osten stahl sich fahle Morgenhelle in die Höhe. Linker Hand lugte der Mond zwischen hohen Bäumen hindurch. Jetzt wurde die Laufbahn licht. Man kam auf einen freien Platz. Ein Sportplatz war es, groß, geräumig. In Klaus jubelte Freude. War das herrlich auf dem Dänholm!

Alles ging auf die Minute. Auf den Waldlauf folgte das Waschen, und mancher, der sich am Abend davor gegraut hatte, im Freien die Körperreinigung vornehmen zu müssen, empfand nun eitel Wohlbehagen in der Morgenfrische.

Trotzdem warnte Braun: „Es ist nicht immer so milde wie heute. Wenn ein Mailüfterl weht, wollen sich erfahrungsgemäß etliche Kaltwasserfreunde drücken. Ich mache daher schon heute darauf aufmerksam, daß ich auf solche Spezialisten ganz besonders scharf bin."

Kaum war man trocken und stak in seinen Kleidern — um's Himmels willen, in seiner Uniform, Feldgrau dritte Garnitur! —, als für die Neulinge schon wieder eine Überraschung kam. „Backen und Banken!" wurde befohlen. „Backschaften heraustreten zum Kaffeeholen!" Das klang zwar sehr seemännisch und gefiel darum. Was hatte es aber zu bedeuten? Man paßte auf, tat sich um, um alsbald zu begreifen, daß der neue Befehl die Losung zum Holen des Frühstücks enthielt.

Kaffee gab es. Das Herz strengte er nicht an, dafür war er aber heiß. Brot dazu und auch noch Butter — ei, wie das schmeckte, viel, viel besser als bei Muttern! Man hatte ja auch

schon allerhand geleistet. Jedenfalls dachten die Neulinge so, aber nicht für längere Zeit, denn der Verlauf des Vormittags belehrte sie bald genug eines bessern.

Nachdem die Quartiere aufgeklart und gereinigt waren — Braun nannte das: den Wüstensand aus Deutsch-Ostafrika beseitigen —, wurde zum Unterricht angetreten. Ein Leutnant zur See hielt ihn ab, ein frischer, stracker Mensch. Klaus kam bald dahinter, daß auch er am Waldlauf teilgenommen hatte. Natürlich, im Sportanzug hatte man seine Würde nicht erkannt.

Auf den Unterricht folgte Klarmachen zum Dienst, und schon wieder mahnte Braun: „Eine Musterung durch den Kompaniefeldwebel geht allem voran. Der sieht alles, jeden Fleck, selbst wo keiner ist."

In der Tat, der Bootsmannsmaat hatte kaum übertrieben. Die Morgenmusterung schien der Schar der Neulinge der Gipfelpunkt dienstlicher Strenge zu sein. Wie der Feldwebel jeden einzelnen mit seinen Blicken durchbohrte, wie er Dinge zu tadeln fand, die sonst niemand beachtete, das war ohne Beispiel. Winzige Schrammen auf den Stiefeln, kleinste Falten im Sitz der Uniform, mangelhaft geschlossene Knöpfe, nichts entging seinem scharfen Auge. Er bewies eine Zähigkeit im Auffinden von Ausstellungen im Anzug, die selbst einem Braun Achtung abzunötigen schien. Dabei verlor er kein hartes Wort. Er machte seine Feststellungen ohne Zweifel nicht um zu kritteln oder gar um den einzelnen herabzuwürdigen; ihn trieben vielmehr eisernes Pflichtgefühl und die berechtigte Überzeugung, daß ein jeder Mensch, der sauber und ordentlich im Zeuge ist, auch sonst nur Gutes verspricht.

Trotzdem deuchte es die Kompanie eine Erlösung, als Kapitänleutnant Sierstorff erschien. Laute Kommandos ertönten. So gut es ging, wurden die Reihen ausgerichtet. Kurz darauf begann die erste Einführung in das praktisch-militärische Leben mit dem klaren Ziel, jene Manneszucht anzuerziehen, die auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges, zu Wasser und zu Lande, ihre Meisterprobe bestanden hatte.

Klaus mußte sich Zwang antun, um am Abend an seine Eltern zu schreiben, so müde war er. „Nun habe ich geglaubt",

so teilte er ihnen mit, „bis zum letzten körperlich gestählt zu sein, und erkenne schon heute, daß man in dieser Hinsicht immer noch zulernen kann."

Er hatte recht damit; am nächsten Morgen, als es zur freundlichen Ermunterung beim Aufstehen wiederum hieß: „Freut euch des Lebens!" quälte selbst ihn ein Muskelkater, der alle Vorläufer aus der Schülerzeit an Gründlichkeit des Schmerzes bei weitem übertraf. Klaus gab aber nicht nach, er schonte sich nicht und schimpfte auch nicht wie Suhrau. Und siehe da, am dritten Tage war bei ihm alles überstanden, während andere sich noch lange mit bleiernen Gliedern schleppten.

Nun folgten Wochen eifrigen Lernens und ständiger Fortschritte. Auf dem Dänholm wurde ausschließlich Infanteriedienst betrieben, sehr bald schon mit der Waffe, dazu Turnen und Sport, Leichtathletik und Gymnastik. Es dachte kaum jemand daran, das Inselparadies im Strelasund für einen Besuch der Stadt zu verlassen; es lebte sich ja so herrlich in ihm. An den Uferbäumen blühte eine Wildnis von Blumen. Als die Tage länger wurden, hockte man dort im Kameradenkreise, sobald der Dienst beendet war. Die Blicke schweiften dann über das Wasser, riesengroß wuchs die Sehnsucht: wenn wir erst über das Weltmeer fahren! Dennoch liebte man sein Paradies, man liebte den Sportplatz und auch seine Kaserne. Man empfand voller Stolz, wie die Brust sich weitete, wie Arme und Schenkel mächtiger und straffer wurden, daß ungeahnte Kräfte in die Glieder schossen und daß man auf dem besten Wege war, ein ganzer Mann zu werden, ein kernfester Sohn der Heimat, die Großes von jedem einzelnen erwartete, zu deren besten Kindern man zählen wollte — als ein Freiwilliger im edlen Waffendienst.

Der einzige, der nicht recht in den Kreis fröhlicher und zufriedener Kameraden hineinpassen wollte, war Suhrau. Bei der Augenprüfung hatte er bestanden, so daß auch er endgültig angenommen worden war. Er hatte sich auch in die Härten des Dienstes geschickt und war beim Exerzieren nicht einmal schlecht. Trotzdem, Freunde hatte er sich nicht gewonnen. Er war es allein, der nach Stralsund ging, sooft es die Freizeit erlaubte. Wenn die andern sich gelegentlich an den

Schönheiten der Stadt erfreuten, die Baudenkmäler einer längst vergangenen Zeit hansischer Macht und hansischen Glanzes bewunderten oder sonst auf den Spuren geschichtlicher Denkwürdigkeiten wandelten, dann spottete er ihrer und ging seine eigenen Wege, um eine reich bemessene väterliche Zulage in Wirtschaften oder in Lichtspieltheatern zu vertun. –

Hochsommer war gekommen. Die Ausbildungszeit auf dem Dänholm ging ihrem Ende entgegen, eine Abschlußprüfung durch den Inspekteur des Bildungswesens stand vor der Tür. Wie oft in dieser Zeit vom Herrn Admiral die Rede gewesen war – der Bootsmannsmaat Braun und der Kompaniefeldwebel erwachten mit dem Wort auf den Lippen und trugen es auch vorsorglich abends mit sich zu Bett –, man hätte es auf keiner Kuhhaut verzeichnen können. Der Admiral spukte überall, als grimmiger Begutachter des Anzuges, als ein scharfer Vertreter des Sportgedankens, als leidenschaftlicher Infanterist, als sicherer Schütze, gründlicher Kenner jeder Instruktion, kurzum als eine geradezu sagenhafte Persönlichkeit, die durchaus geeignet schien, sofern sie nur wollte, den Atem des Weltalls anzuhalten oder die Achsdrehung der Erde umzukehren.

Der Himmel meinte es gut, als der Tag der Besichtigung gekommen war. Oder hatte auch hier der Admiral seine Macht bewiesen? Am Vorabend hatte es noch aus dünnen Wolken gerieselt, so daß sich manches Gesicht von ängstlichen Sorgenfalten hatte überschatten lassen. Der Regen schluckte aber allen Staub weg. Und an dem wichtigen Morgen war der Himmelsdom derart blank gefegt, daß selbst der Kompaniefeldwebel kein Fleckchen an ihm hätte entdecken können.

Kapitänleutnant Sierstorff war jedoch nicht nur aus diesem Grunde bester Laune. Er lebte vielmehr der Überzeugung, daß jedermann seine Pflicht getan habe, und sah der Besichtigung daher mit größter Ruhe entgegen.

Und er tat recht daran, denn der Inspekteur des Bildungswesens entpuppte sich als ein durchaus wohlwollender, wenn auch streng sachlich denkender und handelnder Vorgesetzter. Er ging allen Dingen auf den Grund, ließ sich nichts vor- oder weismachen, kargte aber auch nicht mit Anerkennung, sobald

das Ziel gestellter Forderungen mit Sicherheit erreicht oder gar überschritten war.

Besonders interessierten ihn die Vorführungen im Sport, weil hier in der Tat Mustergültiges gezeigt wurde, nicht im Sinne der Höchstleistung, sondern in erster Linie als Darbietungen vollendeter Körperbeherrschung. Kapitänleutnant Sierstorff bereitete es besondere Genugtuung, als er dem hohen Vorgesetzten melden durfte: „Wir sind deshalb so weit gekommen, weil die Jugend aus sich heraus strebt und arbeitet. Zwang hat beim Sport ganz gefehlt. Er hat sich allein aufgebaut."

„Woran lag es? Am Geist der Zeit oder an besonders Befähigten?"

„Ich glaube, am Zweiten, Herr Admiral. Das gute Beispiel hat hier wahre Wunder gewirkt. Dem Freiwilligen Klaus Wesselingk verdankt die Kompanie in sportlicher Hinsicht besonders viel."

Klaus traute seinen Ohren nicht, als er zum Inspekteur befohlen wurde. Der schüttelte ihm die Hand und sagte dabei: „Fahren Sie so fort, junger Freund, seien Sie auch weiter von gleichem Eifer beseelt! Ihre sportlichen Leistungen haben mir ausgezeichnet gefallen, und Ihr gutes Beispiel hat manchen Trägeren mit fortgerissen."

Obwohl noch am gleichen Abend das Abschiedsfest der Offizieranwärter stattfand — Klaus konnte nicht anders, er mußte noch zwischen Dienstschluß und Teilnahme an der Feier die Abfassung zweier Briefe einquetschen. An die Eltern schrieb er und dann an seinen Turnlehrer, an Herrn Lambert. In beiden Briefen kehrte die Wendung wieder, er sei so froh und zufrieden, daß er sein Leben lang eifrig geturnt und Sport getrieben habe, denn nun habe es sich bezahlt gemacht, er habe sein Scherflein dazu beitragen können, daß seine Kompanie eine tadellose Besichtigung gemacht habe. Während es bei dem Brief an Herrn Lambert dann weiter hieß: „Ich weiß, daß ich Ihnen so manches verdanke, unermüdlich waren Sie in Ihrer Anregung", wurde bei den Eltern hinzugefügt: „Ihr glaubt gar nicht, wie glücklich ich bin, aber auch ein ganz klein wenig stolz. Ist das schlimm? Ich glaube nicht. Es haben mir

alle gratuliert, selbst mein gestrenger Korporal und, was fast noch mehr wunder nimmt, auch der Kompaniefeldwebel. Darauf kann man sich doch etwas einbilden, denn ähnliches kommt wahrhaftig nicht alle Tage vor."

Der Abend war so schön und milde wie der ganze Tag gewesen war; nur daß man jetzt behaglich beisammensaß und keinen Schweiß mehr vergoß, was in den Stunden der Besichtigung reichlich geschehen war, zum Teil aus Sorge, etwas schlecht zu machen, dann aber auch aus den natürlichsten Gründen körperlicher Anstrengung. Dafür herrschte jetzt wohlverdiente Ruhe.

Der kleine Park vor dem Gebäude der achten Kompanie — Eichen und Kastanien standen einträchtig in ihm zusammen, und an seinen Rändern blühten Flieder und Jasmin mit betäubendem Duft — war von flinken Händen in einen wahren Zaubergarten umgewandelt worden. Bunte Flaggen hingen träge unter den breitausladenden Ästen, und in lustigen Farben glühten überall Papierlaternen. Tische und Bänke waren ins Freie geschafft worden. An ihnen saß alles, was zur Achten gehörte, angefangen vom Kompanieführer bis zum jüngsten Freiwilligen. Der Ökonom von Dänholm und seine Frau — Leute, die mit der Marine so fest verwachsen waren, daß man sich die Insel ohne sie kaum vorstellen konnte — hatten dafür Sorge getragen, daß sich ein stattliches Faß Bier vom Glanze des aufgehenden Mondes umschmeicheln ließ. Man vergaß aber auch nicht, sich mit dem Inhalt des Fasses zu beschäftigen. Heute, gewiß doch, heute sollte einmal gefeiert werden, gründlich sogar! Man hatte es sich redlich verdient, in langen, langen Wochen, insonderheit aber auch am Besichtigungstage selbst.

Über den breiten Weg, der zum Park führte, schritten ein paar Gestalten. Schon arbeitete das Meldesystem: „Der Herr Inspekteur!"

Im Augenblick stand die ganze Kompanie auf den Beinen, so fest und stramm, wie die Eichen ringsum im Boden wurzelten.

Der Admiral grüßte freundlich nach allen Seiten und winkte, Platz zu nehmen. Hier versagte aber seine Befehlsgewalt, denn von der Achten setzte sich keiner früher hin, als

bis der Kompanieführer rief: „Auf die Plätze!" Da krachten die Bänke vernehmlich unter dem Schwung aufprallender Sitzflächen, und der Inspekteur bemerkte schmunzelnd: „Hoffentlich ist kein fiskalischer Bruch zu verzeichnen."

Merkwürdig — hatte bis zum Kommen des hohen Vorgesetzten noch eine gewisse Steifheit geherrscht, die sich aus der Eigenart des Zusammenseins und dem festlichen Putz des stillen Parks ergab, im Augenblick, als das Wort des Admirals von Mund zu Mund umlief — Funkentelegraphie wäre an Schnelligkeit ein kümmerliches Nachrichtenmittel dagegen gewesen —, regte sich eine Laune, die vom heitersten Frohsinn eingegeben war, ohne die Grenze dienstlich gebotener Formen auch nur im geringsten zu überspringen.

Der Inspekteur hielt eine Rede, markig, kurz. Jedes Wort saß, wie es sitzen sollte. Er sprach über den Dienst, sprach über die Marine, sprach aufs Vaterland. Ihm folgte dann der Abteilungskommandeur. Er ließ zunächst Humor durchklingen, gedachte seiner eigenen Seekadettenzeit, machte an Hand von bunt gewählten Beispielen den Wandel der Zeiten klar und schloß daran die Mahnung — nun fesselte er durch Ernst —, sich die Größe der Vergangenheit als Leitstern ständig vor Augen zu halten. „Ihr jungen Leute", so klangen seine Worte aus, „ihr habt auf geweihtem Boden euren ersten Dienstabschnitt vollendet. Stralsunds Name mahnt daran, wie mächtig Deutschlands Seegeltung im Mittelalter war. Hell strahlte damals der Ruhm der Stadt im Verein mit Lübeck, Wismar und Rostock. An den Mauern Stralsunds hat sich ein Wallenstein die Zähne ausgebissen, und Schill, der kühne Freiheitsheld, hat in den Gassen der Stadt sein Herzblut vergossen. Deutschland wird leben, wer zweifelt daran? Noch glüht in unsern Adern warmes, gesundes Blut, noch sitzt Mark in unsern Knochen, und der deutsche Geist weiß trotz unerhörter Kriegsleistung nichts von Müdigkeit. Viele von euch jungen Freiwilligen werden morgen schon den Dänholm verlassen. Ihr kommt auf das Schulschiff ‚Niobe', um euch in der ragenden Welt der hohen Takelage eines Segelschiffs den ersten Seewind um die Nase wehen zu lassen. Später geht's dann mit dem Kreuzer ‚Stralsund' — ein merkwürdiges Zusammen-

treffen, daß der Name wiederkehrt, es mag euch als gutes Vorzeichen gelten — rings um die weite Welt. Vergeßt nie die Zeit auf dem Dänholm, macht stets euren ersten Vorgesetzten Ehre, die euch die Grundlage militärischer Ausbildung gaben, und seid versichert, daß es für einen Deutschen von heute keine ehrenvollere, keine stolzere Aufgabe gibt, als dem Auslande zu zeigen, daß Anstand und gute Sitte nicht dort zu Hause sind, wo man Schmutzkübel einer niederträchtigen Hetzsucht ausschüttet, sondern weit eher an jener Stelle, wo ein zu Unrecht geschmähtes und unbesiegtes Volk trotz schwerster Not frei sein Haupt erhebt, um im friedlichen Wettstreit der Nationen seinen Mann zu stellen!"

Leiser noch als der Atem der Nacht ging der Atem der Hundert, als der Kommandeur geendet hatte. Manches Auge blinkte feucht. Ergriffenheit rührte an Herzen. War es der Wind, der seufzte, oder einer von den jungen Menschen? Stumme Lippen bebten und schwuren einen Eid, schwuren ihn unter deutschen Eichen, den Eid, getreulich tragen zu helfen, was auch immer an Schwerem auf Deutschlands Schultern lastete, bis die heilige Stunde der Freiheit schlug, bis die Ketten zerbrochen zu Boden klirrten, die Haß und Furcht geschmiedet hatten, Ketten der Vergewaltigung.

Doch es währte nicht lange — es sollte bei der Feier auch nicht anders sein —, dann woben wieder Frohsinn und Lustigkeit ihre lockern Fäden durch den bunten Park. Sie fingen selbst schwerblütige Gesellen ein und brachten ringsum alles zum Lachen, besonders als die Freiwilligen zu Worte kamen und in heitern Versen dem Ernst des Dienstes neckische Schalksglocken anhängten.

Niemand hätte es dem steifen Bremer, dem jungen Kröning, zugetraut. Er hatte aber auf verschwiegenem Dichteramboß im Verein mit etlichen Kameraden Verse geschmiedet, die trotz ihrem holprigen Klang wie eine Windsbraut von Ausgelassenheit durch den fröhlichen Abend fuhren und die Seligkeit auf den Gipfelpunkt trieben. Also hatte sein Epos begonnen:

An unserm heut'gen Abschiedstage,
Da mach ich mir die große Plage,

In Versen nochmals zu erzählen,
Womit seit Wochen wir uns quälen.
Wie fängt des Tages Lauf denn an?
Frühmorgens kommt ein wilder Mann
Und flötet laut in grellen Tönen;
Da hilft kein Räkeln, hilft kein Gähnen.
Dann heißt es: „Reise, reise!" plötzlich;
Der Ruf ist weniger ergötzlich.
Steckt auch noch tiefster Schlaf im Leibe,
Raus muß man, daß man Frühsport treibe.

Und weiter ging es, immer lustiger und toller. Alles, was vorgekommen war, wurde unter des Dichters Lupe genommen: der gesamte Dienst, alle Vorgesetzten, jedes Vorkommnis besonderer Art. Da der Vortrag zudem noch in liebenswürdigster Form erfolgte, so brandeten durch die Stille der Nacht wahre Wogen von Heiterkeit.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde fand das Fest sein Ende. Die Flaggen wurden abgenommen, die Papierlaternen verloschen. Zum letztenmal nahm die Kaserne Deutsch-Ostafrika ihre Insassen auf. Während aber sonst auf Stube Bagamoyo, Tonga, Lindi und wie sie alle hießen selbst Morpheus streng an des Dienstes Uhr gebunden war und keine Ausnahme beim pünktlichen Einschlafen gestattete, polterten an jenem Abschiedsabend noch allerhand Geister durch die ernsten Räume, Geister, die mit der Kasernenordnung nichts zu tun hatten, sondern dorther stammten, wo frohe Jugendlust auch einmal austoben will.

Drittes Kapitel

An Bord der „Niobe".

„Heute kriegen wir endlich was auf die Mütze!" Der Kommandant des Schulkreuzers „Niobe", einer Bark mit hoher Takelage und Hilfsmotor, war auf die Kommandobrücke getreten, um nach dem Wetter Umschau zu halten. Über den Himmel schleppten, von wuchtigen Böen getrieben, tiefhängende, schwere graue Wolken. Ab und an striemte es feucht

aus ihnen hervor. An den Masten spannte der Wind das Tauwerk zu straffen Saiten, aus denen es dröhnte, brauste und jauchzte wie aus einer Riesenharfe, und an den Flanken des schlanken Schiffes schoß jappender Gischt dahin.

Der Kommandant hatte mit dem Ersten Offizier Zwiesprache gehalten. Das Schiff lag zu Anker in der Lübecker Bucht. Vor Dahmeshöved hatte es während der Nacht vor aufkommendem Nordwest Schutz gefunden. Nun sollte die Fahrt fortgesetzt werden. Wisby auf Gotland war das Ziel der Reise. Der Wind wehte günstig für die Fahrt. Aber man mußte sorgsam überlegen, wieviel der „Niobe" zugetraut werden durfte. Ihre Besatzung bestand vornehmlich aus den jungen, auf dem Dänholm ausgebildeten Offizieranwärtern. Die frischen, fröhlichen Burschen kamen sich zwar schon als gereifte Seeleute vor; wenn man es aber bei Licht besah, dann konnte kaum einer von ihnen eine Braß von einer Toppnant unterscheiden. Vier Wochen waren sie erst an Bord.

„Werden Herr Kapitän den Motor benutzen?" erkundigte sich der Erste Offizier. Er blinzelte dabei gegen den Himmel. Abermals harfte der Wind mit strengem Sausen um die Masten, man spürte seine schütternde Kraft.

„Wir werden segeln", lautete die Entscheidung. „Es weht aus West-Nord-West, also mit Backstagsbrise. Wenn das Barometer auch fällt, einmal muß man es schließlich wagen, unsern Jungen etwas zuzumuten."

Kurz darauf schrillten die Pfeifen der seemännischen Unteroffiziere über Deck: „Alle Mann auf — klar zum Manöver!"

Aus dem Leibe der „Niobe" quoll es hervor, eine hetzende, über die Niedergänge klimmende Schar von Menschen. Nach vorn und nach achtern ergoß sich der Strom, zu beiden Seiten, nach jedem Mast. Sekunden scheinbarer Unruhe, dann stand jeder eisern auf seinem Posten, einzeln als Vorhandsgast oder auch angetreten in doppelter Front.

„Ankerlichten — Mannspill!" Die Stimme des Ersten Offiziers überschrie selbst den Wind.

Abgeteilte Leute der Fockmastdivision besetzten das Handspill. Im Kreise wurde rundgetreten. Die Kraft der Körper, gegen Spaken gestemmt, brachte das Spill zum Drehen.

Langsam klomm die Lose der Ankerkette in das Innere des Schiffes hinein.

„Kurzstag hieven!" befahl der Erste Offizier. Der Vortoppsoffizier hob zum Zeichen, daß er verstanden habe, eine kleine Handflagge hoch.

Bald darauf meldete er zur Kommandobrücke: „Kurzstag!" Die „Niobe" lag jetzt vor steifer Kette, kurz vorm Losbrechen des Ankers.

„Klüver setzen, Klüverschot Backbord!"

Drei Mann lösten im Vorgeschirr das Segel.

„Klüverfall!" befahl der Vortoppsoffizier. „Heiß Klüver!"

Flatternd und knatternd stieg das dreikante schlanke Segel überm Vorgeschirr in die Höhe. Jetzt kam es steif, stand prall wie ein Brett, ein heller Lappen im grauen Dunst — der Bug des Schiffes fiel langsam ab.

„Aufhieven!" befahl der Erste Offizier. Von neuem knirschte die Ankerkette über die eisenbeschlagene Klüse. Glied an Glied brach sich knackend herein. Die Leute am Spill bekamen schweißfördernd zu tun. Der Anker saß fest, zäh hielt ihn der Grund — plötzlich ein Rucken, Schlieren, Nachgeben.

„Anker ist los!" rief der Vortoppsoffizier nach achtern. Schon fiel der Bug des Schiffes unterm Druck des gesetzten Klüvers steil nach Steuerbord ab.

Nun folgte Kommando auf Kommando. Die Takelage füllte sich mit behenden, klettergeübten Leibern. Über die Wanten, die die Untermasten seitwärts stützten, ging es federnd in die Höhe, dann hinaus auf die Unterrahen und Marsrahen, um die Mars- und Untersegel zu lösen. Inzwischen wurde der Anker vollends gelichtet. Kaum war das Schiff auf Kurs, als auch schon die Segel standen, kraftvoll wie eine gewölbte Brust.

Die „Niobe" duckte sich unter dem einsetzenden Druck. Dann schoß sie stürmisch davon. Mit voller Kraft griff der Wind in die Segel — hei, war das eine Fahrt!

„Klar Deck!" befahl der Erste Offizier. Das Manöver hatte gut geklappt, und zum Zeichen der Anerkennung wurden zehn Minuten Freizeit gewährt, die der Dienstplan sonst nicht vorsah.

Noch segelte man unter dem Schutz der Küste. Der Seegang lief nur flach, aber das graue Wasser rippte sich zunehmend unter den Geißelhieben des Windes. Schaumgeäder breitete sich aus. Es gurgelte und rauschte bereits aus der Tiefe, ein ernster Mahner schwerer See.

Unter den jungen Freiwilligen herrschte fast erregte Stimmung. Bis jetzt hatte man die Ostsee nur als einen Ententeich kennengelernt. Man hatte zwar viel segeln können, aber immer nur so, daß man eben aus der Stelle kam und jederzeit bereit gewesen wäre, außenbords sein Bad zu nehmen, ohne Gefahr zu laufen, den Anschluß zu versäumen. Heute aber, alle Wetter, heute sah es anders aus! Das machte noch Spaß. Die „Niobe" preßte sich sachte auf die Seite und schnob davon wie ein Renner.

Auf einmal wußte dieser oder jener von den Neulingen ganz genau über die Tücken der Seefahrt Bescheid, und die Zahl derer, die schon einen richtigen Sturm mitgemacht hatten, selbstverständlich ohne die geringste Spur einer Anwandlung von Seekrankheit zu empfinden, nahm auffallend zu.

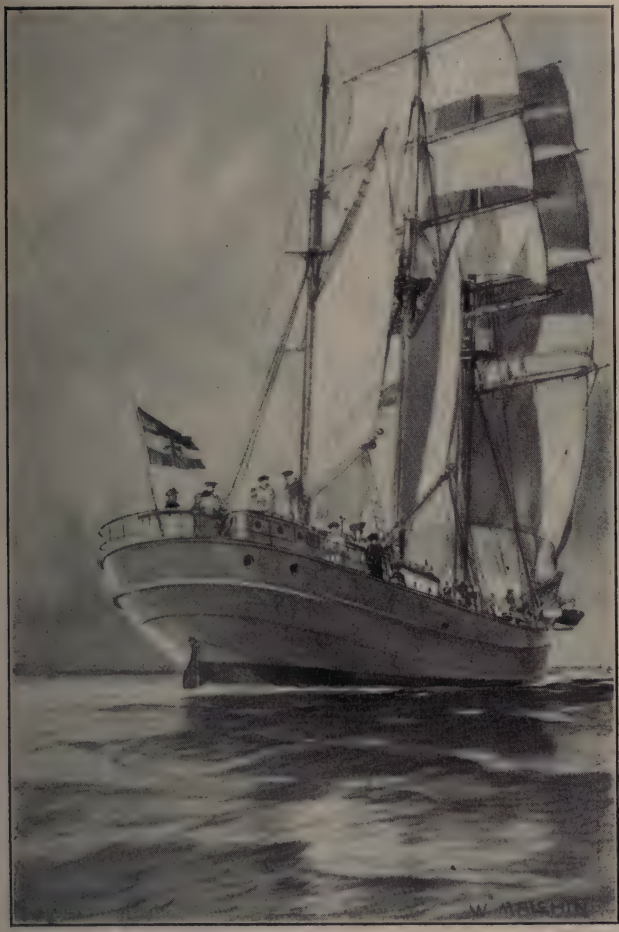
„Ihr gennt mir's schon glau'm", sagte ein junger Held, der aus Leipzig stammte, „renommiert wird auf'm Wasser, und zwar feste. Wer'n gesunden Magen hat, der gann's ruhig mit jedem Wetter aufnehm'n."

War hierbei schon gelacht worden, so wurde die Stimmung noch fröhlicher, als der Freiwillige Söldlinger, ein Urbayer, behauptete: „Bei uns dahoam kraxelt man über die höchsten Berg'; hier sollt' man vor solchen Zwerg'n Angst ham?" Und er bezeichnete verächtlich mit der Hand die bescheidene Höhe der Wellenberge.

Inzwischen strebte die „Niobe" weiter. Noch nie seit ihrer Indienststellung hatte sie solche Fahrt gemacht. Der Wind briste auf und wurde ständig. Mit den Möwen um die Wette flog das Schiff dahin, die Segel gespreizt, den Bug in anmutiger Schwingung, den Kurs auf die Mitte genau zwischen Gjedser Odde und Darsser Ort abgesetzt.

So kam es zuwege, daß man bald in freieres Fahrwasser geriet, das nichts vom Schutze hohen Landes wußte, sondern den Schwung seiner Massen aus langer Seebahn hernahm.

Und der Erfolg? Nun, gar so schlimm war er nicht einmal: die „Niobe" fuhr ja mit Backstagsbrise, der Wind schob also



Kaum war das Schiff auf Kurs, als auch schon die Segel standen, kraftvoll wie eine gewölbte Brust (S. 47).

schräg von achtern und stützte dabei das Schiff. Trotzdem erhob sich zunächst ein sanftes Schlingern, das von Minute zu Minute zunahm und sich schließlich zu ganz artigen, bisher unbekannten Bewegungen auswuchs. Doch die Bewegungen blieben angenehm, denn, wie gesagt, das Schiff fuhr auf denkbar günstigem Kurse und wurde noch dazu vom Winde kräftig gestützt.

„Was machen unsere jungen Leute?" erkundigte sich der Kommandant beim Ersten Offizier. „Hat die Seetollheit schon ihre ersten Opfer gefordert?"

„Noch nicht, Herr Kapitän. Trotzdem hat der Bootsmann seine Baljen bereits aufgestellt."

Sie gingen auf der Brücke auf und ab und freuten sich über ihr Schiff. Das war noch echte alte Seemannschaft, was man hier betrieb; das weitete den Blick, erzog Schneid und Forschheit an und gab den künftigen Seeoffizieren ganz sicher eine gute Grundlage für ihren schweren und vielseitigen Beruf.

Plötzlich schmunzelte der Kommandant. Ihm war ein Gedanke gekommen, ein Gedanke besonderer Art. „Was ist augenblicklich für Dienst?" erkundigte er sich.

„Schiffsreinigung, Herr Kapitän."

„Dann werden wir hinterher mit ‚Alle Mann' ein paar Braßmanöver vornehmen."

„Zu Befehl!"

Der Erste Offizier wunderte sich, denn der Dienstplan sah etwas ganz anderes vor. Er kannte aber seinen Kommandanten. Der fuhr schon im dritten Jahr die „Niobe" und war ein Mann, der überall, wo er zuschlug, den Nagel auf den Kopf traf. Worauf das heute aber hinauslaufen sollte, davon vermochte sich der Erste Offizier zunächst kein rechtes Bild zu machen.

Auf die Erklärung brauchte er nicht lange zu warten, denn alsbald fuhr der Kommandant fort: „Heute ist der gegebene Tag, um unserer jungen Gesellschaft den Ernst der Seefahrt in milder Form vor Augen zu führen. Trotz Windstärke acht liegen wir auf diesem Kurse wie in Abrahams Schoß. Wenn wir aber platt vor den Wind gehen, dann schlingert der Pott, luven wir hinterher an, bekommt er Stampfgefühle. Ich

meine, das ersetzt manchen Vortrag in Seemannschaft, zum mindesten wirkt es eindringlicher."

Da mußte auch der Erste Offizier sein Gesicht zum Lachen verziehen. Er bat sich nur das eine aus, daß die jungen Leute vorher auf die kommenden Erscheinungen vorbereitet werden dürften.

Die Freiwilligen horchten auf, als plötzlich der Alle-Mann-Pfiff ertönte. Nanu, was war los? Fiel der Unterricht aus? Der Gedanke war nicht einmal unerfreulich. Oder war bei dem biestigen Wetter — so nannte man es bereits voller Stolz oder wollte es zumindest im nächsten Brief nach Hause so nennen — etwas Besonderes mit der „Niobe" geschehen?

„Klar zum Brassen!" tönte es über Deck. In der für ihn typischen Stellung lehnte der Erste Offizier an der Vorkante der Kommandobrücke.

Als alles Tauwerk bereitgelegt war, riefen jedoch die Offiziere an den einzelnen Masten zunächst ihre Mannschaft zusammen, um sie über das Kommende zu unterrichten. „Wir drehen jetzt einmal vor den Wind, so daß er also senkrecht von achtern auf die Segelfläche trifft", hieß es. „Dann fehlt dem Schiff die seitliche Stütze, die der Winddruck augenblicklich noch darstellt, und es wird anfangen zu schlingern, das heißt es wird vermehrt um seine Längsachse schwingen."

Voller Aufmerksamkeit hörten die Freiwilligen zu. Das war ja höchst interessant!

„Gibt es noch eine Frage?" erkundigte sich der Großtoppsoffizier, der den mittelsten der drei Masten des Schiffes unter sich hatte. Die Gesamtausbildung an Bord befleißigte sich des Grundsatzes, keinerlei Unklarheiten bestehen zu lassen.

Der junge Leipziger meldete sich. „Herr Oberleutnant", forschte er, „bleib'n denn dabei de Segel fest stehn, oder werden se amende mitpendeln — ich meine, wenn so das ganze Schiff außer Fassong gerät." Offenbar war ihm schon ein wenig unheimlich zumute geworden. Seine Nasenspitze — es handelte sich um einen stärker entwickelten Giebel — wies bereits eine leise Neigung zur Verfärbung ins Grünliche auf.

Der Oberleutnant erteilte die gewünschte Auskunft, indem er feststellte, daß der Winddruck auf die Segel an sich bestehen

bleibe und daß man vor allen Dingen ja auch mit den Brassen die Rahen sichere. Eine Auflockerung der gesamten Takelage komme also nicht in Betracht.

„Noch eine Unklarheit?"

„Nein, Herr Oberleutnant!" scholl es begeistert im Chor zurück.

Darauf hob der Toppsoffizier, zum Zeichen, daß bei ihm alles klar sei, die Toppsflagge hoch. Der Erste Offizier dankte, dann fuhren seine Kommandos über Deck: „Aufbrassen — an die Backbordbrassen, Steuerbord-Großkonterbraß!"

Hui, wie die Freiwilligen an die Enden spritzten!

Langsam begann das Schiff unter der Wirkung des Ruders nach Steuerbord zu drehen.

„Hol' steif — brass' auf!"

In die großen, schweren Rahen schoß mit einem Schlage Leben. Sie irrten suchend nach neuem Halt, und den angehenden Seeleuten, die nach oben starrten, wie das Bild sich nunmehr mache, war ganz so zumute, als kreise plötzlich das Grau der jagenden Wolken um die Masten herum.

Doch diese Vorstellung währte nur kurz. Das Schiff lag bald auf seinem neuen Kurse, dann schickte es sich an — niemand durfte ihm daraus nach Lage der Verhältnisse einen Vorwurf machen oder gar seine Seetüchtigkeit in Zweifel ziehen — ganz gehörig zu schlingern, nach Backbord so viel wie nach Steuerbord, immer hin und her und her und hin. Es wurde ein vollgerüttelt Maß.

Die Freiwilligen sahen sich erstaunt an. Sie starrten auch über die Reling und gegen den Himmel, vor dem die Masten zu bedenklichen Winkeln schwangen. Mit einem Male schien der Seegang gewachsen, ganz fürchterlich gewachsen. Die Seen türmten über Schiffshöhe hinaus und hatten ein Aussehen, ganz anders als vorhin, drohender, mächtiger, steiler.

„Herr Oberleutnant ...!" Der Leipziger rief es, einen Schreckenschrei. Was er sagen wollte, blieb aber unausgesprochen. Fort war er, heraus aus dem Glied, ohne Erlaubnis. Im Sturmschritt fand er den Weg zu den Baljen, die der Bootsmann grinsend umlauerte. Dort opferte er, freilich nicht allein, denn vom Vortopp waren bereits drei andere vor

ihm eingetroffen. „Weeß Knebbchen", sagte er, als er vorerst einmal fertig war, „runter schmeckt's besser als 'rauf!" Die Weisheit hielt ihn trotzdem nicht ab, nach zwei Minuten schon wieder zu opfern, jetzt im Kranz von zwölfen.

Der Urbajuvare triumphierte. „Sakra, wer 'n guten Magen hat, den kann's halt nit derwisch'n!" Über die Größe der aufrollenden Seen — sie glichen den breiten Rücken von mächtigen Ungetümen — hatte aber auch er sich mittlerweile eine etwas andere Ansicht gebildet.

Zeit zum Nachdenken blieb dabei nicht viel. Die Toppsoffiziere unterrichteten schon wieder. Sie verrieten, daß das Schiff jetzt anluven werde, um an den Wind zu gehen. Dann verliere es erheblich an Fahrt, die Rahen müßten ganz scharf angebraßt werden, da der Wind schräg von vorn einfalle. Naturgemäß stehe der Bug des Schiffes dann gegen die See, was zur Folge habe, daß aus der Schlingerbewegung eine Rollbewegung, abwechselnd über die Längs- und Querachse, entstehe. Schmunzelnd fügte der Großtoppsoffizier hinzu, das sei „der wahre Jakob".

Fragen, nein, Fragen wurden diesmal nicht mehr gestellt, einmal, weil der Leipziger noch immer mit Opfern beschäftigt war, dann aber auch, weil keiner mehr so recht Interesse daran hatte, sich mit fernliegenden Dingen zu befassen. Die Masse der jungen Leute war vielmehr nur noch mit sich beschäftigt, mit sich ganz allein.

Von neuem schmetterten Kommandos über Deck, abermals wurden die Brassen bedient, jetzt die, die an Steuerbord fuhren. Die Rahen legten sich gegen die Wanten, so scharf wurden sie herumgeholt. Der Bug des Schiffes schwang stürmisch hoch; taumelnd drehte er nach Backbord. Mit hartem Schlag klatschte eine See gegen die Bordwand, und, zu Millionen von Tropfen zerstoben, peitschte Wasser über Deck. Die an den Baljen bekamen eine volle Ladung ab, was sie in ihrem Zustande nicht sonderlich erregte. Sie blieben bei ihrer Beschäftigung, und das war auch kein Wunder, denn etwas Dringlicheres als das, was sie taten, gab es für sie zurzeit nicht zu tun.

Als die „Niobe" hart am Winde lag, fuhr der Großtopps-

offizier in seiner geruhsamen Belehrung fort: „So, was wir jetzt spüren, das ist eine reine Stampfbewegung. Das Mittel aus Stampfen und Schlingern, das bald genug einsetzen wird, das nennt man aber – ich sagte es schon . . ."

Er wollte jemand danach fragen, starrte aber in mehr oder weniger entsetzte, wenn nicht gar verzweifelte Gesichter. „Es gefällt Ihnen wohl nicht?" scherzte er.

„Doch, Herr Oberleutnant!" behaupteten die ganz Tapferen, und es waren ihrer, um der Wahrheit die Ehre zu geben, eine ganze Menge. Als aber jetzt unter dem Anprall dreier besonders grober Seen das Schiff noch stärker einbolzte als zuvor, als ein neuer Guß von Spritzern über die Bordwand prasselte, da blätterten wiederum etliche ab, um das Hauptquartier bei den Baljen zu bevölkern.

Nun war auch der tapfere Bayer an der Reihe. „Kruzitürken!" entfuhr es ihm. An Worten brachte er jedoch nichts weiter hervor, im Gegenteil, er verpreßte sich den Mund, bis auch er die Rettungstation erreicht hatte.

„So", sagte inzwischen der Kommandant auf der Kommandobrücke, „jetzt ist's vorläufig genug an praktischer Instruktion." Und er trug dem Ersten Offizier auf, das Schiff wieder auf den alten Kurs zu legen.

Eine halbe Stunde später war der ganze Baljenzauber überwunden. Die „Niobe" lief wieder ruhig wie zuvor, gestützt von der Backstagsbrise, und an Seekrankheit dachte keiner mehr.

Auf geradem Kurse ging es weiter, hinein in die breiter und freier werdende Ostsee. Der Wind frohlockte: „Heut' hast du's Regiment!" Und die weißköpfigen Gischtseen tollten nur so mit.

Der Abend war gekommen, dann war es Nacht geworden. Zu einer grauen, undurchdringlichen Einheit vermählten sich Himmel und Wasser. Ab und an nur blitzten Leuchtfeuer auf, sonst lag ringsum alles tot.

Klaus stand vorn auf der Back; als Ausguck stand er dort, zusammen mit Kirsten. Es gab keinen Posten und keinen Dienst an Bord, den die Freiwilligen nicht hätten lernen müssen.

Nun standen sie bald eine Stunde und hatten nichts in Sicht bekommen. Die Ostsee war wie ausgestorben. Nicht ein einziger Gegensegler zeigte sich. Klaus sah sich die Augen aus dem Kopf. Es blieb aber dabei: Schwärze voraus, Schwärze rechts und links, nur daß ab und an helle Schaumstreifen im Wasser gespenstisch aufleuchteten.

Plötzlich ging durch Kirsten ein Ruck. Gleichzeitig hatte auch Klaus den Eindruck gewonnen, als ob an Steuerbord ein Feuerschein geglüht habe, ganz dicht über Wasser, lauernd, geduckt. Aber es war wohl nur eine Sinnestäuschung gewesen. Sollte er eine Meldung erstatten und sich blamieren? Besser war es, man wartete ab, ob sich der Schein wiederholte; noch schien das Melden nicht gerechtfertigt.

Da — wieder der gleiche Eindruck, diesmal jedoch deutlicher schon.

„Kirsten, hast du's auch gesehen?"

„Mir war so, als tanze eine flammende Kugel über Wasser."

„Ein Feuerschein über der Kimm."

„Ob wir's melden?"

„Ja doch, wo wir beide dasselbe beobachtet haben."

Klaus wandte sich nach achtern, nahm ein Sprachrohr zur Hand und meldete der Kommandobrücke: „Richtung zehn Grad ein schwacher Feuerschein!"

„Ay!" scholl es zum Zeichen des Verständnisses durch das Dunkel der Nacht zurück. Der wachhabende Offizier war also unterrichtet. Er nahm das Glas vor Augen und spähte. Richtig, die Meldung stimmte, die jungen Leute hatten sich nicht geirrt.

Was es aber bedeutete, darüber war man sich auch auf der Kommandobrücke noch im Zweifel. Der Schein tauchte auf und verschwand, allem Anschein nach mit der Bewegung der See.

Plötzlich glomm in gleicher Richtung etwas Helleres, etwas Weißes auf. Es stieg hoch, wenn auch nicht beträchtlich, um nach wenigen Sekunden wieder zu verschwinden. Sofort erfolgte auch hierüber Meldung von der Back.

In diesem Augenblick kam dem wachhabenden Offizier eine

Ahnung: wie, wenn sich dort ein Schiff in Seenot befände? Wenn mit Raketen oder Leuchtkugeln und durch Abbrennen einer Teertonne Hilfe herbeigerufen würde? Der junge Offizier schwankte nicht lange. Als ein zweites und dann noch ein drittes Lichtzeichen sichtbar wurden, ließ er dem Kommandanten Meldung erstatten.

Nach wenigen Minuten schon war der Kommandant auf der Brücke. Er verlor kein Wort, beobachtete nur selber, und als für den erfahrenen Offizier kein Zweifel mehr bestand, daß es sich in der Tat um Notsignale handle, daß Hilfe geboten sei, da war sein Entschluß schnell gefaßt. „Wir wollen Bramsegel setzen", befahl er, „um an Fahrt zu gewinnen. Wer weiß, wie groß die Not dort drüben ist!"

Also geschah es, und es war ganz so, als verstünde das brave Schiff, was man von ihm verlangte; es schüttelte sich und lief davon, noch hurtiger als zuvor.

Gegen zwei Uhr morgens kam man dem in Seenot befindlichen Fahrzeug näher. Es hatte unverdrossen Raketen verschossen, und der Feuerschein, den Klaus und Kirsten zuerst wahrgenommen hatten, rührte von einer großen Teertonne her, die der Fremde als weithin leuchtendes Notsignal in Brand gesetzt hatte.

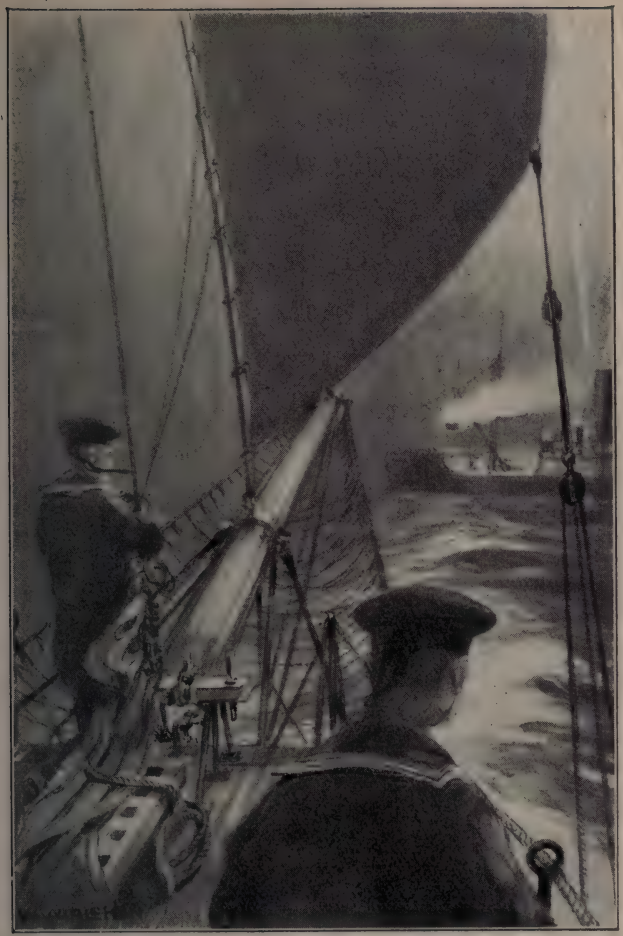
Auf der „Niobe" waren längst „Alle Mann" geweckt. Das Schiff mußte seine volle Manövrierfähigkeit haben, um bei den schwierigen Wetterverhältnissen allen Anforderungen entsprechen zu können.

Neben dem Kommandanten standen der Erste Offizier, der Navigationsoffizier und der Wachhabende Offizier auf der Kommandobrücke, alle voll größter Spannung, das Doppelglas unablässig vor den Augen.

„Es ist ein Dampfer", stellte der Kommandant fest. Unter dem Schein der brennenden Teertonne wuchsen die Formen des Fremden verschwommen hervor.

„Ein kleineres Fahrzeug nur", ergänzte der Erste Offizier die Wahrnehmung.

Das Feuer drüben züngelte und leckte. Goldrot flammte es in der dunklen Nacht. Jetzt nahm man auch den Rauch wahr, wenngleich er sich bald verlor.



Gegen zwei Uhr morgens kam man dem in Seenot befindlichen Fahrzeug näher. Der Feuerschein rührte von einer großen Teertonne her, die der Fremde als Notsignal in Brand gesetzt hatte. (S. 56).

„Lassen Sie morsen: ‚Deutscher Schulkreuzer Niobe'!" befahl der Kommandant.

Es geschah. Der helle Schein der Klapplaterne blitzte zu dem Fremden hinüber.

Als erstes kam das Zeichen für „Nicht verstanden" zurück, hinterher aber: „Dampskib Styrke Köbenhavn".

„Aha, also ein Däne!"

Nun morste die „Niobe" auf Englisch: „German training-ship Niobe."

Das wurde verstanden. Gottlob, die Verbindung war hergestellt! Man konnte sich verständigen.

Während die „Niobe" hinter dem dänischen Dampfer herumfuhr — das Schulschiff ging unter Wegnahme der Bramsegel über Steuerbordbug an den Wind — wurden die wichtigsten Mitteilungen ausgetauscht. Der Däne meldete, daß er infolge der groben See ein Leck im Vorschiff habe und Wasser mache. Außerdem versage seine Lenzpumpe, so daß er das eindringende Wasser nicht beseitigen könne.

„Ich liege zu Anker", hieß es. „Kette hält, Schiff treibt, Wasser im Vorschiff nimmt ständig zu."

„Können Sie sich bis Hellwerden behaupten?" fragte die „Niobe" dagegen.

„Hoffe mit der Handpumpe", lautete die Entgegnung, woraufhin die „Niobe" mitteilte: „Ich bleibe in Ihrer Nähe, schicke am Morgen ein Boot."

Es war ein Glück, daß der Himmel ein Einsehen hatte. Der Wind erschöpfte seine wilde Kraft. Nicht als ob er einlullte, es briste vielmehr noch immer tüchtig, und als der Kommandant der „Niobe" die Segel bergen ließ, um sich unter Zuhilfenahme des Motors auf der Stelle zu halten, da schlug und knatterte es in der Takelage, als solle an ihr alles zu Bruch gehen. Doch die jungen Freiwilligen bewährten sich aufs trefflichste. War es auch ein eigen Ding, in schwarzer Nacht auf der Rahe zu liegen und kämpfen zu müssen mit den zum Festmachen weggefierten und aufgegeiten Lappen, so biß doch alles die Zähne zusammen und bändigte die ungebärdige Gewalt, die sich bauschend gegen den Griff der Hände wehrte.

Kaum waren die Segel fest, als es am Himmel lichter

wurde. Einzelne Sterne guckten neugierig nach unten. Kurz bevor die Sonne aufgehen wollte, brach sich auch der Mond noch Bresche.

Die „Niobe" hielt sich vor dem Dänen. Sie blieb in dauernder Verbindung mit ihm. Um ihm größere Ruhe zu verschaffen, hängte sie am eigenen Heck einen mit ölgetränktem Werg gefüllten Sack über Bord. Der Erfolg war nicht unbeträchtlich, die See glättete sich und verlor an hämmerndem Schwung, so daß der Däne gefahrloser lag. Er bestätigte dies mit einem Morsespruch, der bereits Humor verriet, so wohltuend wirkte die Nähe des Schulkreuzers. „Danke herzlich für Einbalsamierung", lautete der Spruch. „Bekommt mir ausgezeichnet."

Doch dies sollte ein Irrtum sein. Noch war der junge Tag nicht hoch, als ein Alarmsignal auf der „Niobe" anlangte: „Bitte sofort Boot schicken. Schott im Vorschiff droht zu brechen. Äußerste Sinkgefahr!"

Im Handumdrehen wurden auf dem Schulkreuzer die Rettungsboote bemannt. Die jungen Freiwilligen besetzten sie, jedermann eine Schwimmweste um den Leib. Klaus saß am Schlagriemen des einen Kutters. Wind und See schoben platt von achtern. Außerdem durchfuhr man die Strecke des ölgeglätteten Wassers. Als das Boot dann aber aufdrehte, um von achtern bei dem Dänen längsseit zu gehen, da bekam man es im Augenblick zu spüren, daß die Ostsee keine Lämmerweide ist. Der Kutter stampfte wie unsinnig auf und nieder, bolzte krachend mit dem Steven ins Wasser, und aus dem sauberen Schlag der Riemen wurde vorerst ein wildes Durcheinander.

„Zugleich!" rief der Leutnant, der das Boot steuerte, um den Takt anzugeben. Er schlug dabei mit der Faust durch die Luft, als befände er sich in einem schweren Borkampf.

Zoll um Zoll nur kam der Kutter gegen den Wind an, obwohl die jungen Leute an den Riemen rissen, was sie nur konnten. Die Kehle wurde trocken, die Finger brannten, die Schenkel bebten.

„Zugleich — zugleich!" Immer wieder ertönte der anfeuernde Ruf, Schlag um Schlag gruben sich die Blätter der

langen, schweren Riemen durch das Wasser, das zähe schien wie eine lehmige Masse.

Just als die Sonne ihren roten Scheitel über die Kimm schob — die Wolken waren zerflattert, es wollte schön Wetter werden — langte der Kutter, in dem Klaus saß, in Höhe des Dänen an. Von oben wurde eine Vorleine zugeworfen. Flinke Hände nahmen sie wahr und belegten sie um den Steven des Bootes.

An Bord des Dampfers erhob sich Lärm. Man hörte Toben, Schimpfen? „Kujon! Pralerisk Kujon!" Ein Mann, der sich vordrängte, um das Schiff fluchtartig zu verlassen, wurde gewaltsam zurückgerissen. Offenbar herrschte Panikstimmung.

Klaus starrte zum Bug des havarierten Schiffes. Alle Wetter, lag der schon tief! Da schien allerdings Eile geboten.

Vom Ersten Offizier der „Niobe" war der Meister mitgeschickt worden. Der erfahrene Deckoffizier sollte feststellen, ob der Dampfer noch zu retten sei. Der Meister war kein Jüngling mehr. Dazu zierte ihn ein wohlgerundetes Bäuchlein, das ihn aber nicht weiter beschwerte. Behende wie eine Katze kletterte er an einer Jakobsleiter hoch, die der Däne außenbords hängen hatte.

Ein Dutzend Leute empfing ihn, aufgeregt, zum Teil Angst in den Gesichtern. Ganz gemächlich begann der Meister in seinem breiten Kieler Platt: „Guun Dag, Lüüt, wer is de Käpt'n?"

Von vorn stapfte ein Riese herbei, ein Mann, gebaut wie ein Schwerathlet. „Larsen", stellte er sich vor und bot dem Meister die Hand. „You are coming in full time . . ."

„Schnack man Dütsch!" unterbrach der Meister ihn lachend, um dann hochdeutsch fortzufahren, denn nun kam der Ernst seines dienstlichen Auftrags über ihn: „Ich komme, um nachzusehen, ob der Kasten noch zu halten ist. Das Kollisionschott macht Wasser?"

Der Dampferkapitän nickte nur, eine Entgegnung ersparte er sich. Verstanden hatte er also. Der Meister ließ ihn kurzerhand stehen — die nötige Lebensart wollte er ihm später beibringen — und eilte dann ins Vorschiff, wo er sich an Ort und

Stelle von der Leckgefahr überzeugte. Zur gleichen Zeit legte aber auch schon der zweite Kutter der „Niobe" an. Ihm entstiegen ein Maschinistenmaat, der sich sofort in den Maschinenraum begab, und zwei Zimmermannsgasten, Gehilfen des Meisters.

Kapitän Larsen schüttelte sein mehr als massiges Haupt. Diese sonderbaren Deutschen! Er hatte sich entschlossen, sein Schiff preiszugeben, weil es nicht mehr zu retten war, und nun kamen die Fremden und untersuchten es, ganz so, als ob er, der alte Larsen, den jedermann in seiner Vaterstadt kannte, nichts von dem Kram verstünde und als ob der Kasten, die „Styrke", überhaupt noch zu bergen sei. Dabei konnte es sich nur noch um Minuten handeln, bis das Schiff absoff.

Die Mannschaft des Dänen rumorte von neuem los. Sie strebte von Bord, zermürbt von langen Stunden drohender Gefahr. Doch Larsen hatte einen Kopf aus Eisen. „Kujons!" schimpfte er abermals. „Keiner steigt aus, bevor ich's erlaube! Schon damit diese Deutschen nicht glauben ..." Er biß sich auf die Zunge. Wenn ihn einer von den Fremden verstand? Es waren noch mehr von ihnen an Bord gekommen. Seine Retter verstimmen, nun, das schien nicht gerade ratsam, obwohl man die Deutschen haßte, im Grund seiner Seele haßte, schon um des U-Bootskrieges willen, der einem den Sohn geraubt hatte, den einzigen tüchtigen Sohn.

Der Meister kam kopfschüttelnd achteraus. Gleichzeitig tauchte auch der Maschinistenmaat aus der Maschine auf. „Schweinerei!" schimpfte der Maat. „Solch eine Luderwirtschaft!"

„Was gibt's denn?" erkundigte sich der Meister. Er hatte keine Hoffnung mehr, den Kasten halten zu können.

„Nun, die Lenzpumpe war gar nicht kaputt", sprach der Maat.

„Was? Nicht kaputt?"

„I bewahre! Das Sicherheitsdruckventil war nur entspannt — ein Skandal ist das —, so daß die Pumpe nicht saugen konnte, mit dem besten Willen nicht."

„Und nun?"

„Ich habe die Geschichte schon wieder hingekriegt, hab's gleich gehört am Ton des seltsam gurgelnden Wassers."

„Wetter noch mal — wenn wir den Kasten doch noch bergen könnten?" Der Meister war mit einem Schlage Feuer und Flamme.

„Die Pumpe saugt wieder Volldampf!" triumphierte der Maschinistenmaat.

Da schoß der dicke, bewegliche Meister ein zweites Mal, diesmal von seinen Gasten begleitet, in das schon bedenklich schrägliegende Vorschiff hinab und begann im Schweiße seines Angesichts Dichtungsarbeiten vorzunehmen. Über reiche Kriegserfahrungen verfügte man ja. So hatte auch er Erfolg. Das Schott wurde kunstgerecht mit Stützen und Keilen gesichert, die Gefahr undichter Stellen wurde gebannt, und da die Pumpe tatsächlich ganz fröhlich am Arbeiten war, so geschah, was keiner von der Besatzung erwartet hatte: das ruhmlose Ende des Dampfers wurde noch einmal abgewendet.

Auf der „Niobe" hatte man sich schon gewundert, daß die beiden Kutter noch immer längsseit des Dänen lagen, ohne sich zu rühren. Über das Gesicht des Kommandanten ging ein verständnisinniges Schmunzeln. Sollte unser tüchtiger Meister es am Ende doch noch schaffen und den Kasten über Wasser halten? Kurz darauf traf die Bestätigung ein, wenn auch in vorsichtige Form gekleidet. Da rieb sich der Kommandant vor heller Begeisterung die Hände. „Das ist fein, das ist schön!" sagte er einmal über das andere. „So laß ich mir's gefallen! Das verschafft der Reichsmarine Ansehen." Er fuhr mit dem Schiff so dicht wie möglich an den Dänen heran, um durch Zuruf seine Anerkennung auszusprechen.

Kapitän Larsen aber weitete seine Augen. So stand es also? Die Dummheit und Unerfahrenheit seines Maschinisten hatten ihn um Haaresbreite um Ehre und Stellung gebracht? Denn darüber war sich der Hüne klargeworden: seine Reederei hätte ihm unweigerlich gekündigt, wenn die „Styrke" abgesoffen wäre. Im Kontor in Kopenhagen machte man nicht viel Federlesen, da wehte ein scharfer Wind, schärfer noch als auf See. „Leckgesprungenes Vorschiff? Sie hätten vorsichtiger fahren müssen", hätte man ihm sicherlich vorgehalten, und

damit wäre der Fall, aber auch seine Stellung erledigt gewesen. Also es war schon so: den Deutschen verdankte man sein

Der Kommandant der „Niobe" empfing den dänischen Kapitän auf der Kommandobrücke mit den Worten: „Hallo, nun sind Sie wohl zufrieden?" (S. 64)

künftiges Brot, und der Maschinist, dieser stets betrunkene Tunichtgut, dieser Kujon ...

Kapitän Larsen zuckte es in den Fingern, seinen Zorn handgreiflich austoben zu lassen. Da er aber schon einmal in seinem Leben an einer schweren Körperverletzung mit knapper Not vorbeigekommen war, zog er es doch vor, die Finger in den Taschen seines Jacketts zu vergraben, um sie im Zaum zu halten. So ging nur das Jackenfutter in die Brüche, was sich ohne Frage auch leichter ertragen ließ, als wenn es der Schädel eines Mitmenschen, und wäre es auch nur der des minderwertigen Maschinisten, gewesen wäre.

Als eine halbe Stunde vergangen war, hatte sich der Bug des Dampfers bereits merklich gehoben. Dafür war die Schiffschraube, die schon ganz vorwitzig herausgeguckt hatte, dorthin zurückgetaucht, wohin sie gehörte, nämlich unter Wasser.

Kapitän Larsen war im Grunde genommen eine ehrliche Haut und ein anständiger Mensch, wenn er auch die Deutschen nicht leiden konnte. Als es für ihn keinen Zweifel mehr gab, daß sein Schiff gerettet sei, da überkam ihn eine tiefe Rührung. Er vergaß seinen Haß ob des U-Bootkrieges, setzte den Kummer wegen seines elendiglich umgekommenen Sohnes hintan und fragte den Offizier des zuerst angekommenen Kutters, ob er ihn nicht einmal auf die „Niobe" übersetzen könne; ihm liege so sehr daran, sich für die Rettung persönlich zu bedanken. Der Leutnant war gerne damit einverstanden. So fuhr der dänische Kapitän an Bord des deutschen Schulkreuzers.

Der Kommandant empfing ihn auf der Kommandobrücke. „Hallo, nun sind Sie wohl zufrieden?"

„Mehr als das, Kaptain! Ich kann gar nicht sagen, wie..." Die Augen des Riesen füllten sich mit Tränen. Auch sprach er fließend Deutsch. „Für mein Leben werde ich es Ihnen nicht vergessen ..."

„Schwamm drüber! Was wir taten, war Seemannspflicht."

„Trotzdem, Kaptain, Sie wissen ja nicht ..." Mit beiden Händen griff der Däne zu und schüttelte die des Komman-

danten so heftig, daß dieser im Augenblick wähnte, seine Arme trennten sich vom Rumpf.

„Welches ist Ihr Reiseziel?" fragte der Kommandant, nachdem er wieder Herr seiner Glieder geworden war.

„Wir wollten nach Trelleborg."

„Ich werde Sie begleiten."

„Zu gütig, Kaptain! Vielleicht ein Stück, bis man sieht, ob der ‚Styrke' sich auch tatsächlich gut hält."

„Schön, also voran! Schicken Sie mir meine Leute an Bord, sobald die Arbeiten fertig sind, und gehen Sie dann gleich Anker auf!"

Als Kapitän Larsen wieder im Kutter saß, um auf den Dampfer zurückzukehren, machte er seinem Herzen erst richtig Luft. Die ganze Fahrt über pries er die Deutschen und schalt sich selber einen Narren, daß er sie bislang nicht habe leiden können. „Man muß so etwas am eigenen Leibe verspüren", versicherte er ein über das andere Mal, „dann erst kommt der richtige Verstand."

Was nun folgte, ging alles glatt vonstatten. Die „Niobe" heißte ihre Kutter, und der „Styrke" lichtete Anker. Langsam pendelte der alte Kasten auf seinem Reisekurs. „Niobe" hielt sich ihm zur Seite.

Der Wind schlief mehr und mehr ein. Die Sonne strahlte aus blankem Himmel. Es wurde ein warmer, stiller Tag.

Zwei Stunden lang sah sich der dänische Kapitän die Sache in Ruhe an, dann rief er durch ein Sprachrohr hinüber: „All right, die Pumpe schafft es, wir halten durch!"

Da drehte die „Niobe" ab. Sie heißte das Flaggensignal: „Wünsche gute Reise!"

Der Däne aber antwortete: „Hoch lebe die deutsche Marine!"

Viertes Kapitel

Ausreise

In der dritten Einfahrt der Wilhelmshavener Werft, einem mächtigen Schleusenbau, den Menschengeist und Menschenhand in kluger, zäher Arbeit einer schlickigen, der

Seefahrt abholden Küste abgerungen haben, lag der Kreuzer „Stralsund" feierlich unter gesetzten Toppflaggen. Noch wurde er von Leinen gebändigt, die ihn fest mit dem Lande verbanden, aber in seinem Innern, da blähte sich bereits der Dampf, um in die Maschinen zu strömen. Wenn sie erst ansprangen — kaum konnte man es erwarten —, dann ging es hinaus in die weite Welt, dann wurde die Heimat für anderthalb Jahre verlassen, dann fuhr man rund um den Erdball und lernte mit offenen Augen Gottes herrliche Schöpfung kennen.

Aus den Freiwilligen, die vor sieben Monaten auf dem Dänholm in die Marine eingestellt wurden, waren mittlerweile Seekadetten geworden. Klaus hatte mit Kirsten, Krönig und dem Freiherrn von Brechtingen einen engen Freundschaftsbund geschlossen. Sie ergänzten einander aufs trefflichste und waren ein Herz und eine Seele.

„Heute sieht man seine Eltern für lange Zeit zum letztenmal." Kaum hatte Klaus das Wort gesprochen, als er es auch schon bereute. Die Seekadetten waren beim Umziehen vor ihren Kleiderspinden. In einer halben Stunde war Gottesdienst an Bord. Hinterher durfte alles noch einmal an Land, nicht etwa nach Wilhelmshaven hinein, sondern nur auf die Schleusenanlagen, um den letzten Abschied zu nehmen. Hierbei würde Klaus seine Eltern treffen, aber Kirsten, nein, dessen Angehörige waren nicht gekommen. Sie hatten die Reise gescheut, das Geld hatte gefehlt. Der junge Mensch trug schwer daran, zumal auch Brechtingens Vater, sogar mit einem Kraftwagen, aus Württemberg heraufgeeilt war.

Klaus drückte dem Freunde die Hand. „Verzeih, wenn ich taktlos war, aber die Freude ..."

Da scherzte Kirsten schon wieder: „Krönings Eltern sind ja auch nicht hier, und ob wir nach Meriko kommen, um sie dort zu sehen, das scheint doch noch sehr unsicher."

Als die Seekadetten nach Abschluß ihres dreimonatigen Kommandos auf der „Niobe" an Bord der „Stralsund" gekommen waren, hatte ihrer eine freudige Überraschung gewartet. War es schon aufregend gewesen, daß man in dem wachhabenden Unteroffizier an Deck den Bootsmannsmaaten Braun von Stube Bagamoyo wiedererkannte, jetzt gottlob in

Marineblau gekleidet, so war die Freude riesengroß gewachsen, als bekannt wurde, daß sich auch Kapitänleutnant Sierstorff an Bord befinde, ja, noch mehr, daß ausgerechnet er zum Seekadettenoffizier bestimmt sei. Das war ein Vorzeichen für das neue Kommando gewesen, ein Vorzeichen so schön und glückverheißend, wie man sich kein besseres wünschen konnte. Sierstorff war ein Mann, den Führergaben im reichsten Maße auszeichneten. Den Grundzug seines Charakters bildeten Gerechtigkeit und Wohlwollen. Wenn er auch aus dem Dienst kein Puppenspiel machte, sondern mit strenger Faust regierte, so fühlte doch jeder einzelne heraus, daß die Strenge nur der Sache und nicht der Würde des Vorgesetzten dienen sollte. Noch eines: Sierstorff war vor allen Dingen ein goldener Humor eigen, den er selbst im Dienst nicht vergaß. Ja, er liebte es sogar, dem Grau einer ernsten Stunde mit einer lustig hingeworfenen Bemerkung plötzlich helle Lichter aufzusetzen. Auch heute hatte er die Lacher auf seiner Seite, als er durch den Knäuel der sich umziehenden Seekadetten schritt — halbnackte und noch weniger bekleidete Gestalten quetschten sich durcheinander, Unterhosen und Troyer wogten nur so durch die Luft — und dabei bemerkte: „Wer mit dem Umziehen nicht zur rechten Zeit fertig wird, wird vom ersten Teil der Reise endgültig ausgeschlossen."

Gleich darauf sprach er Kirsten an: „Ihr Herr Vater hat an mich geschrieben. Er bedauert es sehr, heute nicht hier zu sein, und er hat mich beauftragt, Ihnen dieses Andenken zu überreichen."

Kirsten fühlte ein kleines Päckchen in seiner Hand. Er wagte nicht, es angesichts des Vorgesetzten zu öffnen.

Sierstorff scherzte: „Nun, sind Sie jeder Neugier bar?"

Da löste Kirsten die sorgfältige Verpackung und hielt in der Hand — einen Lederklapprahmen mit den Bildern seiner Eltern. Im Augenblick wollten ihm vor Rührung die Tränen kommen. Doch so wie er vor seinem Vorgesetzten stand, in Unterhose und Troyer, beherrschte er sich. Im Gegenteil, er nahm sich noch straffer zusammen, als er vorher schon gestanden hatte. „Es sind Photographien meiner Mutter und meines Vaters", stammelte er.

Da bot ihm Sierstorff die Hand. „Sehen Sie, nun sind die Eltern doch noch gekommen, jedenfalls mit all ihrer reichen Liebe. Das bedeutet viel im Leben, sehr viel sogar."

Es war neun Uhr, als die Schiffsglocke mit feierlich bebendem Schlage, bald stärker anschwellend, dann wieder sanft verklingend, die Besatzung zum Gottesdienst rief, zum letzten Gottesdienst vor der Ausreise. Auf dem Achterdeck war der Altar aufgebaut, und zwar so, daß die große Kriegsflagge am Heck wie schützend über ihm wehte. Davor versammelte sich die Mannschaft der „Stralsund", dreiundeinhalbhundert Mann. Der Geistliche sprach mit tönender Stimme, schlicht im Ausdruck, ernst im Wort. Von den hohen Aufgaben sprach er, die dem Schiff bevorstünden. Als erstes solle es nach langen Kriegs- und Nachkriegsjahren seinen Kiel um die Erde führen, um Front zu machen gegen den nicht endenwollenden Lügenfeldzug mißgünstiger Gegner. „Ihr sollt aber auch", so führte der Pfarrer aus, „in fernen Welten allen guten Deutschen Grüße von der Heimat bringen und sollt davon berichten, daß unser Vaterland mitnichten am Boden liegt, sondern sich hochstemmte mit aller Kraft, so Gott will, einer neuen, glückhaften Zeit entgegen."

Dann folgte der feierliche Segen, und jeder nahm ihn für sich an.

Kaum war die letzte Strophe des Schlußliedes verklungen, als ein Postbote über die achtere Stelling eilte, die die „Stralsund" mit der Dockwand verband. „Ein Telegramm von der Reichskanzlei!" Der Bote kam sich ganz wichtig vor, indem er wiederholte: „Von der Reichskanzlei!"

Das Telegramm wurde flugs zum Kommandanten gebracht, und im Handumdrehen war die Nachricht in aller Munde: der Reichspräsident hatte depeschiert, Hindenburg entbot dem Schiff seine Abschiedsgrüße und treuesten Wünsche.

„Hindenburg, Hindenburg!" Ganz ehrfürchtig flüsterte man sich den Namen zu, und vor den Augen der Besatzung stand die hochragende, kantig gemeißelte Gestalt des Eckarts am deutschen Volke, jenes Treuesten aller Treuen, jenes Tapfersten aller Tapferen, jenes Selbstlosesten aller Selbstlosen — des wahren Retters Deutschlands!

Inzwischen hatte sich der Pfarrer mit dem Kommandanten in die Kajüte begeben. Der Erste Offizier befahl: „Wegtreten! Verkehr mit dem Lande ist erlaubt."

Das galt als ein Wort — selbst Hindenburg war im Augenblick vergessen. Über die Stellings quoll es in dichten Massen. Von der Besatzung blieb nur zurück, wen der Dienst an Bord fesselte. Es gab aber auch nur wenige, die an Land nicht erwartet wurden. Wer war da nicht alles gekommen, um die „Stralsund" noch einmal zu sehen! Großeltern, Eltern, Geschwister, Kinder, Freunde, Verwandte und Bekannte, Bräute und andere Töchter der Stadt, Bürger Wilhelmshavens, Werftarbeiter, die ihr Schiff, an dem sie gearbeitet hatten, noch einmal prüfend betrachten wollten, Schneider, Schuster und sonstige Lieferanten — kurz ein toller Wirrwarr von Tausenden von Menschen, zwischen den sich jetzt noch die bunte Schar der Besatzung mischte.

In der Erregung war Klaus an seinen Eltern vorbeigeschossen. „Aber Jung, hier stehen wir ja! So lauf doch nicht an uns vorüber!" Mit heller, verzweifelter Stimme rief es Frau Luise hinter ihm her. Unter den Umstehenden setzte es angesichts dieser Notlage ein fröhliches Gelächter. Ein Wilhelmshavener Bürger hielt Klaus schließlich am Zeuge fest. „Hallo, Hein, holl stopp — Mutter ruft!"

Da bekam der Sohn fast einen Schreck, um dann in Frau Luisens Armen zu liegen.

Herr Wesselingk verbarg seine Bewegung. Er wollte es Klaus nicht schwer machen. „Schönes Wetter habt ihr", lobte er. „Hoffentlich bleibt es euch treu."

„Für anderthalb Jahre?" Frau Luise hob den Kopf. „Ist das nicht ein bißchen zu viel verlangt?" Selbst aus ihren Augen blinkte jetzt Fröhlichkeit, wenn auch das Herz vor Wehmut zitterte.

Ein harter Paukenschlag ertönte in der Ferne, dann setzte klingende Militärmusik ein; die Kapelle der Landmarineteile rückte an, um der „Stralsund" noch ein Ständchen zu bringen. Nun verstand man sein eigenes Wort kaum mehr, so viel Laute und Geräusche summten, dröhnten, gellten, tirilierten und fiepten durcheinander. Es war aber trotzdem schön, sehr

schön sogar, und wenn es nicht die Abschiedstunde gewesen wäre, mancher hätte gerne die Arme zum Tanzen gehoben, so verlockend spielte die Kapelle. In den Füßen zuckte es jedenfalls vielen.

Brechtingen war mit seinen Angehörigen abseits geschritten. Niemand hätte den Eltern den freiherrlichen Stand angesehen, so einfach gaben sie sich. „Bischt du jetzt glücklich, mein Sohn?" forschte der Vater.

„Oh, von Grund aus!"

„Und deine Freund' . . ."

„Oh, das sind glatte Burschen!"

„Sind ihre Eltern da?"

„Nur die vom Wesselingk. Soll ich euch vorstellen?"

Frau von Brechtingen lehnte ab. „Zeig sie uns nur, Ulrich! Wir wollen uns dann selbst mit ihnen bekanntmachen. Jetzt in der Abschiedstunde soll man nicht stören." Sie hakte beim Sohn unter und zog ihn mit sich fort. Zwei Jungen hatte sie schon dem Vaterlande geopfert — der eine ruhte im Stillen Ozean, der andere in der Nordsee — nun ging auch Ulrich aufs Wasser, Ulrich, ihr letzter, ihr bester.

Kein Wort kam über ihre Lippen, kein Wort der Klage, und als Herr von Brechtingen mahnte: „Halt dich allzeit brav und wacker!" da nickte sie nur und fügte hinzu: „So wacker, wie deine Brüder waren."

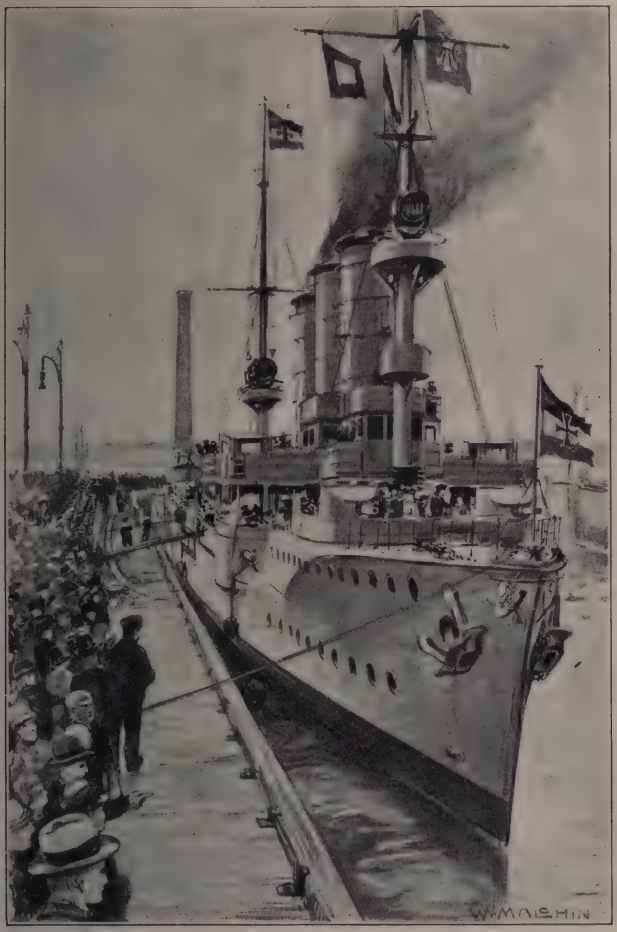
Lange währte das Beisammensein nicht, lange konnte es nicht währen. Um elf Uhr pfiff der Bootsmannsmaat der Wache auf seiner Pfeife, und Brauns scharfe Kommandostimme ertönte: „Antreten in Musterungsdivisionen!" Da galt es den letzten Abschied zu nehmen, den unwiderruflich letzten Abschied.

Klaus hatte Kirsten seinen Eltern vorgestellt. „Sollen wir auch bei Ihnen zu Hause Grüße bestellen?" erkundigte sich Frau Luise. „Nach Potsdam ist es von uns ja nicht weit."

„Das wäre schön, ich wäre so dankbar . . ." Fort stürmten die beiden, Klaus und sein Freund, und kamen fast als letzte an Bord.

Auf dem Kreuzer sollte sich aber noch hoher Besuch einfinden. Der Inspekteur des Bildungswesens der Marine nahte,

ferner der Chef der Marinestation der Nordsee und dazu in ihrer Begleitung auch der Bürgermeister von Stralsund.



Nun trug das Schiff ein Ehrenmal, das ihm künftig an Festtagen wie heute zur besonderen Zierde gereichen sollte (S. 72).

„Front nach Steuerbord!" wurde befohlen. Bei den an Steuerbord angetretenen Divisionen erfolgte eine straffe Kehrtwendung. Wie Mauern standen die Mannschaften. An Land reckte alles die Hälse, um die Vorgänge zu verfolgen.

Nun begann ein Akt, der schon des Miterlebens wert war. Stralsunder Frauen hatten ihrem Patenkreuzer eine seidene Flagge gestickt, geschmückt mit dem uralten Wappen der Stadt, das mit seinen Pfeilen und mit seiner Krone an so manche ruhmreiche Waffentat erinnerte. Der Bürgermeister übergab die Flagge mit einer warmherzigen Ansprache. Der Kommandant dankte mit kraftvollen Worten.

Kurz darauf ertönten die Kommandos: „Stillgestanden! Front nach vorn! Heiß Flagge!"

Feierlich in ihrer seidenen Schwere stieg die Stadtflagge am Vormast der „Stralsund" in die Höhe, während die Kriegsflagge, die dort geweht hatte, gleichzeitig niederging. Die Bordkapelle spielte den Präsentiermarsch. Alles starrte gebannt nach oben. Nun trug das Schiff ein Ehrenmal, das ihm künftig an Festtagen wie heute zur besonderen Zierde gereichen sollte.

Als die Musik verstummte, blieb Ergriffenheit über der weiten Schleuseneinfahrt liegen. Es währte etliche Sekunden, bis neue Kommandos laut wurden und auch die Massen außenbords wieder in Bewegung gerieten.

Der letzte Besuch, die Admirale und der Bürgermeister, ging inzwischen von Bord. Laut schrillte die Pfeife des Bootsmannsmaaten den vorgeschriebenen Ehrengruß.

Und dann — dann fuhr es wie ein Ruck durch den Kreuzer. „Klar zum Manöver!" Die Besatzung hastete auf ihre Stationen.

„Leinen los!" Wie von Geisterhänden weggenommen verschwanden die Festmacher, welche die „Stralsund" mit dem Lande verbanden.

Die Maschinentelegraphen schlugen klingend an. Längst war das Schleusentor offen, und in ruhiger, gleichmäßiger Fahrt glitt das schlanke Schiff davon. Tausende von Tüchern winkten, Tausende von strahlenden, aber auch feuchten Augen grüßten.

„Drei Hurras für den Kreuzer ‚Stralsund'!" Wer hatte es gerufen? Der Admiral selber? Der Inspekteur des Bildungswesens? Alles an Land fiel ein, es jubelte und brauste nur so durcheinander, und heiße Wünsche stiegen gen Himmel. Als dann aber die Kapelle der Marineteile das Deutschlandlied erklingen ließ, da entblößten die Männer ihr Haupt, falteten die Frauen die Hände, und allen wurde das Lied in dieser Stunde zum Erlebnis.

Längst war die „Stralsund" außer Sicht, als noch immer größere und kleinere Gruppen von Schaulustigen beisammen standen, die sich vom Platz des Abschiednehmens nicht trennen mochten. Herr und Frau von Brechtingen hatten wahrgemacht, was sie dem Sohne versprochen hatten. Sie hatten sich Wesselingks vorgestellt und wandelten nun gemeinsam mit ihnen Wilhelmshaven zu.

„Unsere Buben sehen gut aus", stellte Herr von Brechtingen fest. „Die Seeluft und der Diensicht scheinen ihnen zu bekommen."

Herr Wesselingk pflichtete eifrigst bei. Er hatte mittlerweile den Kummer überwunden, daß Klaus nicht Kaufmann geworden war. „Wahrlich, es ist ein herrlicher Beruf, zur See zu fahren! Der Gedanke, heute eine Reise um die Welt anzutreten und dabei vor allen Dingen den geschändeten deutschen Namen wieder zu Ehren zu bringen, er könnte einen selbst ganz kribbelig machen und mit Lust erfüllen ..."

„Es grad' so zu machen wie unsere Buben?" Frau von Brechtingen fiel ihm lachend ins Wort. „Ja, wenn ich zwanzig Jahr' jünger wär' und wär' so 'n luschtiger Strick ..."

„Frau, Frau", mahnte der Mann, „bau keine Luftschlösser! In dene zieht's. Im übrigen mein' ich — verzeihen Sie, Herr Wesselingk, wenn ich widersprech'! — wir sollten vom ‚geschändeten deutschen Namen' gar nimmer spreche. Die schamlosen Giftpfeile von der gegnerischen Hetzpress', die pralle doch wieder auf die Schütze zurück. Wer wie ich zwei Söhne, in Ehren fürs Vaterland gefallen, auf dem Meeresgrund weiß ..."

Er verstummte, und auch Herrn Wesselingk verschlug es die Stimme. Wo sein Ältester steckte oder ruhte, er wußte es nicht,

er wußte nur das eine, daß er nicht in Ehren untergegangen war.

Die „Stralsund" war inzwischen in flüchtiger Fahrt über das schmutziggelbe Jadewasser gezogen. Bei ihr an Bord hatte die Kapelle, als freies Wasser den Bug umlärmte, das keckfröhliche Lied gespielt „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt." Man war dem Kommandanten dafür dankbar. Früher hatte es bei solchen Anlässen des öfteren gelautet: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus." Nun, von „müssen" war doch gewiß keine Rede und von Trauergefühlen erst recht nicht. Man brannte vielmehr darauf, ins Ausland zu kommen, fremde Länder, fremde Menschen zu sehen und all das kennenzulernen, was die Phantasie seit der Jugendzeit befruchtete. So war es schon besser und richtiger, man hörte etwas von „Gunst" als vom „Müssen", denn selig war ja jeder an Bord, daß das Schicksal just ihn und keinen andern auf die „Stralsund" geführt hatte.

Auch die Nordsee, an schlimmen Tagen „Mordsee" genannt, erwies sich als verständig, indem sie dem Schiff trotz beginnendem Winter einen gnädigen Empfang bereitete. Spiegelglatt lag die weite Fläche, einem stählernen Riesenschild vergleichbar. Als aber die Sonne unterging, da glomm es im Wasser in bunten Farben auf, als blühe tief unten ein Rosengarten, der alles mit dem Widerschein seiner Schönheit erfüllte. Es gab keinen an Bord, der sich nicht an der Pracht des Bildes erfreute. Dunkelviolett verglühten die Farben. Dann zitterte es silbern auf — der Mond, der stille, bleiche Geselle, auf Nachtwache vielen ein treuer Freund, wollte den Scheidegruß der Sonne mit seinem Glanz übertreffen.

Am Abend des dritten Tages nach der Ausreise stand das Schiff in der Einfahrt zum Englischen Kanal. Dover grüßte mit Tausenden von blitzenden Lichtern. An Backbord leuchtete das Feuer von Calais. Kapitänleutnant Sierstorff hatte die wachfreien Seekadetten aufs Achterdeck befohlen. „Wir stehen, wenn man so will, auf geschichtlichem Boden", hob er hervor, und er begann von seinen U-Bootfahrten zu berichten, die er von Flanderns Küste aus unternommen hatte. Der Erste Offizier gesellte sich hinzu. Er war in den Jahren 1916 bis

1918 Chef einer Torpedobootshalbflottille gewesen. Nun lebten Erinnerungen an Torpedobootskämpfe auf. Man hörte Granaten sausen und krachen, das Wasser geiserte, Minen wurden gelegt, Flieger durchsurrten die Luft, Bomben klatschten von oben herab. Trotz der ruhigen, friedlichen Nacht — vor den Augen der Seekadetten barst ein Hexenkessel!

Mitten im schönsten Erzählen brach der Erste Offizier jedoch ab. Mit einem Male wurde ihm schwer ums Herz. Die stolze Vergangenheit lag ja hinter einem, und die Sklavenketten schmerzten, die Sklavenketten, die man nun schon seit acht Jahren trug.

Er wandte sich jäh ab und ging. Die Seekadetten sahen bestürzt hinter ihm her. Was war es, das den Vorgesetzten forttrieb?

Sierstorff begriff den älteren Kameraden. Um das Erstaunen der Seekadetten zu dämpfen, begann er in scherzendem Tone: „Nun lassen Sie mich noch von einem Stück berichten! Ich möchte es fast ein Husarenstück nennen, so seltsam, so unverzagt war es. Ein kleines U-Boot, ein Serienbau aus dem zweiten Kriegsjahr, war eines schönen Tages von Zeebrügge ausgelaufen. Mitten im Kanal steht der Motor plötzlich still. Nichts zu machen, das Ding war nicht nur bockig, sondern völlig zusammengebrochen. Was tun? Sich treiben lassen, bis irgend jemand kam, um das Boot aufzupicken, daran dachte der Kommandant nicht, schon deshalb nicht, weil die Wahrscheinlichkeit eins zu hundert stand, daß dieser irgend jemand ein Feind gewesen wäre. Also, was geschieht? Man flickt sich aus Persennings und allerhand Decken ein paar Segel zusammen, fährt das treue Sehrohr aus, benutzt es als Mast und macht an ihm seine Segel fest."

„Und so ist das Boot tatsächlich zurückgekehrt?" Klaus vermochte seine Ungeduld nicht mehr zu zügeln, er fragte.

Sierstorff sah ihn ganz freundlich an. „Sie glauben wohl, ich verzapfe Seemannslatein? Nee, die Geschichte stimmt schon, das Boot hat Zeebrügge wohlbehalten wieder erreicht. Allerdings, der Wind war günstig. Im übrigen ist auch dieser Fall nur ein Beweis dafür, daß das Glück dem Tüchtigen hilft und keinem andern."

„Wie hieß der Kommandant des U-Bootes?" forschten nun schon mehrere zugleich.

Im Augenblick wurde auch Sierstorff ernst. „Es war ein guter Freund von mir. Den Namen wollen Sie wissen? Ehrentraut hieß der Kommandant, Oberleutnant zur See Ehrentraut. Ein Vierteljahr später fiel auch er mit seinem Boot dem Kriege zum Opfer, und er ruht in der Tiefe, just wo wir jetzt stehen."

Da wurde den Seekadetten ganz eigen zumute, und als nun auch Sierstorff ging, wunderte sich keiner mehr darüber.

„Ruhe im Schiff!" klang es gedehnt über Deck, als Zeichen, daß wieder einmal ein Tag mit reichem Dienstplan sein Ende gefunden hatte. Die Seekadetten suchten ihre Hängematten auf. Manch einer fand aber den Schlummer nicht gleich. Ernste Gedanken gingen um.

Zwei Tage später warf sich der Ozean, der weite Atlantik, dem Schiff entgegen. Gottlob, daß man auf der „Niobe" bereits allerhand kennengelernt hatte und sich schon ein wenig darauf verstand, seinen Körper, aber auch die Willenskraft auf Seebeine zu stellen! Man spürte es nur zu deutlich: von fernher kam herangezogen, was sich der „Stralsund" entgegenstemmte; Wellenberge waren es, von einer Höhe und Wucht, daß selbst ein Söldlinger über ihre Größe nichts mehr von Geringschätzigkeit zu verzapfen hatte. Mühsam nur fraß sich der Kreuzer durch die schwingenden, windzerzausten Massen hindurch. Grauleibigen Ungetümen gleich wälzte es sich heran. Taumelnd stieg das Schiff empor, um gleich darauf wieder nach unten zu gleiten, als versänke es in einem Abgrund. Dabei knarrten und stöhnten die Verbände, polterte und rumorte es überall. Tausend schlimme Geister regten sich im Schiff, Störenfriede aller Art, denen niemand beikommen konnte, weil sie nicht zu finden waren. Das Weltmeer tat ein übriges, um so recht die Härte der Seefahrt vor Augen zu rücken. Bis hinauf zu den Schornsteinen prasselten Sturzseen über Deck. Sie fegten über die Kommandobrücke, zerstoben bis in die entlegensten Ecken, machten alles naß und klebrig, luden wahre Salzkrusten ab, die sich mit dem Schorn-

steinruß zu einem lieblichen Brei vermengten, und füllten das Oberdeck mit kochendem Gischt.

Der Kommandant erkannte: solcher Gewalt ließ sich nicht länger trotzen. Er entschloß sich daher, beizudrehen, und legte das Schiff mit „Kleiner Fahrt", so daß es gerade noch steuerfähig blieb, schräg gegen den Wind.

Das tat wohl, nun war es nicht mehr ganz so schlimm, nun fuhr man zumindest wieder rein über Wasser, wie seefeste Scherzvögel meinten, und versuchte sich nicht in U-Bootsgebräuchen. Trotzdem haute und pumpte das Schiff noch immer hin und her, als sei es lebensüberdrüssig.

Von der Biskaya hatten die Seekadetten schon allerhand zu hören bekommen. Daß sie aber so schlimm aussah, davon hatte sich doch niemand ein rechtes Bild gemacht. Als Vorteil blieb nur, daß der Unterricht ausfiel. Ihn abzuhalten, daran war überhaupt nicht zu denken. Im übrigen war die Luft in den unteren Decks zum Schneiden dick, angefüllt vom Dunst nasser Kleider, geschwängert mit dem Geruch von Öl und Kohle und bis zum letzten von der Besatzung verbraucht. So kam es, daß der eine oder der andere von den Neulingen abfiel und nicht mehr ganz so stattlich wirkte wie beim Seemannsabschied in den Wilhelmshavener Schleusen.

Klaus war zu seiner Genugtuung über alle Anwandlungen von Seekrankheit hinweg. Ihm tat die Gewalt der See nichts mehr an. Er hatte soeben am Ruder gestanden, hoch oben auf der Kommandobrücke. Sein Inneres hatte vor Freude gejauchzt über den Anblick der wilden Wucht des Wassers. Breitbeinig hatte er sich gehalten, vor sich den Kompaß, in der Hand das Steuerrad. Jedesmal wenn die „Stralsund" sich tief verneigte und scheinbar ängstlich auswich, um dann doch mit ihrem messerscharfen Bug siegreich die schwerste See zu durchschneiden, hochtaumelnd wie in wilder Verzückung, dann war es ihm beinahe zumute gewesen, als sei das Schiff ein lebendes Wesen. Der Mensch gebot dem Schiff, er selber schon mit als Rudergänger — er, Klaus Wesselingk!

Nach seiner Ablösung begab er sich in den Seekadettenraum, wo man zusammen hauste, aß und schlief und auch den Unterricht genoß. Das Bild, das sich dort bot, war nicht ganz so stolz

wie auf Oberdeck. Zu den unmöglichsten Stellungen zerknäult und verdrückt, lagen verschiedene der dienstfreien Kameraden umher. „Euch geht's wohl nicht gut?" erkundigte sich Klaus. Eine Antwort bekam er nicht.

Da begann er zu singen; die Abschiedstunde wurde in ihm wach. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er..."

„Hör'n S' auf!" Mit verstörtem, völlig verstriemtem Gesicht stemmte Söldlinger sich aus seiner gebückten Lage hoch. „Wann's Wetter wieder besser is, können S' mir mit Ihrer Gunst komm'n. Heut' aber — Kruzitürken! — heut' tät' ich am liabsten absaufen."

Am nächsten Tage aber schämte sich der brave Bayer bereits seiner knorrigen und doch so hoffnungslosen Worte. Das Barometer war gestiegen, der Wind hatte gedreht, aus grauen, griesgrämigen Wolken war eine weiße, sich hochtürmende Pracht geworden, und, was fast am wunderbarsten schien, die See, das Wasser — es leuchtete tiefblau, in seinen Kämmen von der Sonne durchgoldet, und hatte sich mit Kronen aus weißem Schaum geschmückt. Noch jagten sich die Wellen, noch steckte wilde Kraft darin, aber die Luft schmeckte nicht mehr nach schlecht Wetter. Vor allen Dingen konnte man seinen Kurs wieder aufnehmen, konnte die Fahrt fortsetzen nach Pontevedra, dem spanischen Hafen, der lockend als erstes Reiseziel winkte.

Mit vermehrten Umdrehungen brauste die „Stralsund" davon, als die Windstärke elf sie aus ihren Tatzen ließ. Volle vierundzwanzig Stunden hatte man verloren, hatte das Schiff auf der Stelle treten müssen, und das war peinlich, peinlich genug, denn im Zeitalter der Technik und raschester Nachrichtenübermittlung hat die Menschheit sich an die Uhr und an Pünktlichkeit gewöhnt.

„Was kam's früher groß darauf an", unterhielt sich der Kommandant mit dem Navigationsoffizier auf der Kommandobrücke, „wenn ein Segelschiff, das eine Reise von neunzig oder mehr Tagen hinter sich bringen mußte, einmal eine Woche zu spät eintraf! Heute aber, wo alle Welt mit Minuten geizt — und gar ein Kriegschiff, dazu noch ein deutsches ..."

Noch immer jauchzte und tollte der Wind. Er strich mit kräftiger Faust über die rauschenden Wellenkämme und zerstiebte ihren kantigen Grat zu feinem Schaumgeäder. Er fuhr auch über den Himmel dahin und trieb die Wolken zur Eile an. Trotzdem, ein anderer Gesell war schneller als er, ein Bote, den sich der Mensch ersonnen und dienstbar gemacht hatte: es knisterte in der Luft, die Funkentelegraphie sprach. Der Kommandant der „Stralsund" ließ den deutschen Konsul in Pontevedra wissen, daß sich die Ankunft des Schiffes, genau berechnet, um zwanzig Stunden verschieben würde.

Des Nachts kam das Feuer von Kap Finisterre in Sicht. Als hoher weißer Punkt schwebte es über dem Wasser, um alle dreißig Sekunden hell aufzublitzen.

Sierstorff machte auch hier von seinem Humor Gebrauch. „Früher", sagte er, „haben unsere Vorfahren romanischen Geblüts offenbar geglaubt, das Kap sei der Welt Ende. Gottlob, daß sie sich geirrt haben, sonst würde aus unserer Reise nichts, und wir könnten gleich wieder umkehren."

Der Zufall fügte es aber, daß nach dem Insichtkommen von Finisterre noch etwas anderes auftauchte, das die Allgemeinheit weit stärker beschäftigte als das Leuchtfeuer. Zuerst hatte der Ausguck auf der Back nur ein weißes Licht fünf Grad gemeldet. Aus dem einen Licht waren aber sehr bald mehrere geworden, und es hatten sich zu ihnen im Laufe der Zeit noch zwölf grüne hinzugesellt. Alle Lichter wahrten peinlich genauen Abstand voneinander, so daß man auf der „Stralsund" erkannte: was da entgegenkam, das waren Geschwader von Kriegschiffen.

Ob es Briten sind? Sehr bald tauchte die Vermutung auf, und sie weckte bei manchem von den Älteren ein bitteres Gefühl auf der Zunge. So war man früher auch gefahren, in solch langen, stolzen Linien. Ja, man hatte sogar der Welt als Muster gegolten, was die Kunst des Fahrens im Verbande anbetraf. Und nun . . .?

Langsam, mächtig und schweigend zogen die Fremden vorüber, zwei Geschwader zu je sechs Linienschiffen. Mit dem Glase ließen sich die Formen der einzelnen Fahrzeuge erkennen. Es war Englands stärkste Macht, war das Rückgrat seiner

Flotte, was an der „Stralsund" vorüberfuhr: Kämpen, die zum größten Teil am Tage von Skagerrak mitgefochten hatten.

Plötzlich tauchte beim Flaggschiff eine helle Scheibe auf. Ein Scheinwerferkegel saugte sich in die Nacht. Er fuhr wie spielerisch über die „Stralsund" hin, um gleich darauf wieder zu verlöschen.

„Aha, man hat sich vergewissern wollen, wer wir sind!" Unwillig lachte der Kommandant auf. „England, der Herr der Meere! Ob es selber noch daran glaubt?"

Eine halbe Stunde später waren die Briten bereits wieder außer Sicht. Der Wind war völlig eingeschlafen. Vom Lande her glitten dünne Nebelschleier zaghaft über das Wasser.

Eine sieghaft strahlende Sonne grüßte dann den jungen Tag. Sie war hochgekommen über zackiger Felsenküste, schmeichelte dem Weltmeer, schmeichelte der „Stralsund" und scheuchte den weißen Nebel von hinnen.

Aus der Richtung, in der der Wind geweht, lief nur noch eine schwellende Dünung. In ihren weichen Armen schwang sich das Schiff sanft hin und her. Wolkenlos wölbte sich der Himmel, leuchtend blau wie die See. Tümmler umspielten den Bug, speckrückige, flinke Gesellen. Die Luft war von wohliger Wärme. Alles atmete Zufriedenheit.

Da glaubte auch ein Söldlinger wieder an die Wahrheit des Wortes, daß Gott dem rechte Gunst erweise, den er hinausschicke in die weite Welt, und stellte sich danach ein.

„Nehmen S' mir mei' Grobheit von gestern nit übel!" entschuldigte er sich bei Klaus. „Dös war schon bei mei'm Großvater so. Wenn dem sei Gedärm nit g'wollt hat, dann war's allweil um seinen Verstand g'schehn."

Fünftes Kapitel

Im Auslandshafen

Himmel, war das ein Leben in der geräumigen Bucht von Pontevedra! Kaum war die „Stralsund" zu Anker gegangen, als auch schon Schwärme von Booten nahten, um den deutschen Kreuzer zu begrüßen. Im Augenblick war allen

Kaum war die „Stralsund" zu Anker gegangen, als auch schon Schwärme von Booten nahten, um den deutschen Kreuzer zu begrüßen (S. 80).

an Bord klar: die Spanier sehen uns gerne, ihr Willkommen ist ehrlich gemeint, sie wollen ihrer Freude Ausdruck verleihen, daß wir sie besuchen.

Der wachhabende Offizier und die Seekadetten der Wache hatten im Verlaufe des Vormittags alle Hände voll zu tun, um den Verkehr an den Fallreeps zu regeln. Klaus war daran beteiligt. Es kam ihm alles so fremd und eigenartig vor, daß er kaum wußte, wo ihm der Kopf stand. Doch Zeit zum Nachgrübeln gab es nicht, es mußte gehandelt werden, rasch, zielbewußt und voller Tatkraft, dabei doch mit vollendeter Höflichkeit.

Ohne daß sie den Besuch des deutschen Kommandanten abgewartet hätten, was ihr gutes Recht gewesen wäre, machten verschiedene spanische Würdenträger und Offiziere ihre Aufwartung. Vor ihnen war aber noch der deutsche Konsul erschienen. Das Herz schlug einem warm, als man ihn an Bord kommen sah und die Muttersprache aus seinem Munde vernahm.

Zwischendurch tauchten dann noch Offiziere anderer Marinen auf. Ein schwedischer und ein britischer Kreuzer lagen nahe der „Stralsund" zu Anker. Von beiden wurde das Schiff begrüßt, wie es internationaler Höflichkeit entspricht. Voller Neugier musterte Klaus den Briten. Mit dem gewohnten gleichmütigen „How do you do?" betrat er in nachlässiger Haltung das Oberdeck, um dann nach dem Kommandanten zu fragen. Klaus entging nicht, daß der Brite seine Augen neugierig umherschweifen ließ. Er wollte wohl feststellen, ob auf einem deutschen Kreuzer der Nachkriegszeit schon wieder jene Zucht und Ordnung herrschten, die Alt-England gefürchtet hatte.

Ganz anders verhielt sich der Schwede. Aus seinem Auftreten sprach rein kameradschaftliches Empfinden, und als er noch Sierstorff entdeckte, den er von früher her kannte, da waren sofort feste Brücken der Freude und Freundschaft geschlagen.

Als der schwedische Offizier, eine ungemein stattliche, sportgestählte Erscheinung, aus der Kajüte trat, wo er dem Kommandanten seine Aufwartung gemacht hatte, wurde Klaus,

ohne daß er es wollte, Ohrenzeuge eines Gesprächs, das der Schwede mit Sierstorff führte.

„Sie haben Sjöcadettar an Bord?"

„Gewiß doch, achtzig frischgebackene, und ich – ich bin ihr wohlbestallter Vater."

„Sieh da, das trifft sich gut! Wir auf der ‚Fylgia'" – so hieß der schwedische Kreuzer –, „wir sind ebenfalls mit Youngters versehen. Wollen wir nicht in diesen Tagen eine kleine Ruderregatta veranstalten, die Kutter nur mit Sjöcadettar besetzt, allein am Ruder ein Offizier?"

„Wenn es mein Kommandant erlaubt, ich bin selbstverständlich dafür."

„Gut, also abgemacht! Näheres besprechen wir heute abend an Land."

„Wo denn?"

„Um sieben Uhr im Café Moderno."

Fort war der Schwede, und Klaus war tief ergriffen, daß ihm von dem prachtvollen Mann – eine andere Vorstellung lebte nicht in seinem Herzen – beim Vonbordgehen noch freundlich zugenickt worden war.

Mittlerweile kam schon wieder ein neuer Besuch. Eine blitzblanke, braunlackierte Motorjolle legte am Steuerbord-Fallreep an. Sie fuhr am Heck die blaue britische Handelsflagge, ein Zeichen, daß ihr Eigentümer ein Reserveoffizier der britischen Marine war.

Der wachhabende Offizier der „Stralsund" knurrte vor sich hin: „Was will der Kerl bei uns?" Einen Augenblick überlegte er, ob er das Boot nicht ans Backbord-Fallreep verweisen solle, da das Steuerbord-Fallreep für förmliche Besuche freigehalten werden mußte. Dann sagte er sich aber, daß der Brite wohl der Besitzer der auffallend großen und schönen Dampfjacht sei, die hinter der „Fylgia" lag. Außerdem – als Reserveoffizier durfte er gewisse Ansprüche stellen.

Der Engländer stieg langsam und in gemachter Würde das Steuerbord-Fallreep empor. Er war mittelgroß und starknochig. Es lag etwas Brutales in seiner Erscheinung. Im rechten Auge thronte ein goldumrändertes Einglas an breiter

schwarzer Schnur. Das glattrasierte Gesicht war von tiefen Falten durchzogen. Sie teilten die Backen in zwei Teile. Als er auf dem Fallreepspodest anlangte, erkannte man, daß er den rechten Fuß nachzog.

„How do you do?" sagte auch er, indem er seine blaue Schirmmütze nicht unhöflich, aber doch nur wenig lüftete.

Der wachhabende Offizier hatte Anweisung vom Kommandanten, es bei der Verständigung mit fremden Besuchern zunächst mit der deutschen Sprache zu versuchen, sofern die Pflicht der Höflichkeit nicht etwas anderes gebot. Er legte daher seinerseits die Hand an die Mütze, auch nicht übertrieben lange, und erwiderte mit einem zurückhaltenden: „Guten Morgen, mein Herr!"

Der Engländer zog eine Besuchskarte hervor und überreichte sie. „May I see the captain?"

„Ich werde es feststellen lassen."

Der andere nickte; er hatte also verstanden und verzog dann sein Gesicht zu einem breiten Lächeln, das ihn nicht gerade verschönte, obwohl es freundlich wirken sollte.

Während Klaus davonlief, um die Besuchskarte dem Kommandanten zu überbringen, begann der Engländer mit dem wachhabenden Offizier ein Gespräch, nunmehr in Deutsch und nicht einmal mit sehr fremdartiger Aussprache. „Mein Name ist Baratela", sagte er, „Sie haben gelesen. Meine Jacht liegt dort, es ist die ‚Dolphin', eine wundervolle Schiff. Ich bin auf eine trip at pleasure round the world, you understand, und freue mich . . ."

In diesem Augenblick kehrte Klaus zurück. Gleichzeitig trat der Kommandant in Gesellschaft des spanischen Hafenkapitäns und des deutschen Konsuls in lebhafter Unterhaltung an Oberdeck.

Klaus meldete dem wachhabenden Offizier in mustergültiger Haltung und klarer Fassung: „Der Kommandant läßt einen Augenblick um Entschuldigung bitten. Spanische Offiziere und der Konsul gingen von Bord. Hinterher würde es ihm eine Ehre sein, Herrn Baratela zu empfangen." Die Wangen des jungen Menschen glühten vor dienstlichem Eifer, als er seine Meldung anbrachte. Wie er so dastand, straff,

sehnig und frisch, im braungebrannten Gesicht blitzende Augen, mußte er jedem gefallen.

Mister Baratela betrachtete ihn voller Aufmerksamkeit. Er überflog aber auch mit hungrigen und ans Beobachten gewöhnten Augen das Schiff und was sonst von der Mannschaft zu sehen war. Er haßte Deutschland und alles, was deutsch war, aus tiefstem Herzensgrunde. Ihm galt als Richtschnur seines Lebens, Made in Germany zu vernichten. Ob seiner Wahrnehmungen an Bord der „Stralsund" empfand er bereits einen Stich im Herzen. Oh, er kannte die deutsche Art und die deutsche Tüchtigkeit nur zu gut, und was er hier sah, in flüchtigen Minuten festgestellt – damned, es unterschied sich in nichts von dem, was früher gewesen war und was ihm als verderbenswert galt!

Der Konsul ging als erster von Bord. Als sein Boot vor dem Fallreep ablegte, stieg am Vortopp der „Stralsund" die Reichsflagge hoch. Sieben Schuß Salut donnerten übers Wasser. Der Konsul stand mit gezogenem Hut in seinem Boot, um für den Salut zu danken, der ihm als Reichsvertreter galt. Mit Fallen des letzten Schusses ging die Reichsflagge wieder nieder.

Nach diesem feierlichen Akt verabschiedete der Kommandant die spanischen Offiziere. Dann wandte er sich in gemessener Form dem britischen Besucher zu. Beide begaben sich zur Kajüte.

Als Mister Baratela von Bord war, trat der Kommandant an seine Offiziere heran, indem er sich die Hände rieb und lachte: „Solch ein Beef! Typisch zweite britische Klasse! Hat während des Krieges schwere Gelder an Schiffahrtsaktien verdient und bildet sich nunmehr ein, er könne sich alles erlauben."

„Ein eigenartiger Name", warf Sierstorff ein. „Baratela und dabei ein Brite?"

„Ob er waschecht ist, weiß ich nicht", entgegnete der Kommandant. „Er hat jedenfalls den Krieg als Reserveoffizier mitgemacht, wie er mir versicherte, und ist in der Schlacht an der Doggerbank am Fuß verwundet worden."

Die Herren trennten sich, der Dienst rief. Doch die Kämpfe

am Fallreep hielten noch lange an. Händler kamen, um ihre Ware anzubieten. An Steuerbordseite fuhr der Kommandant in Begleitung seines Adjutanten von Bord, um die Willkommenbesuche zu erwidern. —

Die Wache der Seekadetten, zu der Klaus gehörte, machte sich bereits am zweiten Tage nach der Ankunft in Pontevedra auf den Weg, um den berühmten Wallfahrtsort Santiago de Compostela zu besuchen. Mit der Bahn fuhr man hinauf und ließ seine Augen unablässig schweifen, um all das Fremdartige, das immer wieder auftauchte, ja recht in sich aufzunehmen.

Die Stadt war nur klein. Durch enge Straßen pulste aber ein reiches Leben. Ab und an nur sah man hohe, prächtige Häuser, mit Säulengängen geschmückt. Sonst war alles bescheiden und schlicht, bis auf die Kathedrale. Das war ein Bau, so groß, so mächtig, so schön und ehrfurchtgebietend in seinem Alter, daß es einem beim Betrachten schier den Atem vor Andacht verschlug.

Sierstorff hatte den Seekadetten erlaubt, sich die Stadt einzeln anzusehen. Klaus befand sich in Begleitung seiner Freunde Kröning, Kirsten und Brechtingen. Außerdem hatte sich Suhrau wie eine Klette angehängt. Sollte man ihn abschütteln? Nein, das ging nicht. Also mußte man seine Begleitung mit in Kauf nehmen.

Die fünf jungen Leute standen noch auf dem Platz vor der Kathedrale und starrten zu den ragenden Türmen empor, als sich ihnen ein Mann näherte, angetan mit einer braunen, zerschlissenen Mönchskutte, barbeinig, schleppend im Gang, die Gestalt gebückt und verwahrlost. Der Fremde blieb eine Zeitlang stehen, scheinbar in fromme Anwandlungen versunken, schlich dann hinter den Seekadetten her, um sie schließlich in reinster schwäbischer Mundart anzureden: „Grüß Se Gott, meine Herre! Isch't's eme Landsmaa vergönnt, Ihre werte Bekanntschaft z' mache?"

Brechtingen horchte auf. Klänge der Heimat?

Klaus wußte nicht, warum, aber ihn überlief ein unbehagliches Gefühl. Kröning und Kirsten erging es nicht anders. Sie zögerten daher nur einen Augenblick und schritten

dann hastig weiter, um das Innere der Kathedrale zu gewinnen.

Brechtingen war hingegen mit Suhrau stehengeblieben. „Wo stamme Sie denn her?" fragte er den Kuttenmann.

„Aus Buttehause", lautete die Erklärung. „I ben an armer Pilgersmaa, schwere Sündenlascht druckt me z' Boda. Wenn's Ihne recht isch, so zeig' i Ihne gern d' Kathedral. I keen mi im e jede Winkel aus . . ."

Suhrau lachte auf. „Für Geld und gute Worte!"

Brechtingen machte eine heftige Bewegung der Abwehr, ob gegen den Kameraden, ob gegen den Landsmann, er war sich selber darüber nicht klar. Gleich darauf wandte aber auch er sich ab und folgte den andern in das Gotteshaus.

Doch den Pilgersmann wurde man so leicht nicht los. Als die fünf jungen Leute in dem Raum angelangt waren, wo eine Fülle seltsamster Reliquien aufgehoben wird, war er schon wieder zur Stelle. „Wenn Se in d' Krypta nuntersteige wolle, um de heilige Jakobus z' sehe, no könnt' i 's vermittle." Er zupfte Klaus, in dem er nicht mit Unrecht den Führer der Schar vermutete, aufdringlich am Ärmel.

Klaus machte sich unwillig frei, worauf der Pilger loszeterte. In den Tönen höchster Erregung zischelte er grobe, gemeine Worte.

Da tat sich die Tür auf zu dem abgeschlossenen Raum, und herein trat Mister Baratela in Begleitung eines älteren Herrn. Als welterfahrener Mann überschaute er sofort das Peinliche der Lage, in der sich die jungen Deutschen befanden. Er lächelte, offenbar kam ihm ein guter Gedanke. Dann — es war nur eine kurze, aber schroffe Geste — scheuchte er den Pilgersmann fort. Klaus schüttelte er hingegen bieder die Hand und sagte: „Very glad to see you again."

War man nun vom Regen in die Traufe gekommen? Zum Nachdenken blieb nicht viel Zeit. Der Brite erwies sich als wohltuend freundlich. Er sprach Deutsch und betonte, daß man sich in jedem fremden Lande und in jeder fremden Stadt als ein Unerfahrener äußerst vorsichtig bewegen müsse. „Denn", so behauptete er dreist, „man hat gemacht einen vollen Industriezweig daraus — wie sagt man doch in Ger-

many? Halloo. I remember! – Gimpel auf die Leim zu ziehen."

Während die eigentlichen Freunde sich streng zurückhielten, ohne damit das Gebot der Höflichkeit zu verletzen, vergaß Suhrau die erhaltenen Verhaltungsmaßregeln und vertraute sich immer williger der Führung Mister Baratelas an. Peinlich wurde es, als nach Besichtigung der Kathedrale eine sehr herzlich vorgebrachte Einladung zum Mittagessen folgte. „Die Herren sind doch frei? Ich habe schon gesprochen Ihren senior officer. Warum wollen Sie mir nicht machen das Vergnügen? Mir und meinem cousin Smith?" Der Brite wies auf seinen Begleiter.

„Wir kennen uns kaum", wagte Kirsten zu bemerken. „Außerdem, wir sind zu fünft."

„Umso besser, it gives me much pleasure."

Es war nichts zu machen, Mister Baratela ließ nicht locker, und die jungen Leute, harmlos wie sie waren, fanden auch nicht den richtigen Weg, um sich von ihm zu trennen. Hinzu kam, daß der Brite an Bord der „Stralsund" gewesen und sogar vom Kommandanten empfangen worden war. Diese Überlegung beschwichtigte nicht die letzten, wohl aber die stärksten Bedenken.

Man suchte einen Gasthof auf. „Haben Sie schon gegessen ein spanisches Dinner?" erkundigte sich Mister Baratela.

Die Küche war nicht schlecht, wenn man sich auch daran gewöhnen mußte, daß alles mit Öl, anstatt mit Butter zubereitet war. Es gab eine lange Speisenfolge. Der Brite war beim Essen sein bester Gast. Er trug aber auch viel zur Unterhaltung bei und sorgte vor allen Dingen dafür, daß die Gläser nicht leer wurden. Unmerklich fast glitt das Gespräch auf dienstliche Gebiete hinüber. Von den Seekadetten hatte keiner ein Arg, denn die Fragen klangen unverfänglich. Zunächst waren sie es auch. Demgemäß lehnte man nicht mehr ab, als der Gastgeber zwei elegante Kutschen vorfahren ließ und eine Rundfahrt durch die nähere Umgebung der Stadt in Vorschlag brachte. Er selber nahm zusammen mit Klaus und Suhrau Platz, während Mister Smith die andern Seekadetten unter seine Fittiche zog.

Während der Fahrt kam es dazu, daß in Klaus eine leise Regung von Argwohn wach wurde, und zwar deshalb, weil Baratela sich sehr eingehend nach dem Reiseplan der „Stralsund" erkundigte und vor allem wissen wollte, wo man die großen Schießübungen zu erledigen gedenke. Klaus zog sich daraufhin wie eine Schnecke in ihr Haus zurück, Suhrau hingegen – er war der einzige, dem man die Wirkung des genossenen Weines anmerkte – redete drauflos wie ein Buch.

Unterwegs ließ Baratela halten. „Sie müssen kennenlernen spanisches Landleben", sagte er. Man befand sich in einem kleinen Dorfe, anmutig in eine Talmulde gebettet. Ein Teil der Bevölkerung strömte neugierig zusammen. Was wollten die Kutschen hier?

Plötzlich flackerte in einem der Häuser – es war eine Schenke, eine taberna – ein wüster Lärm auf. Man hörte ein gemeines Lachen, Schimpfworte auf Englisch, helle, zeternde Weiberstimmen, dann einen tiefen, grollenden Baß.

Unruhig hob Mister Baratela den Kopf. Der britische Kreuzer hatte einen Teil seiner Leute nach Santiago beurlaubt. Mehrfach war man auf ihre Spuren gestoßen. Sollte sich etwa einer von ihnen in dem Dörfchen übel aufführen?

Damned! Es war in der Tat so. Von der Gewalt spanischer Fäuste geschleudert, flog erst einer und dann noch ein zweiter Matrose des britischen Kriegschiffes ins Freie. Von innen drängten Spanier nach, Männer und Frauen in höchster Erregung. Man sah sogar blitzende Messer.

Unschlüssig blieben die Gemaßregelten stehen. Sie waren offensichtlich betrunken und dazu liederlich im Zeug. Gefallen taten sie selbst Mister Baratela nicht. Der eine von ihnen – ein grobschlächtiger Geselle – krempelte sich jetzt die Ärmel hoch, bereit, einem neuen Angriff durch seine Boxkünste zu begegnen.

Da tauschten Baratela und Smith einen Blick des Einverständnisses aus. Man mußte die Leute unbedingt beiseiteschaffen. Am besten, man nahm sie in den Kutschen mit. Solch eine Schande für Alt-England und noch dazu im Beisein von „Boches"!

„Halloo!" rief der reiche Jachtbesitzer in seiner Mutter-

sprache den beiden Matrosen zu. „Kommt her, Jungens! Ich nehme euch mit in meinem Wagen."

Klaus hatte verstanden. Glutheiß stieg es ihm in den Kopf. Wie, seine Kameraden und er, sie sollten zusammen mit betrunkenen englischen Seeleuten in einer Kutsche fahren?

„Mister Baratela", begann er mit bebender Stimme, „unter diesen Umständen . . ." Doch er kam nicht weiter, die Ereignisse überstürzten sich.

Kaum schickten sich die beiden Leute von dem britischen Kreuzer an, der Aufforderung ihres Landsmannes Folge zu leisten, als die Spanier von neuem aufbegehrten. „Malditos Ingleses (verfluchte Engländer)!" riefen sie erregt durcheinander. Ein dichtgeballter Haufe drängte nach. Baratela verlor vor Entsetzen sein Einglas. Ein neues Handgemenge schien unvermeidbar, als in letzter Sekunde Hilfe in der Not nahte. Zwei Mann der Guardia Civil eilten herbei. Sie nahmen die Briten in Schutzhaft, um sie vor der Wut des Landvolkes zu bewahren, und führten sie eiligst ab.

Im Augenblick schlug die Stimmung bei den Spaniern um. Die Männer klopften sich auf die Schenkel und lachten, lachten aus voller Kehle. Die Frauen hingegen schüttelten stolz den Kopf und gaben sich nicht die geringste Mühe, ihre Verachtung über die Engländer zu verbergen.

Baratela schnitt ein greuliches Gesicht. Verwünscht, das war ja ein peinlicher Zwischenfall gewesen! Was tun? Er klemmte sich das Einglas wieder ins Auge und meckerte: „Spanisches Landleben, well, meine jungen deutschen Freunde, es hat Charakter, ganz eigenen Charakter!" Dann bestellte er plötzlich bei dem Wirt der Taberne Wein, ein krampfhafter Versuch, seine Verlegenheit zu verbergen.

Eine stattliche Frau brachte den Wein, eine Frau mit großen, dunkeln Augen, und als die Gäste zulangten, sammelte sich hinter ihr schon wieder ein dichter Haufe von Menschen, jetzt aber durch nichts anderes als durch Neugier zusammengeführt.

Mister Baratela sagte kein Wort, als er mit den Seekadetten anstieß. Im Augenblick jedoch, als er sein Glas zum Munde hob, erscholl es rings im Chor ein über das andere

Mal: „Viva Alemania, viva Alemania!“ Man winkte den jungen Deutschen zu – oh, man kannte sie gut – und gab deutlichst zu erkennen, wie sehr man sie schätzte und ehrte.

Den britischen Gastfreunden war die Suppe daraufhin endgültig versalzen. Der unscheinbare Smith verzog zwar keine Miene, obwohl es auch in ihm bohrte und wühlte. Baratela aber fiel es schwer, seine Wut zu verbergen. Er bezahlte mit einem großen Geldstück, ohne sich herausgeben zu lassen, und drängte auf Weiterfahrt. Erst zum Schluß, kurz vor Santiago de Compostela, wurde er wieder redseliger. „Wir müssen trinken noch etwas champagne“, schlug er vor, „um uns zu machen wieder fröhlich.“

Nun lehnten die Seekadetten aber mit Bestimmtheit ab, und zwar alle bis auf Suhrau. „Nein, nun ist es genug“, hieß es. „Jetzt ist es an der Zeit, daß wir uns nach unsern Kameraden umtun. Im übrigen – in einer Stunde fährt unser Zug.“

Mister Baratela machte keine großen Schwierigkeiten mehr, als er wahrnahm, daß Suhrau noch für champagne zu haben war. Er verabschiedete sich von den andern, sagte „Auf Wiedersehen!“ und schien ganz obenauf.

„Kommst du wirklich nicht mit?“ Klaus rührte Suhrau verstohlen am Arm.

„Ich? Warum denn? Es ist ja noch Zeit.“

„Lassen Sie mir Mister Suhrau!“ Baratela spielte den Gutmütigen. „Alle auf einmal fort – zuviel Abschied sonst.“

Nun nahm das Verhängnis seinen Lauf. Suhrau verpaßte den Zug. Er hatte sich erst in letzter Minute von dem reichlich gespendeten Sekt trennen können und überdies noch den Weg zum Bahnhof verfehlt. Was tun? Im Augenblick meldete sich die Reue, jetzt, wo es zu spät war.

Ob heute noch ein Zug nach Pontevedra fahre, erkundigte er sich beim Stationsvorsteher.

„Nein“, lautete die Erklärung, „nicht vor morgen früh.“

Da war der leichtsinnige, überhebliche Mensch zum erstenmal aus Niedergeschlagenheit Tränen nahe. Er zermarterte sich den Kopf, wie er sich zu verhalten habe, und verfiel schließlich auf den unglücklichen Gedanken, Mister Baratela um

Rat anzugehen. Der Brite hatte ihm gesagt, daß er für eine Nacht in Santiago de Compostela bleiben wolle. So suchte er ihn in seinem Gasthof auf.

Baratela war ganz Erstaunen und Anteilnahme. „My dear poor fellow", bedauerte er ein über das andere Mal, „was ein Pech! Ich bin ganz fürchterlich erschreckt. Was Sie machen sollen? Ich werde für ein Auto sorgen." Er ging sofort persönlich zum Wirt, kehrte jedoch erst nach geraumer Zeit wieder. „In einer Stunde", verkündete er, „in einer Stunde haben wir ein Auto."

Zunächst kam aber frischer champagne, bei dessen Vertilgung Suhrau nunmehr gründlichst ausgefragt wurde. Als der junge Mensch dann schließlich mit dem versprochenen Auto über Pontevedra nach der Hafenstadt Marin fuhr — Kosten verursachte es ihm nicht —, da war Mitternacht bereits vorüber. Damit aber nicht genug, ergaben sich an Ort und Stelle neue Schwierigkeiten. Es fand sich kein Boot, das auf die „Stralsund" hätte fahren können. Abermals verrannen Stunden quälenden Wartens. Schließlich gelangte Suhrau mit dem ersten Kochboot an Bord, bleich, übernächtig und voller Gewissensbisse.

Die Kameraden hatten bereits Dienst. Sie übten für das Bootswettrudern mit den schwedischen Seekadetten. Suhrau wußte vor Scham nicht, wo er sich verbergen solle. Er brauchte sich mit dieser Sorge aber nicht lange zu belasten. Sehr bald schon ließ Sierstorff ihn zu sich kommen, und dann begann ein strenges Verhör.

Das Maß des Unglücks wurde voll, als Suhrau sich in dem Bestreben der eigenen Reinwaschung in Widersprüche verstrickte. „Sie haben schon allerhand auf dem Kerbholz", erklärte Sierstorff. „Erinnern Sie sich an den Dänholm? Dort hat es bereits begonnen. Was Sie sich aber diesmal geleistet haben, das schlägt dem Faß den Boden aus. Ich werde dem Kommandanten sofort Meldung erstatten."

Eine Stunde später traf es Suhrau wie mit Keulenschlägen. Der Kommandant hielt ihm persönlich sein ganzes Sündenregister vor. Er tadelte vor allem aufs schärfste, daß er sich in Santiago de Compostela zum Schluß von seinen

Kameraden getrennt habe, anstatt bei ihnen zu bleiben. „Hier setzt Ihr Absturz ein", hieß es. „Sie haben Ihre Pflichten als ein Angehöriger der deutschen Wehrmacht in mehr als einer Hinsicht gröblich verletzt. Sie haben dargetan, daß Sie ein haltloser Mensch sind, und haben vor allen Dingen bewiesen, daß es Ihnen an jenem Ehrgefühl und jenem Takt mangelt, über die ein künftiger Offizier unter allen Umständen verfügen muß. Aus diesem Grunde sehe ich mich leider veranlaßt, Sie als ungeeignet für die Laufbahn nach Hause zu schicken. Sie werden heute noch mit einem deutschen Dampfer fahren."

Suhrau war zumute, als versänke der Boden in der Kajüte unter seinen Füßen. Das, nein, das hätte er nicht erwartet. Arrest wohl, aber Entlassung aus dem Dienst, Heimsendung, Bloßstellung, Herabwürdigung? Für ein paar flüchtige Sekunden bäumte etwas wie Trotz in ihm auf. Dann war es aber auch darum geschehen. Er verlor an Haltung und schlich sich als ein armer Sünder aus der Kajüte fort.

Klaus und Kirsten waren die einzigen, die ihm gut zuredeten. Gewiß, eine bittere Lehre sei es, das gaben auch sie zu. „Aber den Mut darum sinken lassen und die Hoffnung verlieren? Keinesfalls! Warum denn? Einmal ist keinmal, das gilt auch hier, wo du gescheitert bist. Mach es künftig besser, und alles kommt wieder in Reih und Glied!"

Mit einem Dampfer der Hamburg-Portugiesischen-Dampfschiffahrtgesellschaft verließ Suhrau die Bucht von Pontevedra. Viele von den Kameraden sahen dem Schiff nach. Er selber zeigte sich aber nicht mehr. Scham spielte dabei die geringste Rolle. Er kletterte vielmehr bei seiner unsteten Veranlagung schon wieder auf der Leiter des Selbstbewußtseins empor und fühlte sich falsch behandelt, zumindest zu Unrecht bestraft.

Der Kommandant der „Stralsund" zog aber noch seine eigene Folgerung aus dem Vorfall. Um all die Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten zu erwidern, mit denen man ihm begegnet war, hatte er Einladungen an die führenden Persönlichkeiten in Pontevedra vorbereitet. Auf seiner Liste hatte wohl oder übel auch der Besitzer der Dampfjacht „Dol-

phin" gestanden, der ehrenwerte Mister Baratela. Als dem Kommandanten nun aber durch den Fall Suhrau klar geworden war, wes Geistes Kind der Engländer sei, da nahm er einen Bleistift zur Hand und strich den Namen von der Liste. –

Das Wettrudern zwischen den Seekadetten der „Fylgia" und der „Stralsund" nahm einen glänzenden Verlauf. Es wurde vom besten Wetter begünstigt. Früh um acht Uhr war der Start. Von beiden Seiten nahmen je zwei Kutter teil. Die Mannschaften ruderten nur mit einer Hose bekleidet, die Oberkörper entblößt. An Land war über den Wettkampf viel gesprochen worden. So hatten es sich auch die Spanier nicht nehmen lassen, scharenweise herbeizukommen, um Zeugen des sportlichen Ereignisses zu sein.

Die Startlinie lag zwischen der „Stralsund" und der „Fylgia". Das Startgeschäft selbst lag in den Händen der Schweden, die auch den Zielrichter stellten. Man hatte darum gelost.

Das Ausrichten dauerte über Gebühr lange. Immer wieder schob sich eines der Boote vor. Der Starter rückte sich die Mütze ins Genick, er wollte schier verzweifeln.

Endlich – ein Pfiff; gleichzeitig ging eine Flagge auf der schwedischen Dampfpinaß nieder: die vier Boote schossen davon.

Die Deutschen waren sofort im Vorteil. Das hatte Sierstorff so eingetrimmt. Drei ganz schnelle, ganz harte Schläge zu Anfang hatte er verlangt, dann erst sollten sie ins lange, ruhige Tempo übergehen.

Wie die Jungen an den Riemen rissen, das war ein Staat. Man sah es, sie gaben ihr Äußerstes her. Die Schweden taten dies aber auch. An jedem Boot zog der Ehrgeiz.

Das Feld hielt eng zusammen. Die Blätter der Riemen geißelten das Wasser. Prasselnd flog es achteraus. Vorn an den Steven fuhr der Gischt nur so in die Höhe. Es war wie Aufruhr über das stille Element gekommen.

„Zu – gleich! Zu – gleich!" schrien die Bootsoffiziere in den deutschen Kuttern, und sie schwangen den Oberkörper dazu, um den Takt noch straffer zu gestalten.

Es gab ein prächtiges und fesselndes Bild, ein Bild gestählter, stürmischer Kraft und fleißigster, streng geübter Schulung.

Wie die Jungen an den Riemen rissen, das war ein Staat. Man sah, sie gaben ihr Äußerstes her (S. 94).

Wie aus einem Guß, wie gelenkt von einem Willen, warfen sich die jungen, schlanken Körper immer wieder hintenüber, um bei jedem Schlag völlig unterm Dollbord zu verschwinden. Die Runzeln knackten, der Atem flog, Schweiß rann in Strömen.

Keiner gab nach, die Deutschen waren vornweg, die Schweden nur um ein halbes Meter dahinter.

„Zu – gleich! Zu – gleich! Pull aus, pull aus!"

Jetzt rückte das Ziel schon näher und näher. Die Zuschauer hatten alles andere vergessen. Es gab nur Sehen, Starren und Staunen. Wer wird es machen? Wer ist der Schnellste? Welche Boote sind besser? Wer wird den Sieg erringen?

Auch Mister Baratela war von sportlicher Leidenschaft gepackt. Der Zufall hatte es gefügt – es lag an den Windverhältnissen –, daß sich just hinter dem Heck seiner Jacht die Ziellinie erstreckte. Er konnte also den Endkampf der Boote mühelos und aufs genaueste verfolgen.

„Sieh – die Deutschen!" Mit stählerner Faust umklammerte er den Arm seines Vetters Smith. „Wahrhaftig, die Deutschen!"

Der erste Kutter der „Stralsund" gewann an Feld, doch auch der zweite schoß vor, zollweise nur, aber doch wahrnehmbar.

Bei den Schweden splitterte ein Riemen. Mißgeschick!

„Riemen hoch!" befahlen fast gleichzeitig die Offiziere in den deutschen Booten. Sie hatten es geschafft, hatten das Rennen gewonnen.

Dicht unterm Deck des „Dolphin" schossen gischtumsäumt die siegreichen Kutter dahin. Über die Blätter und Schäfte der auf und nieder gestellten Riemen rannen blinkende Wassertropfen.

Mister Baratela wurde im Augenblick von sinnloser Wut erregt. Er wußte, daß die Schweden kürzlich noch seine Landsleute glänzend geschlagen hatten, wahrhaftig, seine Landsleute! Und nun, nun triumphierten über die Schweden gar noch die Deutschen?

Er sah in strahlende, schweißüberströmte Gesichter, sah frische, unverbrauchte Kraft und hatte das dumpfe Empfin-

den: wahrhaftig, es war schon richtig, als Deutschland den Krieg verlor, da war es beileibe nicht besiegt gewesen, es war nur ausgehungert, erschöpft, bar aller Rohstoffe! „Edward", zischelte er, und seine Fingernägel gruben sich tief im Unterarm des Vetters, „wir dürfen nicht rasten. Meinen Trip um die Erde, das Vergnügen hänge ich an den Nagel. Was gilt mir das Vergnügen, wo England in Gefahr ist! Der Kommandant der Boches hat mich beleidigt; er hat mich nicht eingeladen, mich als einzigen nicht. Und dann soeben dieser Erfolg, dieser unglaubliche Erfolg ..." Er unterbrach sich und starrte wie irre vor sich hin, um erst nach einer Weile fortzufahren, jetzt mit zum Flüstern gesenkter Stimme: „Wenn das so weitergeht, erobern sich die Deutschen moralisch die Welt. Ich denke an den Vorfall bei Santiago, in der Taberne. Schlimm war es, übel, wie unsere Leute sich benahmen. Den Youngster, den wir ausgehorcht hatten, den haben die Deutschen bereits entlassen, und wir — wir haben uns ungeschickt benommen."

Smith zog eine Grimasse und rieb sich den schmerzenden Arm. „Vielleicht waren wir zu scharf ins Zeug gegangen", wandte er ein.

„Vielleicht." Mister Baratela sann abermals nach. Plötzlich lachte er auf, höhnisch, roh, gemein. „Ich werde den Boches einen Strich durch ihre Rechnung machen. Ich werde sie verfolgen, mit meiner Jacht, mit meinen Agenten, mit meinem Geld, und sie sollen sehen, noch reicht Alt-Englands Arm weit, noch gibt es eine Kraft, die Kraft der Propaganda, die stärker ist als sie." Er sank schwer auf einen der bequemen Korbstühle nieder, die auf dem Achterdeck des „Dolphin" umherstanden, und schenkte sich einen Portwein nach dem andern ein, der zu jeder Tageszeit für ihn zur Hand sein mußte.

Am Abend besuchte er einen Klub in Pontevedra, wo in einem Hinterzimmer dem Laster des Rouletteſpiels gehuldigt wurde. Es deuchte ihn ein gutes Vorzeichen, daß er verlor. Die Summe bedeutete für ihn nichts, für andere jedoch ein kleines Vermögen. —

Die Schweden trugen ihre ehrenvolle Niederlage mit

bester, echt sportlicher und kameradschaftlicher Laune. Sie wußten von nichts als von Glückwünschen zu reden und baten nur um das eine: das Wettrudern möchte wiederholt werden, und zwar mit ausgetauschten Booten, so daß also die Deutschen in den schwedischen, und die Schweden in den deutschen Kuttern zu starten hätten. „Denn", so sagten sie, „dann erst ist festgestellt, inwieweit die Boote nach Bauart und Schwere einen Vorteil gewähren."

Die Erfüllung des an sich berechtigten Wunsches wurde ihnen mit Freude zugesichert. Das Race kam zum Austrag. Dieses Mal gewannen die Schweden, aber auch sie nur um eine halbe Kutterlänge. Damit war der Beweis erbracht — alle waren es zufrieden —, daß man sich gleich zu gleich gegenüberstand. Bei einem kameradschaftlichen Abend, den die Seekadetten der „Stralsund" zu Ehren ihrer Freunde von der „Fylgia" veranstalteten, gingen die Wogen der Begeisterung hoch. Ehrliches und herzliches Sichverstehen hatte feste Bande der Freundschaft gewoben.

Sechstes Kapitel

Vor Madeira

Einen vollen Tag früher, als die „Stralsund" den gastlichen Hafen von Pontevedra verließ, machte sich der „Dolphin" auf die Reise. Sein Besitzer hatte sich in Stunden verbissener Wut und reichlichen Portweingenusses einen wahren Feldzugsplan zurechtgelegt, wie er dem deutschen Kreuzer auf seiner Erdumseglung schaden könne, und sein Gesicht hatte dabei umso zufriedener geglänzt, je mehr Hinterhältigkeiten ihm eingefallen waren. An solchen Einfällen aber hatte es nicht gemangelt.

Mister Baratela nannte sich gern einen Alt-Engländer. Der Herkunft nach war er jedoch stark international. In seinen Adern pulste nämlich portugiesisches, indisches und südafrikanisches Blut. Seine Vorfahren, ehemals kleine Leute, waren in der Welt tüchtig umhergekommen. Sehr weit reichten allerdings die Kenntnisse über die Familie Ba-

ratela nicht zurück. Immerhin tat sich ihr jüngster Sproß – der Besitzer des „Dolphin" war Junggeselle – gern etwas darauf zugute, daß der Wander- oder vielmehr der Reisetrieb, der in ihm stecke, vom Vater ererbt sei. Er vergaß dabei bloß zu erzählen, daß der Vater als einfacher Sergeant der britischen Armee die Welt kennengelernt hatte, während er selber sich das Reisen als ein Nutznießer des Krieges leisten konnte.

Mister Smith, der im Grunde genommen von seinem Vetter nur als eine Art Privatsekretär auf dem „Dolphin" geduldet wurde, war bei der haßerfüllten Tätigkeit des andern ganz gruselig zumute geworden, obwohl er durchaus nicht weichherzig war. „Wenn wir uns nur nicht zuviel vornehmen!" warf er ein, als sie in See auf dem Achterdeck beisammensaßen, und kniff dann seine Lippen fest aufeinander, um nicht noch weitere Worte zu verlieren.

„Wie meinst du das?" Baratela fuhr vom Liegestuhl auf. Seine Grobheit war in den letzten Tagen kaum zu überbieten gewesen. „Wenn dir die Feigheit im Hosenboden steckt, dann sage es! Sag es frei heraus! Dann kannst du in Madeira den ‚Dolphin' verlassen. Ich für meine Person, ich denke nicht daran, auch nur um Stecknadelbreite von meinem Vorhaben abzuweichen. Im Gegenteil, mir bedeutet es einen angenehmen Kitzel, das Einerlei meiner Weltreise durch die Verfolgung der Deutschen zu beleben. Verpfeffern will ich ihnen ihre Propagandafahrt. Verstehst du mich? Gründlich verpfeffern!"

„Und vor Madeira soll es bereits losgehen, das Verpfeffern?" Mister Smith hob die Hand zum Mund, um ein Gähnen zu verdecken. Die Ausführung mißglückte aber. „Vor Madeira willst du die erste Dosis verstreuen?"

Baratela nickte heftig. „Und zwar gleich eine tüchtige."

„In welcher Weise denn, wenn's beliebt?"

„Das laß meine Sorge sein!"

„Du traust mir wohl nicht mehr?"

„Doch, wenn du wieder der Alte wirst."

„Denkst du zurück an unsern Aufenthalt in Deutschland?"

„Sicherlich, an die Zeit vor dem Kriege."

„Wo wir uns als politische Edelagenten bewährten."

Dies Wort war von Mister Smith gut gewählt. In dem Augenblick, wo es gefallen war, lachte Baratela lärmend auf und stürzte gleich hinterher ein volles Glas Portwein hinunter. „Alter Knabe", sagte er und klopfte dem zierlichen, schon ein wenig verknitterten Vetter derb auf die Schulter, „so gefällst du mir wieder, so mußt du bleiben! Nun will ich dich auch einweihen in das, was ich für die Deutschen in Madeira plane." Er winkte gebieterisch mit seiner fleischigen Hand. Der andere rückte gehorsam näher – mit dem Besitzer eines unermeßlich großen Geldsacks soll man es nicht verderben – und ließ sich einweihen in einen Plan, der selbst ihm Achtung und ein stilles Schmunzeln abnötigte.

„Ich muß gestehen", lobte Smith, „die Geschichte ist pikfein ausgeheckt. Niemand wird ahnen, und doch die Wirkung . . ."

„Siehst du", fiel ihm Baratela ins Wort, „unsere ‚gepfefferte' Reise beginnt bereits Spaß zu machen. Dein Wohl, alter Knabe – und nieder mit den Deutschen!" –

Wie der englischen Jacht, so war auch der „Stralsund" das herrlichste Wetter auf der Fahrt nach Madeira beschert. Der Kommandant kam erst in der freien See dazu, die eingegangene Post zu lesen. Bis zur letzten Minute hatten ihn gesellschaftliche Pflichten in Anspruch genommen. Nun saß er in seiner Kajüte über einem dicken Pack spanischer Zeitungen und durfte zu seiner Genugtuung feststellen, daß der Aufenthalt des Schiffes nichts als Anerkennung gefunden hatte. „Was die Deutschen aus ihren gänzlich veralteten Schiffen gemacht haben", so hieß es in einem der Aufsätze, „ist geradezu staunenswert. Hier haben wahrhaft kriegserprobte Hände geholfen. Die ‚Stralsund' war uns ein Muster dafür. Auch bei ihr an Bord lebte der Geist der ‚Emden', der unvergleichlich ist, und vor allem der Geist von Scapa Flow, der dafür Sorge trug, daß der Ehrenschild der deutschen Flotte vor der Kriegsgeschichte rein blieb."

Voller Befriedigung nahm der Kommandant Kenntnis von solchen Ausführungen, und dem Adjutanten trug er auf,

in geeigneter Weise für Verbreitung unter Offizieren und Mannschaften Sorge zu tragen.

Bei Eintritt der Dunkelheit kam der „Stralsund" ein mächtiges Schiff entgegen, überronnen von Lichterglanz. Neugierig drängten sich die dienstfreien Seekadetten an Oberdeck zusammen.

„Nee, wißt'r, is des aber e Gasten!" Der Leipziger fistelte mit seiner Stimme in Tönen höchster Erregung. „Man mechte fast an'n schwimmenden Wolkengratzer glau'm. Das gann euch doch nur 'n richtiggehender Ameriganer sein."

In Wirklichkeit war es aber ein gut deutsches Schiff, die „Kap Polonio" der Hamburg-Südamerika-Linie, ein Riese auf dem Wasser von zwanzigtausendfünfhundert Bruttoregistertonnen, die von Rio de Janeiro heraufkam.

Morsezeichen blitzten hinüber und herüber. Man gab gegenseitig seinen Namen an, fragte nach dem Woher und Wohin, wünschte sich eine angenehme Reise und schließlich gute Nacht, als nach der Begegnung der Abstand rasch wieder zunahm.

Die Überfahrt dauerte diesmal nur kurz. Nach drei Tagen schon tauchte Madeira auf. Als die „Stralsund" der Insel näherkam, schwang der Erste Offizier im Verein mit dem Bootsmann sein Zepter; das Schiff wurde hafenklar gemacht. Dazu gehörte allerhand, denn in See konnte schon aus den natürlichsten Gründen für das äußere Aussehen wenig geschehen. Lag man hingegen zu Anker und wußte, daß Hunderte von kritischen Augen das Schiff in allen seinen Teilen musterten, vom Bug bis zum Heck und von den Mastspitzen bis zur Wasserlinie, dann wurde es nicht nur zur Ehrenpflicht, nein, zur dienstlichen Notwendigkeit, für Ordnung und schmuckes Aussehen zu sorgen. Quast, Schrubber und Besen arbeiteten, Seife und Wasser wurden nicht gespart, an vielen Stellen malte der Pinsel, um schadhafte Stellen auszubessern, Messing wurde zum Blitzen gebracht, und was in See zum Schutz gegen die Unbilden des Wetters mit groben Bezügen verhangen oder verdeckt war, erhielt saubere, weißgescheuerte Kleider. Das Auge des Bootsmanns übersah nichts. Gewiß, er war eine knorrige Erscheinung, sozusagen ein harter Seevogel, in solchen Stunden überfiel ihn

jedoch die Putzsucht einer eitlen Frau, und wehe dem, der dann nicht seiner Sinnesart war. „Seekadett Kirsten!" rief er.

„Herr Bootsmann!" Kirsten stand beileibe nicht auf, er kauerte gerade an Deck und schwärzte kunstgerecht den Wassergang. Er drehte sich auch nicht einmal um, denn er wußte ganz genau, dann hätte es ein Donnerwetter wegen Arbeitsversäumnis gegeben.

Der Bootsmann schmunzelte. Er hatte nur eine Probe aufs Exempel machen wollen, ob die Jungen auch richtig erzogen waren. „Es ist gut", sagte er, „fahren Sie fort, und daß mir das Linoleum nicht versaut wird!"

Das „Versauen" spielte im Leben des Bootsmanns überhaupt eine große Rolle. Er war daher, selbstverständlich nur aus dienstlichen Gründen, ein erklärter Feind der „Maschine" und der „Artillerie". Wenn die „Heizers" mit ihren „Dreckquanten" an Oberdeck kamen, um „nichts wie Rußspuren zu hinterlassen", dann konnten seine kleinen, von geröteten Lidern umgebenen Augen ein geradezu gefährliches Funkeln annehmen. Kam dann noch der Feuerwerker, den er im übrigen als Menschen und Skatbruder sehr hoch schätzte, mit Persenings, Vaseline, Wischern und Schmirgel, um die Geschütze zu putzen, dann war es mitunter um das seelische Gleichgewicht des Bootsmanns geschehen. Überall witterte er alsbald Fettflecke auf „seinem" Linoleum, und es war ratsam, ihm in solchen Stunden nicht in den Weg zu laufen.

Auch heute hätte es um Haaresbreite ein Unglück gegeben. Tauchte da mitten beim Hafenklarmachen ein Feuerwerksmaat mit mehreren Seekadetten auf, um sich an den vorderen 8,8-Zentimeter-Geschützen zu schaffen zu machen. Der Bootsmann wußte genau, daß es sich um die Salutgeschütze handelte, die man später bei der Annäherung an die Reede brauchte. Trotzdem begann er, wenn auch verhalten, zu knurren: „Will die Artillerie etwa schon wieder alles versauen?"

„Wie meinen Sie das?" fragte der Feuerwerker spitz. Er kam zufällig des Wegs, vielleicht auch, weil er Widerstände ahnte.

„Wie ich das meine? Nun, Ihr ewiges Geschützputzen . . ."

„Geschützputzen gibt es überhaupt nicht." Der Feuerwerker, ein untersetztes, bewegliches Männchen, flammte vor fachdienstlicher Entrüstung. „Geschütze, mit denen man etwas treffen will, die ‚putzt' man nicht, die ‚reinigt' man bloß."

„Ach nee!" Der Bootsmann tat sehr erstaunt, als ob er diese Weisheit zum ersten Male vernähme, um dann mit Schärfe vorzuschlagen: „Dann gewöhnen Se sich man künftig patentere Reinigungsmittel an, Verehrtester, wenn Se 'n Freund von mir werden wollen – ich meine auch an Oberdeck!"

Es war gut, daß der Erste Offizier zwischen die beiden Kampfhähne trat, sonst hätte der Streit homerische Formen angenommen.

Inzwischen wuchs die Insel Madeira immer höher und höher aus der Weite des Weltmeeres empor, umsäumt vom brandenden Wasser – es glich einer Perlenkette –, überwölbt vom sonnentrunkenen, blauen Himmelsdom. Die „Stralsund" umsteuerte bereits die Osthuk des Eilandes, die Ponta de São Laurenço, um von hier aus Kurs auf den Ankerplatz vor der Hauptstadt Funchal abzusetzen. Helle Punkte leuchteten auf, weiße Häuser mit roten Dächern. Eingestickt wie ein Muster lagen sie inmitten der Pracht grün überwucherter steiler Hänge, der Ausläufer eines wildzerklüfteten Berglandes, gekrönt vom scharf umrissenen rundgipfligen Pico Ruivo.

Jetzt ließ sich auch schon die Reede übersehen; einen Hafen hat Funchal nicht, nur das hohe Land gewährt Schutz. Weht der Wind aus südlicher Richtung, dann herrscht die Gewalt des Ozeans, und ein Ankern ist nicht möglich. Heute meinte es aber das Wetter gut. Schiff neben Schiff lag auf der Reede, Segelschiffe und Dampfer, eine bunte Flotte aus aller Herren Ländern.

„Lassen Sie die Lotsenflagge setzen!" befahl der Kommandant dem wachhabenden Offizier. Es war ihm sicherer, damit er einen guten Ankerplatz fände.

Kurz darauf kam auch schon das Lotsenboot entgegen. Es führte eine blaue Flagge mit einem weißen P darin, um sich als Pilot kenntlich zu machen. Der Lotse kam aber nicht an

Bord, er winkte nur, zu folgen, und ruderte der „Stralsund" voraus.

Ganz langsam steuerte jetzt das Schiff, haarscharf auf seinem Kurse und so stattlich im Aussehen, wie der Bootsmann es sich nur wünschen konnte.

„Klar beim Salut!" Der Artillerieoffizier trat in seine Rechte.

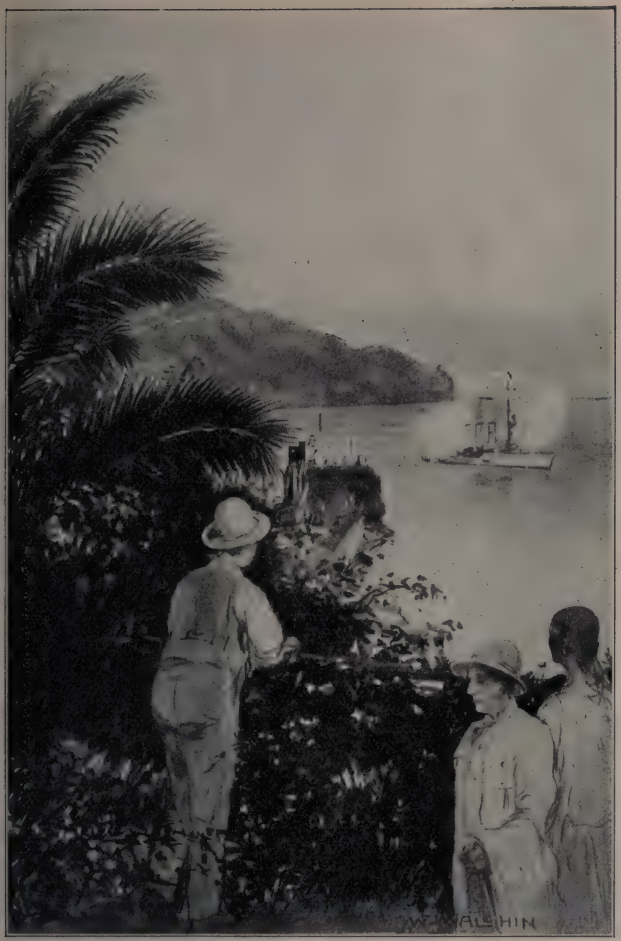
Kurz darauf donnerte es auf; weiße Pulverballen stießen sich aus der „Stralsund" hervor, im raschen, harten Rhythmus einundzwanzig Schuß, und über dem quirlenden Nebelmeer wehte hoch oben am Vormast die Landesflagge Portugals in satten grün-roten Farben.

Kaum war der letzte Schuß gefallen, als auch schon der Anker in die Tiefe rasselte. Das Wasser spritzte hoch auf. Am Heck mahlten die Schrauben rückwärts, um die letzte Fahrt aus dem Schiff zu bringen. An beiden Seiten schwangen die Backspieren aus, lange Bäume, zum Längsseitfestmachen der Boote, die Fallreepstreppen senkten sich, und an Backbord sowohl wie an Steuerbord stieg je ein Boot über die Reling, um für den Verkehr mit dem Land gerüstet zu sein.

Doch auch in Funchal rührte es sich; die Geschütze eines alten Forts feuerten den Dankessalut zu Ehren der deutschen Flagge.

So voll, wie die offene Reede lag, hatte man es auf der Kommandobrücke zunächst nicht wahrgenommen, daß auch der Freund aus Pontevedra, die Jacht „Dolphin", vor Funchal geankert hatte. Der Kommandant bemerkte es erst, als er die Brücke verließ, um den Konsul zu begrüßen, der sich sofort zur Verfügung stellte. Die Herren kannten sich von früher her. So wurde die Begrüßung besonders herzlich. Trotzdem vergaß man des „Dolphins" nicht. Der Kommandant ließ Sierstorff zu sich kommen. „Unterweisen Sie die Seekadetten noch einmal", trug er ihm auf, „daß ich jeden Verkehr mit Mister Baratela verbiete! Es ist ein unglücklicher Zufall, daß Madeira auch sein Reiseziel gewesen ist. Daran können wir leider nichts ändern. Immerhin — ich schneide den Briten gesellschaftlich und erwarte das gleiche von den Seekadetten."

Da es ein Sonnabend war, kam Klaus noch am selben



Kurz darauf donnerte es auf; weiße Pulverballen stießen sich aus der „Stralsund“ hervor, im raschen, harten Rhythmus einundzwanzig Schuß (S. 104).

Nachmittag an Land. Über Mittag schon hatten die Neulinge gestaunt, wie fremdartig sich hier das Leben bot. Eine Fülle von Händlern und Händlerinnen war an Bord gekommen, um Madeirawaren anzubieten, Stickereien, Spitzen, Korbgeflechte und Schnitzereien. Die Seekadetten hatten große Augen gemacht. Gar zu verführerisch lockten die Herrlichkeiten.

In größeren und kleineren Trupps wanderten die jungen Leute durch Funchal hindurch. Tropisch war die Pflanzenwelt, überall Palmen und Araukarien, mächtig fast wie daheim die Tannen, dann wieder Agaven, Azaleen und Bananen, dazwischen Erika in baumartig starkem Wuchs, gewaltige Ginsterbüsche, weit über Manneshöhe hinaus, Kamelien und Callas. Die ganze Stadt war ein üppiger Garten, ja, selbst an den weinbergbedeckten Hängen und draußen im Freien, an den Wegen, die ins Innere führten, hatte die Natur ihre verschwenderische Laune gezeigt.

Das größte Aufsehen erregten aber die Ochsenschlitten. Die engen Straßen der Stadt sind mit Lavagestein gepflastert. Das gibt ein glattes Gefüge. Da die Wege nun außerdem sehr bald steil nach oben führen, so haben sich breite Kufenschlitten als das gegebene Verkehrsmittel eingebürgert. Aufwärts ziehen die Ochsen. Abwärts geht es, wird Schnellverkehr gewünscht, mit Hilfe der Schwere auch ohne sie.

Auf Krönings Betreiben benutzten die Freunde einen solchen Schlitten. Alsbald wurde allen klar, daß die starken, stämmigen Ochsen auf einem Eilande wie Madeira für die Bevölkerung etwas ganz Besonderes bedeuten mußten. Tagaus, tagein lebte der Einheimische mit den Tieren zusammen, sie waren im Erwerbsleben sein bester Freund. Ohne sie entfiel für ihn der Verdienst. Daher konnte es gar nicht ausbleiben, daß die Ochsen auf der Insel in hoher Geltung standen und gut behandelt wurden.

Es war gegen elf Uhr abends, als Klaus und die andern zum Hafen zurückkehrten, um an Bord zu fahren. An der Anlegestelle für die Boote, Potinha-Hafen genannt, war bereits die Masse der Beurlaubten von der „Stralsund" zur Stelle. Die Leute standen ruhig beisammen und unterhielten sich über ihre Eindrücke, kaum daß ein lautes Wort fiel. Auch

die letzten, die noch herbeieilten, um das Boot zu bekommen, verhielten sich mustergültig. Als man erst abgesetzt hatte und in Fahrt war – die Dampfpinasse schleppte zwei Kutter –, da verstummte gar jede Unterhaltung. Funchalreede war vom Licht des vollen Mondes silbern überronnen, als ein weites, schimmerndes Becken bot sie sich dem entzückten Auge. An den dunkeln Hängen an Land, steil aufsteigend aus der See, sprühte es vielhundertfach, als habe der Sternenhimmel von seinem Reichtum abgegeben – der Lichterglanz der Stadt. Der Zauber stiller Schönheitsfeier schwang sein Zepter, hehr wie ewiger Gottesfriede.

Am nächsten Morgen aber, da sprang etwas Ekliges, Widerwärtiges an Bord, eine Nachricht, so niedrig, so gemein, daß jeder sich schüttelte, der sie nur hörte.

In aller Herrgottsfrühe kam der Konsul an Bord. Daß etwas Besonderes vorliegen müsse, merkte man seinem Auftreten an, das nur mühsam helle Empörung verbarg. „Herr Kapitän", begrüßte er den Kommandanten, „mich hat an Land ein Gerücht ereilt; ich bin ihm bereits nachgegangen. Eine Niedertracht ist es, eine abgefeimte Schurkerei, denn mein Innerstes lehnt sich dagegen auf, es ist ja einfach nicht möglich, daß Ihre braven Leute, deutsche Matrosen . . ."

„Wollen wir nicht in die Kajüte gehen?" schlug der Kommandant vor. Die Herren begaben sich nach unten, begleitet vom Adjutanten und vom Ersten Offizier. Sie nahmen Platz an einem großen Tisch, und nun berichtete der Konsul, gefaßter als zuvor: „Also, es handelt sich um folgendes: Vor wenig mehr als einer Stunde erhielt ich telephonisch die Nachricht, in der vergangenen Nacht seien von schwerbetrunkenen deutschen Mannschaften vier Ochsen durch Messerstiche derart schwer verletzt worden, daß sie hätten geschlachtet werden müssen. Die Tat sei um elf Uhr abends an der Potinha geschehen. Die Täter habe man leider nicht feststellen können, doch sei ein fremdartiges Messer am Tatort gefunden worden. Der Bevölkerung Funchals habe sich bereits ungeheure Erregung bemächtigt. Ja, man müsse geradezu von einer Erbitterung gegen die Deutschen sprechen, nachdem zu allem noch festgestellt worden sei, daß das Messer vergiftet war, das

Messer, mit dem die unglaubliche Schandtat vorgenommen wurde."

Der Kommandant blieb bei den Ausführungen ganz ruhig, man merkte seinem Gesicht nicht das geringste Zeichen von Empörung an. „Und was haben Sie getan, Herr Konsul", forschte er, „um dieser Lügennachricht entgegenzutreten?"

„Ich habe mich sofort zum Schlachthof begeben", lautete die Erwiderung. „Dort wurden mir fünf Männer vorgeführt, die behaupteten, Augenzeugen gewesen zu sein. Als ich mich jedoch ans Fragen begab und bestimmte Angaben verlangte, da wurden die Leute sämtlich verlegen und redeten hin und her, so daß überhaupt nichts Greifbares herauskam."

„Herr Kapitän", der Erste Offizier räusperte sich, aus seiner Stimme sprach mühsam verhaltene Entrüstung, „ich kann lediglich angeben, daß unsere Beurlaubten in bester Zucht an Bord zurückgekehrt sind. Ich habe sie persönlich gemustert, nicht einer war betrunken."

Der Kommandant hob beschwichtigend die Hand. „Das unterliegt auch für mich keinem Zweifel. Immerhin, das Gerücht besteht. Außerdem war Portugal im Krieg unser Gegner, es hat schwere blutige Verluste an den Landfronten erlitten, die Bevölkerung ist leicht erregbar, der britische Einfluß herrscht nach wie vor – alles Gründe, die es zur Pflicht machen, eine strenge Untersuchung einzuleiten, bevor ich mich an die Ortsbehörden wende."

Die Untersuchung fand statt. Alle Leute, die am Vorabend an Land gewesen waren, mußten antreten und diejenigen Sachen mitbringen, die sie auf dem Leibe getragen hatten. In Gegenwart des Konsuls musterte der Erste Offizier persönlich jeden Mann und jedes Bekleidungstück, ob sich irgendwelche Blutspuren finden ließen. Nichts dergleichen war der Fall. Die Mannschaften standen völlig gerechtfertigt da. Hinterher erst wurde ihnen bekanntgegeben, worum es sich handele. Daß keiner murrte oder sich beschwerte, war bei deutscher Manneszucht selbstverständlich. Doch aus den Augen der Leute sprach ehrlicher Zorn darüber, daß die Portugiesen es gewagt hatten, ihnen eine derartige Roheit in die Schuhe zu schieben.

Nachdem die Feststellungen an Bord abgeschlossen worden waren, bat der Kommandant den deutschen Konsul, die portugiesischen Behörden eingehend über das Ergebnis zu unterrichten. Der Konsul fand hierbei volles Entgegenkommen. Auch die Vertreter der Presse versprachen, alles zu tun, um die öffentliche Meinung günstig zu beeinflussen. Trotzdem ließ sich ein Blatt dazu herbei, in gehässigster Weise zu hetzen, um die Einwohner von Funchal gegen die Deutschen aufzubringen.

„Wer steht hinter dem Blatt?" erkundigte sich der Kommandant beim Konsul.

„Ein englisches Konsortium", lautete die Antwort. „Der Mercurio de Noticias ist Eigentum der Firma Clandy Brothers."

Da nickte der Kommandant nur vor sich hin. Jetzt war man auf der richtigen Spur. Die Kriegspropaganda wirkte noch immer nach. Die Mär vom deutschen Barbarentum sollte aufgefrischt werden.

Im übrigen ebbte der Sturm an Land dank den Bemühungen des Konsuls und dem klaren Auftreten des Kommandanten bald genug wieder ab. Man erkannte, daß die erhobenen Anschuldigungen auf sehr schwachen Füßen standen, und empfand in weiten Kreisen Funchals etwas wie Verlegenheit. Dieses Gefühl steigerte sich noch, als die „Stralsund" ein Bordfest gab, zu dem außer den ortsanwesenden Deutschen zahlreiche Damen und Herren der einheimischen Bevölkerung gebeten waren. Neugierig schauten sich die Portugiesen an Bord um. Wie sauber, wie ordentlich alles aussah, Schiff und Besatzung! Wie ruhig und gemessen die Deutschen sich bewegten, wie gewandt, wie gastfrei sie waren! Es zeigte sich auch nicht ein Schimmer von Unsicherheit. Nein, hier konnte unmöglich ein Verschulden vorliegen, an Bord der „Stralsund" gab es kein schlechtes Gewissen. Hier schauten einem ehrliche Augen offen ins Gesicht, und niemand dachte daran, sich anders zu geben, als es ihm ums Herz war.

Ein portugiesischer Offizier – er hatte in Flandern mitgekämpft – nahm Sierstorff beiseite. Die Unterhaltung ging auf Französisch vor sich. „Mein Herr", begann der dunkel-

äugige, bewegliche Major, „ich muß Ihnen ein Geständnis machen. Von jeher liebe ich die Aufrichtigkeit. So kann ich nur sagen, ich bewundere, nein, ich verehre die Deutschen. Ich habe den Ansturm am Kemmel gesehen und verfolgen können, wie beispiellos ihre Tapferkeit war."

Sierstorff verneigte sich. „Es tut wohl, auf so viel Gerechtigkeit zu treffen."

Der Major warf den Kopf zurück. „Gerechtigkeit? Ist das Gerechtigkeit, wenn ich als ein Mann von Ehre die Wahrheit verkünde, wie ich sie sah? Mein Herr, seien Sie versichert, ich schäme mich, daß solch ein Gerücht über deutsche Seeleute in Funchal hat Eingang finden können, wie das, das uns alle heimlich bewegt, bewegt trotz Ihrer Gastfreundschaft. Wo es herrührt, dieses Gerücht? Ich zermartere mir mein Gehirn und finde doch keine Erklärung. Eines steht aber für mich fest: es liegt eine Schurkerei vor, eine ungeheuerliche Schurkerei."

So wie der Major dachte die Mehrzahl der portugiesischen Gäste an Bord. Man vermied es aber im allgemeinen, auf den peinlichen Zwischenfall zu sprechen zu kommen. Wo es trotzdem geschah, wurde man der deutschen Auffassung durchaus gerecht.

Der Kommandant hatte für die Dauer eines Tages den Urlaub der Mannschaften gestoppt. Ihm lag daran, Reibereien zu vermeiden, die sich aus dem angehäuften Zündstoff unter Umständen leicht hätten ergeben können. Als er aber dann erkannte, daß man an Land ein Einsehen gewann, daß die Vernunft obsiegte, da gestattete er den Landurlaub wieder, nicht zum mindesten deshalb, um gerade durch das Auftreten seiner Leute den Nachweis zu erbringen, daß eine Schandtat wie die Hinschlachtung der vier Ochsen ganz sicher nicht auf das Konto der Deutschen gesetzt werden könne.

So weit lief alles noch milder ab, als es anfänglich geschienen hatte. Wenn nur nicht die Frage offen geblieben wäre: wer war der Täter, wer hatte sich so sündhaft vergriffen? Diese Frage quälte alle, quälte die „Stralsund", quälte Funchal. Doch der Schlüssel zum Rätsel fand sich nicht.

Es war um die Mittagszeit. Klaus und Kröning standen

Die „Stralsund" gab vor Funchal ein Bordfest, zu dem außer den ortsanwesenden Deutschen zahlreiche Damen und Herren der einheimischen Bevölkerung gebeten waren (S. 109).

am Oberdeck und sahen zu, wie aus grellbemalten Booten, gelb, grün und blau gestrichen, einheimische Jungen ins Wasser sprangen, um mit staunenswerter Geschicklichkeit hinter Münzen herzutauchen, die von Bord aus geworfen wurden. Es kam überhaupt nicht vor, daß ein Geldstück nicht erhascht wurde. Gewiß, man sah tief bei dem klaren Wasser; immerhin wurden die Münzen aber auch kreuz und quer geschleudert, bald hierhin, bald dorthin, so daß die rudernden Arme und Beine oft recht lange nach unten graben mußten, ehe das Ziel erreicht war.

Zur gleichen Stunde setzte vom „Dolphin" die Motorjolle ab. Man erkannte: Mister Baratela saß in höchsteigener Person im Boot.

„Der könnte mit seinem Gelde die ganze Insel glücklich machen", knurrte Klaus vor sich hin. „Wenn ich noch an Santiago de Compostela denke — was ist man bloß für ein Schaf gewesen!"

„Danke, ich komme mir nicht so kümmerlich vor!" Kröning mußte lachen. „Im übrigen — Mister Baratela und jemanden glücklich machen? Da nimm dir lieber einen Bock zum Gärtner! Dieser Brite ist nichts als eine Geldmaschine und sonst als Mensch — ein Halunke."

„Pfeifen und Lunten aus!" tönte es über Oberdeck, das Zeichen zur Beendigung der Freizeit und der Vorbereitung zum Dienst. In den untern Decks klapperte es klingend und hart. Die Backen, hängende Tische, an denen man aß und während der Freizeit weilte, wurden untergeschlagen. Abgeteilte Leute traten an, um überall gründlich zu fegen, und dann tauchte der Erste Offizier auf. Er hatte mit verschiedenen Offizieren über ihre dienstlichen Wünsche für den Nachmittag zu sprechen.

Die Korporalschaft von Klaus bekam Turnen, Turnen am Reck und am Barren. Als er feststellen konnte, daß es endgültig keinen mehr unter ihnen gab, der nicht den Riesenumschwung und den Handstand beherrschte, da gestand er sich ein, daß solche Leistungen doch noch etwas mehr bedeuteten als die Taucherkünste der männlichen Jugend von Funchal.—

Mister Baratela hatte inzwischen mit seiner Motorjolle

an Land angelegt. Kaum war er ausgestiegen, als er sich auch schon ärgerte. Das Auto, das seine Geschäftsfreunde Clandy Brothers hatten stellen wollen, war nicht am verabredeten Platz. Er ging aber nur ungern zu Fuß, höchst ungern sogar, einmal weil es ihn wegen seiner Kriegsverletzung lästig deuchte, dann aber auch – nun, für einen Mann von seiner Stellung schickte es sich einfach nicht, wie ein Plebejer das Straßenpflaster zu betreten. Eine Weile schritt der ehrenwerte Mister wartend auf und ab. Als der Kraftwagen aber immer noch nicht kam, winkte er sich schließlich einen Ochsenschlitten herbei, nahm aufstöhnend in ihm Platz und gab als Zielpunkt der Fahrt die Geschäftstelle des Mercurio de Noticias an.

Auf halber Strecke kam ihm das Auto entgegen. Wie die Leute in den engen, steilen Straßen ihre Wagen lenkten, das war einfach halsbrecherisch. Baratela packte der Anblick; wahrhaftig, das waren Prachtmenschen! Vor Anerkennung der sportlichen Leistung vergaß er, beim Wechsel des Gefährts den Kutscher des Ochsenschlittens zu entlohnen. Dieser erhob aber einen wahren Höllenlärm, denn er sah sich schon um sein Geld betrogen. Im Handumdrehen war ein kleiner Auflauf entstanden. Es lebte noch immer Erregung unter dem einfachen Volke. Hinzu kam, daß man die Autos haßte. Sie nahmen einem den Verdienst. Baratela schimpfte, als er, auf schwellendem Polster sitzend, seine Geldbörse hervorholte. Heute ging einem ja alles schief! Aus Ärger gab er zu wenig Geld. Der Mann vom Ochsenschlitten verlangte stürmisch mehr. Baratela zuckte es schon in den Fingern, dem frechen Gesellen einen kunstgerechten Schwinger zu versetzen, als der Mann am Steuer aus eigenem Antrieb dem Zwischenfall ein Ende bereitete, indem er plötzlich Vollgas gab und mit seiner Maschine förmlich davonsprang. Die Ochsen vor dem leeren Schlitten, sonst ruhige, gutmütige Tiere, traten erschrocken zur Seite. Um Haaresbreite wäre ihr Herr von den Kufen gequetscht worden. Da nahm seine Wut nur noch mehr zu. Er schleuderte Steine und machte sich tobend hinter dem Auto her.

Der Schriftleiter des Mercurio war Baratelas Mann.

Um ihn und seine Feder für sich zu gewinnen, hatte der Brite nicht an Geld gespart. Sie begrüßten sich herzlich wie zwei gute Freunde, weil einer vom andern noch Großes erhoffte, allerdings in verschiedenem Sinne.

„Nun, sind Sie mit dem Erfolge meiner Aufsätze zufrieden?" fragte der Schriftleiter lauernd. „Ich muß gestehen, noch selten ist es mir geglückt, so viel Gift und Galle in der Tinte zu finden."

„Ihre Feder war spitz", lobte der Brite. „Anderseits kann man nicht verkennen, die ganz große Wirkung, die alles niederschmettern und die Deutschen einfach unmöglich machen sollte, gesellschaftlich und politisch, die ist leider ausgeblieben. Die Boches haben es verstanden, Gegenminen zu legen."

„Sie sind ein durchtriebenes Volk. Man muß es sich gewaltige Summen und viel Arbeit kosten lassen."

„Pst!" flüsterte Baratela. „Sind wir auch sicher? Gibt es keine Lauscher hier? Sie wissen, Wände haben mitunter Ohren."

„Nicht bei mir", log der Schriftleiter, denn er hatte, um die geldliche Seite ihrer Unterredung sicherzustellen, dafür Sorge getragen, daß das Gespräch, das er mit dem reichen Jachtbesitzer führte, vom Nebenraum aus belauscht wurde.

Baratela gab sich aber mit der Erklärung des andern nicht zufrieden. Gewohnt, breitspurig aufzutreten und alles nach seiner Pfeife tanzen zu lassen, erhob er sich kurzerhand von dem zierlich geflochtenen Stuhl, auf dem er sich soeben niedergelassen hatte, und schritt mit einer Behendigkeit, die ihm niemand bei seinem lahmen Fuß zugetraut hätte, zur Tür des Nachbarzimmers.

Dem Schriftleiter verschlug es den Atem. „Ich muß doch bitten", stammelte er, „meinen Worten Glauben zu schenken!"

Zu spät! Die unverschlossene Tür flog auf, von Baratelas Faust geöffnet. Der Brite aber starrte in ein leeres Zimmer.

Dem Zeitungsmann fiel ein Stein vom Herzen. Entweder war sein Mitverschworener unpünktlich gewesen, oder er hatte sich rechtzeitig versteckt.

Damned! Die Gardine vor dem Fenster bewegte sich und

unter ihren hellen Spitzen ragten zwei braune Männerschuhe hervor.

Über Baratelas Antlitz wetterte Wut. Die Tiefe der Falten im Gesicht nahm erschreckend zu. „Ich bin kein Grünhorn", grollte es dumpf wie das Brüllen eines Stiers, „und wer mich mit solchen Mätzchen fangen will . . ." Rasch trat er vor, zerrte die Gardine beiseite und sah einem zu Tode erschrockenen spindeldürren Manne ins Gesicht. Mochte dessen Haut sonst dunkelolivfarben sein, jetzt spielte sie über in Leichenblässe.

Einen Augenblick nur zögerte der Brite, dann wandte er sich in Ruhe um. „Sie sind sehr vorsichtig", polterte er dem Zeitungsmanne ins Gesicht, „in der Tat – sehr vorsichtig. Wer aber auf Großwild jagen will, muß sich aufs Schießen verstehen."

„Ein unglücklicher Zufall", jammerte der andere. Er sah eine Silberflotte davonschwimmen, die er heute noch im Hafen seines Geschäftszimmers sicher hatte zu Anker bringen wollen. „Nichts als ein unglücklicher Zufall." Doch er hatte bereits das Nachsehen. Mister Baratela verlor kein Wort mehr. Er verließ das Haus voller Zorn, indem er darauf verzichtete, mit dem Mercurio de Noticias weitere Geschäfte zu machen.

Draußen aber lief er dem empörten Ochsentreiber in die Arme. Dieser kam nicht einmal allein, ein Schwarm von Freunden begleitete ihn. Baratela lachte jedoch nur. Solche Lagen bedeuteten ihm nichts Neues. Er griff in seine Taschen und verstreute Geld unter die Menge, reichlich Geld. Das Mittel verfing wie so oft schon. Keiner hegte mehr Groll gegen ihn. Die Leute bückten sich vielmehr vor ihm nicht minder als vor den rollenden Münzen, und der Ochsentreiber fuhr den reichen Herrn sogar „de graça" hochbeglückt zum Hafen zurück.

So weit war dieses Abenteuer zur Zufriedenheit Baratelas abgelaufen. Blieb nur die Geschichte mit dem Mercurio, die ihn ärgerte. Er trug dabei keineswegs Sorge, daß irgend einer von den Leuten schwatzen würde, die, auf sein Betreiben und von ihm angeheuert, die vier Ochsen in der bewußten Nacht mißhandelt hatten. Er fürchtete auch nicht, der Schrift-

leiter des Mercurio de Noticias würde schwatzen. Dem Manne saß das Messer selber an der Kehle, sobald er sich rührte. Ihn empörte vielmehr nur, nein, ihn brachte es zur Raserei, daß sein verschlagener Plan, auf den er so unendlich stolz gewesen war, letzten Endes keine reifen Früchte getragen hatte, denn das ließ sich gar nicht mehr übersehen, die Wut auf die Deutschen war in Funchal erheblich im Verblassen. Das Ganze war ein Strohfeuer gewesen, das bereits wieder verlosch, so machtvoll es auch zu Beginn, als man es entzündet hatte, aufgelodert war. Nun galt es also, etwas Neues auszuhecken, denn an seinem Feldzugsplan hielt der Brite fest. Zähigkeit im Erreichen gesteckter Ziele war vielleicht seine wertvollste Veranlagung. Noch immer war ihm im Leben geglückt, was er sich vorgenommen hatte. Hol's der Kuckuck, anders durfte es auch hier nicht sein, wo man sich mit seiner ganzen Wut in eine Sache verbissen hatte, die zugleich eine Angelegenheit britischer Welt- und Seeherrschaft war!

Die Motorjolle lag an der Potinha bereit. Nachdem sich der Ochsentreiber mit fröhlichem Hutschwenken, breitem Grinsen, behaglichem Zähnefletschen und einem wahren Sturzbach englisch-portugiesischen Wortgemengsels verabschiedet hatte, wobei er seine weiteren Dienste für jederzeit anbot, fuhr Baratela wieder an Bord.

Mister Smith empfing ihn. „Nun?"

Baratela schrie nach einem Whisky mit Soda, ohne den andern einer Antwort zu würdigen. Seine schlechte Laune verarbeitete er aber grundsätzlich nicht mit sich allein.

Smith kannte, fürchtete und berücksichtigte diese Stimmung. Aus diesem Grunde begnügte er sich vorerst damit, eine frische Zigarette in Brand zu stecken. Sein Vetter hingegen stopfte sich eine Shagpfeife mit Navy cut, double strong, was stets bedeutete, daß er schwere Fragen in seinem Gehirn wälzte.

Nach einer Weile begann er zu reden. Durch dichte Rauchwolken brach sich seine Stimme; sie saßen unterm Schutz eines straffgespannten Sonnensegels auf dem Achterdeck des „Dolphin". „Welches ist der nächste Hafen?"

„Unserer?"

Der Korbsessel stöhnte, so heftig zuckte Baratela zusammen. „Welches unserer ist, das weiß ich selber am besten, weil die Entscheidung bei mir steht. Nein, ich meine den Hafen der Deutschen."

„Oh, es mag Las Palmas sein!"

„Richtig, sie wollten von hier nach Las Palmas!"

Wieder verstummte die Unterhaltung, bis Mister Smith forschte: „Gehen auch wir dorthin?"

„Das versteht sich! Ich habe mir gelobt . . ."

„Huhu!" spottete Smith. Er war heute kecker Laune. Anderseits reizte auch ihn das begonnene Abenteuer, denn nur zum Vergnügen um die Welt segeln — oh, im Grunde genommen war das eine mächtig langweilige Beschäftigung! Etwas Pfeffer schmeckt schließlich zu jedem Gericht, man durfte sich bloß nicht den Magen daran verderben.

Smith erhob sich, stieg hinunter in die Kajüte und kehrte mit einem dicken Ballen Briefschaften zurück. „Post ist gekommen", meldete er und nahm wieder seine gewohnte Rekelstellung auf dem Liegestuhl ein.

Baratela rauchte und sann nach, ohne sich um die Post zu kümmern. Er nannte das Selbstbeherrschung. Erst als die Pfeife ausgeraucht war, bewies er Interesse für die Eingänge, und dann geriet er in überschäumende Erregung. Sein Gewährsmann in Pontevedra hatte ihm nachgeschickt, was in der spanischen Presse über den Besuch der „Stralsund" gestanden hatte. Es waren dieselben Blätter, die durch Vermittlung des Konsuls ebenfalls an Bord des deutschen Kreuzers gelangt waren, und dazu noch mehr, alles fein säuberlich ins Englische übertragen.

„Sind die spanischen Zeitungschreiber toll geworden?" Mister Baratela stieß es zornbebend hervor. „Graf Spee wird von ihnen mit de Ruyter und Nelson verglichen. Die Lorbeeren der Engländer seien während des Weltkrieges nur spärlich gewesen, behaupten sie; bei so vielen Siegern entfalle wenig Ruhm auf den einzelnen Alliierten. England habe tatsächlich die Herrschaft über die Nordsee aufgegeben gehabt, als es sich in Scapa Flow verkroch." Ein, zwei, drei Zeitungen zugleich zerknüllten die grobknochigen Fäuste des

Briten. Er schleuderte sie von sich und spuckte hinterdrein, bar jeder Vernunft.

Mister Smith blinzelte ihn an. „Du hättest keinen Whisky trinken sollen", behauptete er. „Portwein ist gesünder. Oder war der Tabak am Ende zu schwer?"

„Esel!" flog es ihm grob an den Kopf. Worauf Smith sich dankend verneigte und seinerseits zu den noch ungelesenen Zeitungen griff. Nach einer Weile reichte er dem Vetter ein Blatt hinüber. „Lies das!" bat er. „Es ist eine Beruhigungspille."

Einen Augenblick zögerte Baratela. Dann griff er zu, und in der Tat, nun heiterte sich sein Gesicht zusehends auf. „Deutschland und seine Marine", so stand in der spanischen Zeitung, „sind nicht auf dem Schlachtfelde in ehrlichem Kampf besiegt worden. Nein, man hat sie niedergekämpft mit unsichtbaren, aber umso wirksameren Waffen, vor denen es kein Entrinnen gab." — „Sehr gut!" lobte Mister Baratela; sein Gesicht glänzte bereits wieder. „Mit unsichtbaren Waffen, genau wie ich . . ."

„Und hier", fiel ihm sein Kumpan ins Wort, indem er auf ein anderes Zeitungsblatt wies, „hier findet sich ein weiterer, höchst lesenswerter Abschnitt."

„Laß sehen!" Diesmal griff Baratela gierig zu und brach kurz darauf in ein meckerndes Gelächter aus. „Das stimmt, das ist richtig, das ist gut. Unsere Seeherrschaft, unser Handelskrieg, unsere Blockade, das sind in der Tat zerstörende Säuren gewesen, denen die rohe Kraft des deutschen Michels erlag. Und ich — ich will weiter mit solchen Säuren arbeiten, hörst du, Edward, ich will! Von Stund ab führen wir keinen ‚Pfefferkrieg' mehr, sondern einen ‚Kampf mit Säuren', mit giftigen, ätzenden Säuren."

„Gegen das deutsche Volk?"

„Nicht ganz so großzügig; nur gegen einen Teil von ihm, gegen unsern Freund, gegen die ‚Stralsund'."

Es war ein merkwürdiger Zufall, daß Baratela just in diesem Augenblick von schweren Schmerzen an seinem kriegsverletzten Fuß heimgesucht wurde. Oder hatte er ihn an Land zu wenig geschont? Wie dem auch sei, es bohrte und stach in

dem Fuß wie selten oder nie zuvor. Gleichzeitig stellte sich aber noch etwas anderes ein, etwas anderes mit haarscharfer Deutlichkeit: die Schlacht an der Doggerbank wurde vor dem Briten lebendig. Er selbst auf dem Flaggschiff „Lion", voraus die Deutschen. Beide Linien in äußerster Fahrt. Empört umbrandet die Nordsee die Steven der gewaltigen Schiffe. Auf Entfernungen, eben mit dem Auge zu überbrücken, entbrennt der Feuerkampf. Kaum schießen die Deutschen, da hackt es auch schon auf den „Lion" ein. Zentnerschwer überkrallt es ihn. Elend wird das Schiff zusammengeschmettert. Es macht Wasser, droht zu sinken. Beatty, der Admiral, ein Feuerkopf, wie es nur diesen einen in der britischen Marine gibt, muß mit seinem Flaggschiff den Kampf aufgeben. Der „Lion" sackt achteraus, eine rauchende, gelb überkrustete Trümmerstätte. Und Baratela, er lag auf dem Gefechtsverbandplatz, und der Fuß schmerzte, schmerzte wie heute. Damals dachte er nur an den Fuß, heute aber, heute stachelte der Schmerz zur Wut auf, zur Wut gegen die Deutschen, dieses rätselhaft tüchtige Volk, das sich seit Jahrhunderten selbst zerfleischte und doch an Kraft nicht verlor, das kaum Seegrenzen hatte und die Seefahrt dabei verstand wie keiner, das mit dem Hute in der Hand sich die Welt eroberte und doch so stolz sein konnte, ein Tannenberg, ein Skagerrak zu schlagen.

Mister Baratela stopfte sich eine neue Pfeife, diesmal mit Navy cut, mild. Er spürte ein leises Ziehen am Herzen. Offenbar, der Vetter hatte recht gehabt, double strong zu dieser Stunde und bei so viel Aufregungen, das bekam nicht gut. „Wir gehen morgen in See", warf er nebenbei hin.

„Nach Las Palmas?"

Ein Nicken nur war die Antwort, das Nicken eines massigen Hauptes über einem gefüllten Whiskyglase.

„Glänzend!" entgegnete schmeichelnd Mister Smith. „Ich spiele mit bei der ‚Säurepartie'."

Siebentes Kapitel

Auf den Kanaren

Alle Wetter, war das ein Stimmengewirr und Durcheinandergerede auf dem Molenkopf von Puerto de la Luz, dem Hafenplatz der Insel Gran Canaria! Waren es auch nur achtzehn deutsche Schulkinder, die sich dort unter Führung ihres Lehrers, eines jungen Westfalen, eingefunden hatten, so war doch die Aufregung derart, daß keiner dem andern das Wort gönnte. Die Fragen an den Lehrer überstürzten sich nur so.

„Wie heißt das Schiff, Herr Oßkamp?"

„‚Stralsund', Kinder, nun behaltet es endlich! Stralsund ist eine Stadt, an der Ostsee gelegen, eine pommersche Stadt."

„Und wie groß ist das Schiff? War es mit im Kriege? Hat es gegen die Engländer gekämpft? Trägt es noch Löcher in seinem Rumpf?"

Herr Oßkamp hob beide Arme hoch. Ihm ging ob der Wissensgier schier die Luft aus. „Hört mal zu!" sagte er gewichtig, und es trat alsbald Stille ein. „Ich will euch noch einmal haarklein alles erzählen, was ich über die ‚Stralsund' weiß. Hinterher aber gibt es kein Gefrage mehr. Denn wer jetzt nicht aufpaßt ..."

Er kam nicht weiter. „Da ist sie, da ist sie!" riefen drei, vier Stimmen zugleich, und erregte Finger wiesen nach der See. Als Schatten nur war ein grauer Leib aufgetaucht, lang, schlank, von dünnem Schornsteinrauch überflattert. Jetzt drehte der Schatten und lief auf die Hafeneinfahrt zu.

„Wahrhaftig", gestand Herr Oßkamp ein, „sie scheint es zu sein, in der Tat!"

Ein weißer Pulverballen mit feurigem Kern fuhr an Steuerbord aus dem Schatten hervor, gleich darauf an Backbord ein zweiter, und dann immer abwechselnd rechts links, rechts links neue Ballen, Die Kinder klatschten. „Wie schön, wie hübsch!" Herr Oßkamp belehrte sie aber: „Die ‚Stralsund' feuert den Landesgruß, den Gruß für die spanische Flagge. So verlangt es internationale Höflichkeit."

Nun lief alles fast ab wie ein Film, den die Menschen von heute – leider ist es so – beinahe besser kennen als die Natur. Der schlanke Kreuzer nahm scheinbar den Molenkopf der künstlich geschaffenen Hafenanlage aufs Korn, schnitt dann unterm Jubel der deutschen Schule leicht an ihm vorüber, drehte im innern Hafenbecken auf und machte mit Heck- und Vorleine zwischen zwei Bojen fest. Die Kinder sangen das Deutschlandlied, von der „Stralsund" winkten Mützen herüber.

„Kommen wir auch mal an Bord?" bedrängten die Kleinen Herrn Oßkamp.

„Gewiß doch, ihr müßt nur Geduld zeigen. Das Schiff bleibt ja vierzehn Tage hier."

„Au, fein!" hieß es aus Jungenmund. „Dann müssen sie noch einmal schießen."

Der junge Lehrer dachte schon daran, seinen geordneten Rückzug vom Molenkopf anzutreten, und stellte demgemäß seine Schar auf, als von der „Stralsund" ein Boot nahte, ein Kutter, mit nur einem Mann und einem Bootsteurer besetzt. Daraufhin entschloß sich Herr Oßkamp, zu warten. Man konnte ja nicht wissen, für wen das Boot bestimmt war. Er selber hatte in seinem Leben noch nie ein Kriegschiff besucht, und wenn er seinen Zöglingen in die Augen sah, dann wußte er genau, wo das Ziel auch ihrer Sehnsucht lag.

Als Bootsteurer saß Klaus in dem Kutter; einer seiner Kameraden pullte. „Guten Tag!" rief er von unten herauf. „Der Kommandant läßt fragen, ob die deutsche Schule gleich einmal an Bord kommen möchte."

Herrn Oßkamps Wangen röteten sich vor Dankbarkeit. „Wenn es nicht unbescheiden ist, gleich nach dem Einlaufen . . ."

Er kam nicht weiter. Mit seinen Ausführungen hatte er offenbar keinen guten Tag. Schon zappelte es unter ihm vor kletternden Füßen, greifenden Händen, flatternden Röcken, schwingenden Hosenbeinen. Seine Schar, die ihm anvertraute Brut, hatte ihm über den Kopf weg bestimmt, was zu geschehen habe, und war bereits lebhaft dabei, in den Kutter

hinabzusteigen. Wohl oder übel folgte er. Nein, war das eine Überraschung!

Mäuschenstill hockten die Kinder in dem Kriegschiffboot nieder, sie wagten kaum zu atmen, und als sie gar erst an Deck der „Stralsund" kamen, da wurde alles in ihnen lebendig, was die Eltern, was Herr Oßkamp ihnen vorerzählt hatten: daß Kriegschiffsboden Heimatboden bedeute, daß nichts so feste Brücken mit dem Vaterlande, das auch Mutterland sei, schlage wie der Besuch von Kriegschiffen, daß es ein Segen sei, wenn Deutschland sich nunmehr wieder über See zeige, und daß in der Kriegsmarine ein gut Teil jener Überlieferung fortlebe, die die Heimat einst groß gemacht und im Weltkriege zu den gewaltigsten Taten befähigt habe.

Der Kommandant hatte nur eine Minute Zeit, um sich mit Herrn Oßkamps Schar zu beschäftigen. Allzuviel Anforderungen amtlicher Art stürmten auf ihn. „Ich besuche euch in der Schule", rief er den Kindern zu, „und lasse mir von euch vorrechnen, ob es weiter von Deutschland nach Gran Canaria oder von Gran Canaria nach Deutschland ist."

Da setzte ein halbverlegenes Schmunzeln ein. Ein kleiner Bub aber, ein waschechter Hesse, mit den Eltern kürzlich erst ausgewandert, rief: „Deß is koi Unnaschied, Häj Uffeziah!" Im Augenblick platzte ein Lachen los, herzerfrischend wie ein Frühlingstag.

Außer den Schulkindern kamen aber auch noch andere Deutsche an Bord, und zwar in stattlicher Zahl. Gewiß, es gab größere deutsche Kolonien im Auslande als gerade in Gran Canaria, aber man hungerte hier förmlich nach einem Zusammenschluß. Es herrschten eigenartige Verhältnisse. Man kannte sich wohl untereinander, wenngleich auch hier Lücken klafften, hatte es jedoch nicht verstanden, bei der Wiederaufbauarbeit nach dem Kriege das Deutschtum unter einen Hut zu bringen. Das aber war es, wonach man sich sehnte. Als nun ein Kriegschiff aus der Heimat kam, da drängte alles an Bord, allein schon in dem Gefühl, hier werde sich ein Sammelpunkt ergeben, endlich der Magnet erscheinen, der alle anlocke und die Widerstände beseitige, über die man im Innersten selber Ärger empfand.

Dem Entgegenkommen der Deutschen war es zu danken, daß die Seekadetten in Gran Canaria besonders viel und Interessantes zu sehen bekamen. Ihr Gesichtskreis erweiterte sich, zumal da sie Einblick in allerlei weltwirtschaftliche Fragen gewannen. Das geschah bei einem großen Ausfluge, der ins Innere des Landes unternommen wurde.

War das eine Seligkeit, als eines Morgens eine stattliche Zahl von Kraftwagen an der Stelle hielt, wo die Boote der „Stralsund" anlegten! Sehnsüchtige Blicke schweiften zu ihnen hinüber. Die Wagen hatten sich verfrüht, noch war man an Bord nicht abrückbereit. Endlich setzte der Schleppzug ab, endlich! Und dann war man an Land.

„Antreten!" befahl Sierstorff mit lauter Stimme. So wirr und ungeregelt wie bei irgend einer Reisegesellschaft ging die Sache nicht vor sich. Im Handumdrehen standen die Seekadetten wie eine Mauer. Die deutschen Herren, die als Wirte und zur Führung erschienen waren, schmunzelten. Viele von ihnen, wenn nicht die meisten, hatten in der Heimat oder in den Kolonien am Kriege teilgenommen. Nun lief ein Geraune von Mund zu Mund: „Gottlob, der alte Schmiß ist wieder da, es sitzt noch Murr in den Knochen!"

Die Fahrt führte zunächst an die Küste. Klaus hatte mit Kirsten und Kröning im zweiten Wagen von vorn seinen Platz gefunden. Ein Angestellter der Woermannlinie, ein noch jüngerer Herr, und ein älterer würdiger Dickbauch, der sich als waschechter Berliner und Besitzer einer Cerveceria, einer gutgehenden Schankstube, entpuppte, waren die Begleiter. Klaus hatte den Platz neben dem Lenker des Wagens inne. Lachend wandte er sich um. „Wir fahren in Kiellinie", jubelte er, „die reinste Geschwaderfahrt!"

„Verstehn Se sich denn darauf ooch schon?" forschte Herr Lemcke, der Schankwirt. „Sie lernen jetzt wohl allens mit Eilpost?"

„Beileibe nein!" Kirsten übernahm die Antwort. „Gründlichkeit bei Tag und Nacht, das ist die Losung."

„Is recht." Der Dickbäuchige nickte. „So war's früher ooch schon."

„Kannten Sie die alte Marine?"

„Na und ob! Anno 95 bin ick als Zwölfjähriger injetreten. Als Schiffsjunge war ick schlank wie 'ne Gazelle. ‚Strich' nannten se mir immer von wejen meiner Propertionen. Na, des hat sich denn so bei und bei jejeben. Und seitdem ick als Bottler fuhr . . ."

„Wie, Sie waren Unteroffizier?"

„Aber stramm! Oberbotteliersmaat, zuletzt auf S.M.S. ‚von der Tann'."

Klaus fuhr herum. „Auf ‚von der Tann'?" Ihm stand im Augenblick der Schupowachtmeister vor Augen, bei dem er sich sein polizeiliches Führungszeugnis besorgt hatte.

Die Frage hatte derart erstaunt geklungen, daß Herr Lemcke sich fast ein wenig entrüstete. „Warum denn nich? Glauben Sie etwa, ick schmückte mir mit fremden Federn?"

„Um's Himmels willen!" Klaus entschuldigte sich. „Ich fragte ja nur, weil ich — weil ich schon einmal den Vorzug hatte, einen ehemaligen Unteroffizier von S.M.S. ‚von der Tann' kennenzulernen, rein zufällig, wie Sie. Und wenn ich Sie jetzt näher betrachte — mir war vorhin schon so —, eine Ähnlichkeit liegt vor, eine große Ähnlichkeit sogar."

Der Schankwirt schmunzelte, und ein Schimmer von Stolz glitt über sein Gesicht. „War der andere vielleicht ein Wachtmeister bei der Schupo in Preußisch-Berlin?"

„Jawohl, ganz recht!"

„Dann war's Richard, mein Zwillingsbruder, der Blaue, wie er zu Hause immer hieß, weil er als Wickelbähle 'n blaues, ick aber 'n rotes Bändchen trug. Anders war'n wir nich zu unterscheiden, nich in de Düte. Höchstens, daß der Richard noch doller schreien konnte als ick."

Da schüttelte Klaus dem braven Manne die Hand, und ein warmer Strom von Behaglichkeit lief über die Insassen des Wagens.

Als die Küste erreicht war — von weitem schon hatte man das Rauschen der Brandung vernommen, das uralte, ewige Lied der See, gewaltig bei Sturm, sanft in der Stille —, ging es bei mäßiger Steigung hinein in das Innere des Landes.

„Jetzt werden die Herren zunächst Bananenpflanzungen

kennenlernen", begann Herr Rathjen, der Angestellte der Woermannlinie, die Unterweisung der Seekadetten. „Man

Lachend wandte sich Klaus, der seinen Platz neben dem Lenker des Wagens hatte, um. „Wir fahren in Kiellinie," jubelte er, „die reinste Geschwaderfahrt!" (S. 123)

sagt der kanarischen Frucht nach, sie sei aromatischer und feiner im Geschmack als die westindische. Trotzdem hält es schwer, den westindischen Wettbewerb zu schlagen."

„Obwohl der Frachtweg so viel kürzer ist?"

Herr Rathjen nickte. „Der Bananenhandel wird von Amerika aus mit Kühldampfern und Abnahmeorganisationen in ganz Europa betrieben. Wir leiden hier unter einem: das ist der Wassermangel. Wegen der geringen Niederschläge spielt die Wasserwirtschaft auf Gran Canaria überhaupt eine bedeutende Rolle. Während der Regenzeit, daheim Winter genannt, wird das edle Naß in Stauweihern gesammelt, um später nach Bedarf mittels künstlicher Kanäle über die Felder geleitet zu werden. So kommt es zuwege, daß der Besitz von Wasser Reichtum und Wohlstand bedeutet. Das sind Verhältnisse . . ."

„Die unsereenem spanisch vorkommen", rief Herr Lemcke derb lachend dazwischen. „Wenn ick so denke, bei uns zu Hause dreht man eenfach 'n Hahn auf, und der Gänsewein läuft."

Die lange Kette der Wagen hielt. Man stieg aus, um eine Bananenpflanzung genauer zu besichtigen. Ein Fachmann erteilte die nötigen Belehrungen. „Jede Pflanze", so führte er aus, „trägt nur eine einzige Fruchtstaude. Damit ist ihre Kraft erschöpft. Neben der alternden Pflanze sprießt aber sofort eine frische empor, so daß dem Menschen nur übrigbleibt, die Reste der alten zu entfernen; ein Lebenswechsel, so schnell wie selten in der Welt. In etwa acht bis neun Monaten, je nach Jahreszeit und Wärme, reift bereits die nächste Frucht; das heißt, die Stauden werden unreif geerntet. Man packt sie behutsam in Stroh- und Holzverschläge. Damit sind sie versandfertig. Die Frucht reift selbsttätig nach und gelangt an Ort und Stelle genußfertig zum Verkauf."

Bei Fortsetzung der Fahrt ging es zunächst durch ein trockenes Flußbett, das durch eine staunenswerte Menge von flachgewaschenen Steinen verriet, welches Leben und Brausen zur Regenzeit in ihm stecken konnte. Dann folgten Lavageröll und alsbald wieder fruchtbares Land. Man kam in das Gebiet der Tomatenpflanzungen. „Hier ist der Wind der

tückischste Feind", wurden die Seekadetten unterwiesen. „Die Frühjahrstürme richten oft gewaltigen Schaden an, und die Besitzer können von Glück sagen, wenn sie davon verschont bleiben."

Die roten Früchte lockten. Saftstrotzend, glänzend hingen sie dicht nebeneinander. Man brauchte nur zuzugreifen, um in der dörrenden Mittagshitze seinen Gaumen zu letzen.

Als man dann jedoch bei Fortsetzung der Fahrt zu Apfelsinenpflanzungen gelangte, wo die Hände sich unwillkürlich noch lebhafter reckten als bei den Tomaten, da mahnten die landeserfahrenen Deutschen dringend zur Zurückhaltung. „Man spricht hier nicht mit Unrecht von einem kanarischen Fieber", erklärten sie, „und versteht darunter Darmstörungen, denen zureisende Europäer nur zu leicht ausgesetzt sind. Darum Vorsicht, meine Herren, dreimal Vorsicht, zumal bei Obstgenuß!"

Kirsten zog darauf fast erschrocken seine Hand von einem Apfelsinenbaum zurück. Die goldenen Früchte zwischen dem dunkelgrünen Laub, in der Tat, sie konnten schon reizen.

Die andern lachten über Kirstens heftige Bewegung. Herr Lemcke tröstete jedoch: „Wenn's bei irgend eenem janz schlimm kommen sollte – ick meene mit die beschleunigte Verdauung –, dann halte ick meinen Spezialmagenbittern bestens empfohlen. Wie der dem Darm gut zuredet, det schafft keen Arzt, selbst nich 'n studierter Professor."

Die herrliche Rundfahrt fand gegen Abend ihr Ende vor dem deutschen Schulhaus in Las Palmas, der Hauptstadt von Gran Canaria. Mangels anderer Räume diente die Schule den ansässigen Deutschen als Vereinshaus. Von Bord der „Stralsund" war bereits die Kapelle eingetroffen, oder vielmehr nur ein Teil von ihr, die Streichmusik. Man saß behaglich beisammen, plauderte von der Heimat, sprach viel über den Krieg, lobte die Haltung der Spanier, die zu der Zeit, wo die halbe Welt gegen Deutschland in Waffen gestanden hatte, ihren Ruhm als ein ritterliches Volk nur vermehrten, und genoß die Stunden, so wie sie sich boten, als einen Ausfluß echtester Gastfreundschaft. Als dann noch die Damenwelt auftauchte, alt und jung, groß und klein, da verließ man bald

seine Plätze, um bei den Klängen des Streichorchesters die Glieder im Tanz zu bewegen.

Klaus mußte an daheim denken. Nach bestandener Prüfung hatte seine Klasse einen Abiturientenball gegeben, von andern auch „Mulusball" genannt. Damals war er mit Suhrau aneinandergeraten, der sich förmlich blähte mit seiner Kenntnis neumodischer Tanzkünste. Wie anders sah es hier aus, hier in Las Palmas! Da gab es niemand unter den Frauen und jungen Mädchen, der Gefallen an der Art gefunden hätte, wie Suhrau tanzte. Im Gegenteil, man verehrte streng die alte Form, mochte sie auch behäbig sein, und es gab viele unter den Deutschen, die harte Worte auf die Heimat fanden, weil man es in Deutschland mehr denn je für geboten hielt, hinter allem Fremden unter Preisgabe seiner Eigenart wahllos herzulaufen.

Trotzdem, auch unter den Deutschen von Las Palmas konnten einem an jenem Abend nicht alle gefallen. Da waren zwei Männer, die aus Zentralafrika herübergekommen waren, Gesellen mit wüsten Augen und einem Auftreten, das keineswegs anzog. Sie traten zwar nicht sonderlich hervor, lenkten aber dennoch die Blicke auf sich, eben um ihres Aussehens willen, das so gar nicht in den Kreis der andern hineinpassen wollte.

„Was sind die beiden?" erkundigte sich Klaus bei seinem Gewährsmann, Herrn Lemcke.

Der schlug seine vorquellenden, rotlidrigen Augen gen Himmel und zuckte mit den breiten Schultern. „Weeß ich's? Abenteurer, Spukgestalten, faule Köppe oder Landstreicher; eines davon wird schon stimmen."

„Ach, Sie kennen sie nicht?"

„Kennen? Natürlich, kennen tu ich se schon; wer verkehrt nich in meiner Cerveceria! Aber 'n Stammbaum von ihnen, den ha' ick noch nich jesehen." Nach einer Weile zog er Klaus jedoch vertraulich ins Gespräch. „Hier auf den Kanarien", behauptete er, „kommt allerlei Volk zusammen, dem in Afrika der Boden unter den Füßen zu heiß jeworden is, was man sich ja bei die motorische Hitze am Äquator schon vorstellen kann. Doch Spaß beiseite, ick trau den beiden Brüdern nich.

Se hab'n so'n Hyänenblick, vastehn Se? Raubtieraugen aus 'm dunkeln Erdteil. Der eene markiert 'n Wünschelrutenjänger, und der andere hört anjeblich 's Jras wachsen. Wat koof ick mir dafür?"

Klaus mußte bei den Ausführungen seines Gönners lachen. Es kam alles so komisch heraus, tief ernst und doch von Schalkheit durchblitzt, daß es schwer fiel, etwas anderes als die heitere Note herauszuhören. Herr Lemcke nahm es auch gar nicht übel. Er war selber gern fröhlich. Nur verstand ihn der falsch, der alles bei ihm auf das Konto des Lächerlichen setzte. „Lassen Se sich mit den Brüdern nich ein!" warnte er dann noch. „Denen kommt's auf Ehre und Anstand nich an. Der eene is übrigens 'n Lothringer, und der andere stammt aus dem abgeharkten polnischen Jebiet."

Es sollte sich bald erweisen, daß die Besorgnisse des ehemaligen Oberbottlers und jetzigen Schankwirts nicht unbegründet waren. Je weiter der Abend fortschritt, desto mehr traten die beiden seltsamen Männer hervor. Sie tranken viel, und zwar mit dem Ergebnis, daß sie reizbar wurden und immer wieder Streit anfingen, erst unter sich, dann mit einem deutschen Herrn, der sie beleidigt haben sollte. Eine Viertelstunde später zog der Kellner ihren Zorn auf sich, und schließlich war es gar ein junges Mädchen, dessen Verhalten den einen von ihnen empörte. „Sie haben versprochen, mit mir zu tanzen", behauptete er keck. Sein Haar war bereits ergraut, dunkel flammten die Augen unter stachligen Brauen.

Das junge Ding, die Tochter eines Uhrmachers, fühlte sich völlig unschuldig. Ihr Arm lag lose in Klaus' Arm. Sie hatten eben mit Tanzen beginnen wollen, als der andere dazwischentrat.

„Ich weiß von nichts", stammelte die Uhrmacherstochter, „kenne Sie ja überhaupt gar nicht."

Der Grauhaarige tat beleidigt. Nervös zupfte er sich seinen Schlips zurecht. „Gut, wenn Sie nicht wollen! Ich werde mir es aber merken. Natürlich, wenn die jungen Kiekindiewelts von der Marine kommen . . ."

„Ich muß doch bitten . . ." Klaus wußte im Augenblick nicht, wie scharf er aufbegehrte. Mehr noch als die frechen

Worte hatte ihn das anmaßende Gebaren des Abenteurers empört. „Solche Äußerungen sind wohl kaum am Platze."

„Herr Wesselingk!" Das junge, bescheidene Ding an seinem Arm bebte am ganzen Körper. „Lassen Sie doch, kommen Sie mit!"

„Natürlich, mitkommen!" lallte der Beleidiger. „Schönes Lärvchen und ein Kiekindiewelt!"

Schon wieder dieses überhebliche Wort! Klaus sah sich um; was sollte er tun? Er in Uniform, in diesem Kreise, in Anwesenheit der Offiziere von Bord, wo man Gast der Deutschen von Las Palmas war? Es zuckte ihm in den Fingern, er war sich seiner Kraft bewußt.

Da nahte Hilfe. Herr Lemcke hatte aufgemerkt. Ihm standen die Erfahrungen eines Gastwirts zur Seite, der seine Kunden kennt und schon manchen rauhen Dorn umgebogen hatte. Mit festem Griff führte er den Afrikaner beiseite. „Falls Sie hier Klamauk machen wollen", zischelte er ihm zu, und alle Komik war von ihm abgefallen, „dann machen Sie retour zu Ihren Negerfürschten! Bei uns heißt's: Finger an de Hosennaht! Hier wird Order pariert. Wenn's Ihnen nich paßt, dann sagen Se 's bloß, denn fliegen Se an de Friehjahrsluft."

Unverkennbar, Griff und Worte hatten gewirkt. Außerdem, wenn der Abenteurer auch ein sehniger Kerl war, an Herrn Lemckes Umfang gemessen, stellte er doch nur eine halbe Mannesbreite dar. So unterwarf er sich, stammelte ein paar nichtssagende Entschuldigungen und zog sich für eine Weile zurück. Als dann aber kurz darauf die Gemütlichkeit des Abends und das treffliche Einvernehmen von neuem gefährdet wurden, da machte man kurzes Verfahren und warf die beiden Störenfriede hinaus, erst den „Wünschelrutengänger" und dann den „Grasaffen", wie Herr Lemcke dröhnend bemerkte. Im übrigen vollzog sich dieser Vorgang derart unauffällig und geschickt — auch hier halfen Gastwirtserfahrungen mit —, daß kaum einer etwas davon merkte, jedenfalls nicht die Offiziere der „Stralsund".

Umso überraschter waren sie, als am nächsten Tage in einem Winkelblättchen in fetter Aufmachung ein Bericht stand, dem-

zufolge das Fest der deutschen Kolonie in schärfster Zwietracht ausgeklungen sei, und zwar in erster Linie infolge des Auftretens der Seekadetten, junger Menschen, die noch nicht einmal die Eierschalen abgestreift hätten, dabei aber von einer kaum zu überbietenden Anmaßung seien. Wenn die Bewohner von Gran Canaria das Blatt auch in seiner Nichtswürdigkeit kannten und demgemäß gering einschätzten, so blieb der Eindruck doch peinlich, obwohl sich die Deutschen die größte Mühe gaben, dem Lügenschwindel entgegenzutreten.

Herr Lemcke hatte selten in seinem Leben so vor Zorn geraucht, wie zu jener Stunde, als ihm das Winkelblatt in die Hand fiel. Er schimpfte in den gröbsten Ausdrücken und verschwor sich, dem „Grasaffen" und dem „Wünschelrutenmann" künftig in ganz anderer Form Lebensart beizubringen. „Die Form, die ick belieben werde, bleibt hacken", versicherte er ein über das andere Mal. „Darauf kann sich verlassen, wer meine Handschuhnummer kennt."

Es sollte aber noch schlimmer kommen, obwohl merkwürdigerweise die beiden „Afrikaner", wie man den Lothringer und den Polen nur noch nannte, gleichsam wie vom Erdboden verschluckt waren. Eines Morgens meldete der Bootsmannsmaat Braun, daß er am Abend, eigentlich ohne sein Zutun, in einem Konzertlokal von Las Palmas die Bekanntschaft dreier Herren gemacht habe, von denen der eine allem Anschein nach ein Ausländer gewesen sei. Anfänglich habe er sich ganz gut mit den Herren unterhalten, nicht gerade übers Wetter, aber doch über harmlose Dinge. Nach und nach sei das Gespräch auf Afrika und die dortigen Verhältnisse übergesprungen, und da hätten die Fremden Lichter aufgesteckt, als ob dort für einen tüchtigen, zielbewußten Mann das Geld nur so auf der Straße läge. Er, Braun, habe mit seinen Zweifeln nicht hinterm Berge gehalten. Da seien ihm die Herren aber nähergerückt und hätten ihm vorgeschlagen, er solle sich doch an Ort und Stelle über die Richtigkeit ihrer Angaben vergewissern, Probieren gehe immer über Studieren. Wie er das denn machen solle, habe er daraufhin gefragt, indem er sich dumm gestellt habe; nach Afrika hinüberzukommen, das

sei doch nicht so einfach. Da sei der Ausländer plötzlich lebhaft geworden. „Ich bezahle für Sie die Reise", habe er gesagt, „im Hafen liegen genug Dampfer, ich habe gute Verbindungen." Mit andern Worten – so klang Brauns Bericht aus –, man habe ihn in plumper Weise zur Fahnenflucht veranlassen wollen.

Als der Erste Offizier diese Aussage von dem unbedingt zuverlässigen Unteroffizier vernahm, erstattete er sofort dem Kommandanten Meldung. Der runzelte die Stirn. „Merkwürdig", sagte er, „was man uns für Knüppel zwischen die Beine werfen möchte. Erst der Fall in Madeira, dann hier das Käseblatt mit seiner erstunkenen Nachricht über das Auftreten unserer Seekadetten, und nun diese Verführungskünste."

„Wir haben eben noch keinen wahren Frieden, Herr Kapitän", bemerkte der Erste Offizier. „Über Versailles hinaus will man uns noch knechten und zermürben."

„Wer betreibt es? Welche Kräfte stecken dahinter?" Der Kommandant ließ den Funkoffizier kommen und setzte mit ihm eine chiffrierte Meldung für seine vorgesetzte Dienststelle in Berlin auf, bevor wilde Presseberichte Schaden anstiften konnten. Madeira war in dieser Hinsicht ein ernster Lehrmeister gewesen.

Was der Bootsmannsmaat Braun erlebt hatte, wiederholte sich zwei Tage später. Diesmal war gleich mehreren Matrosen und Heizern nahegelegt worden, kurzerhand zu fliehen, um ihr Glück in Afrika zu finden. Der Erste Offizier ließ die Leute nunmehr schriftlich vernehmen. Er erkannte, daß eine unheimliche Macht an der Manneszucht der Besatzung nage, und sicherte sich die Belege dafür.

Der Kommandant nahm seinerseits Gelegenheit, mit dem Konsul über die Vorfälle zu verhandeln, der sofort seine Unterstützung zusicherte. „Amtlich möchte ich an die spanischen Behörden nicht herantreten", erklärte er jedoch. „Man soll nicht unnütz Staub aufwirbeln, sonst arbeitet man unter Umständen dem geheimnisvollen Gegner in die Hände. Ich werde aber meine persönlichen Beziehungen ausnutzen und darf auch so auf Erfolg rechnen. Den Spaniern kann es nicht gleich-

gültig sein, daß sich offenbar unter ihren Augen ungesetzliche Kräfte regen."

Der Konsul hatte sich nicht getäuscht. Man versprach und bewies bei den Behörden an Land reges Entgegenkommen, allerdings — der erhoffte Erfolg blieb aus, denn die drei Männer, die auf Menschenfang ausgingen, legten bei ihrem dunkeln Handwerk eine Geschicklichkeit nicht gewöhnlicher Art an den Tag. Spuren, die man entdeckte, verliefen bald wieder. Es blieb dabei, man tappte im Dunkeln.

Das Schiff lag acht Tage im Hafen, als eines Nachts einer von den Beurlaubten — es handelte sich um einen Funkgasten — nicht an Bord zurückkehrte. Nun wurde eifrigst gesucht. Man fand den armen Kerl schließlich in einer übelberüchtigten Schenke. Er schien völlig verwirrt und vermochte glaubhaft nachzuweisen, daß man ihm mit betäubenden Getränken die Besinnung geraubt habe. Er berichtete jedoch nur von zwei Männern, mit denen er bekannt geworden sei. Der eine sei aber ganz bestimmt ein Ausländer gewesen, ein Ausländer mit deutschen Sprachkenntnissen.

Das Merkwürdige blieb, daß sich die Aussagen der betroffenen Leute in einer Hinsicht durchaus nicht deckten: alle beschrieben ihre Verführer grundverschieden. Entweder handelte es sich also um eine starke Gruppe feindseliger Kräfte, wofür die Wahrscheinlichkeit kaum sprach, oder es lagen Verkleidungskünste vor, die sich wiederum nur unter Aufwendung erheblicher Mittel bewerkstelligen ließen.

Bei dem dritten Fall, beim Urlaubsüberschreiten des Funkgasten, regte sich im übrigen das Winkelblatt wieder. Es brachte in widerwärtiger Aufbauschung die Nachricht, daß an Bord des deutschen Kreuzers Fälle von Fahnenflucht vorgekommen seien, die man geflissentlich verheimliche. Beides spreche nicht gerade für die deutsche Manneszucht, von der man gern so viel Aufhebens mache. Das Blatt wurde selbstverständlich zu einem Widerruf veranlaßt. Inhaltlich kam es dieser Forderung auch nach. Es entsprach jedoch durchaus dem Geiste, der in der Redaktionstube herrschte, wenn die Zurücknahme der Schwindelnachricht mit neuen hinterhältigen, völlig aus der Luft gegriffenen Verdächtigungen gespickt wurde.

Herrn Lemckes Geduld war damit erschöpft. „Wo soll ick mit meiner Wut hin!" wurde seine stehende Redensart, und man konnte tatsächlich Sorge um ihn bekommen, denn die Zornesröte wich überhaupt nicht mehr aus seinem Antlitz. Schließlich sah er selber ein, daß etwas geschehen müsse, um diesem unhaltbaren Zustand ein Ende zu bereiten. Das Mittel, das er wählte, war drastisch. Es stammte auch nicht aus dem Heilkasten homöopathischer Dosen, im Gegenteil, es war rund, schwer und saftig. Er stellte eines Abends den Schriftleiter des Winkelblatts zur Rede, ganz offen und ohne jede Verschleierung seiner Persönlichkeit. Spanisch sprach er nicht mit ihm, sondern kerndeutsch. Was er mit Worten sagte, war zudem rasch genug abgetan. Umso gründlicher belehrte er den jämmerlichen Tintenspritzer mit der Zeichensprache der Fäuste über die Nichtswürdigkeit seines Ichs, und bei der Handschuhnummer, die Herrn Lemcke zur Verfügung stand, war diese Sprache nicht mißzuverstehen. Sie wirkte überaus eindrucksvoll und nachhaltig und veranlaßte den seichten Fant, über die Schlechtigkeit seiner Person und Sache recht gründlich nachzudenken.

Das Antlitz Herrn Lemckes wies unmittelbar danach wieder seine natürliche Röte auf. Der Winkelzeitungsmann unternahm nichts, um sich zu rächen. Er schien geheilt. Las Palmas und Puerto de la Luz freuten sich; man gönnte dem windigen, schäbigen Menschen den erhaltenen Denkzettel von Herzen.

Somit war die eine schiefe Sache wieder ins Lot gebracht. Blieb nur das Geheimnis, wer die Anstifter der immer wieder versuchten Mannschaftsverführung waren. Daß der Lothringer und der Pole dahinter steckten, daran zweifelte niemand mehr, aber sie blieben verschwunden. —

Für den letzten Sonntag, den die „Stralsund" im Hafen von La Luz verbrachte, war ein Fußballspiel vereinbart worden. Es sollte von einem spanischen Verein und von der Fußballmannschaft des deutschen Kreuzers bestritten werden. Die Spanier hatten herausgefordert. Ihnen ging der Ruf voraus, sehr starke Spieler zu sein, was die Deutschen von sich nicht gerade behaupten konnten. Wann kam man denn zum Üben?

Streng genommen, überhaupt nicht. Alle Kunst stammte aus früheren Jahren, wo der eine hier, der andere dort gespielt hatte. Bootsmannsmaat Braun war die Seele der Mannschaft von Bord. Als seine besten Kräfte galten Klaus und Brechtingen.

Der Erste Offizier hatte anfänglich die Herausforderung ablehnen wollen. „Warum sich auf ein Gebiet begeben", so hatte er gesagt, „wo man sich nicht sicher fühlt?" Der Kommandant hatte jedoch anders entschieden, nachdem er sich beim Konsul vergewissert hatte, daß die Spanier in dem sportlichen Treffen ein äußeres Zeichen guten Einvernehmens erblicken würden. Als der Kommandant dann noch anführen konnte, daß die Spanier zu dem Fest um die Gestellung der deutschen Bordkapelle gebeten hätten, da setzte auch der Erste Offizier seine Bedenken hintan. Wenn die Musik dabei war, dann hatte man seine Trümpfe in der Hand, dann war der Gang offenkundig eine aufs Freundschaftliche gestellte Veranstaltung.

Hierin hatte sich der Erste Offizier auch nicht geirrt. Der Spielplatz war von Schaulustigen gefüllt, als die Stunde des Wettkampfes gekommen war. In der Loge waren zahlreiche spanische Würdenträger erschienen, und als die Bordkapelle anrückte – die Instrumente blinkten nur so in der Sonne –, da setzte im Augenblick auch schon der erste lebhafte Beifall ein, Händeklatschen und feuriges Hochrufen.

Das Spiel selbst verlief zur allgemeinen Überraschung zunächst nicht einmal ungünstig für die Deutschen. Nicht als ob sie Tore gemacht hätten, daran war bei der Überlegenheit der Spanier kaum zu denken, aber auch die Spanier kamen nicht durch. Bootsmannsmaat Braun stand glänzend im Tor, und Klaus und Brechtingen leisteten als Verteidiger das Menschenmögliche. Braun hatte von vornherein das ganze Spiel auf Verteidigung, nicht auf Angriff eingestellt. Auf seine Läuferreihe war wenig Verlaß. „Wir wollen uns in Ehren halten", hatte seine Losung gelautet, und dieses Halten glückte. Ja, es glückte sogar so vortrefflich, daß immer wieder Beifallstürme über den Spielplatz brausten, Beifallstürme für die Deutschen, insonderheit für Braun, dann aber auch

wiederholt für Klaus. Als die erste Halbzeit beendet war, hatten die Spanier nur ein Tor geschafft, obwohl über dreißigmal von ihnen geschossen worden war – ein einziges Tor!

„Kinder, es geht gut", lobte Braun seine Mannschaft. Er selber aber holte schwer Luft. „Wenn man bloß besser in Training wär'! Das Leben an Bord ist eben wenig geeignet; ich fürchte, ich mache nachher schlapp."

Auch Klaus war erschöpft. „Kommt noch die Hitze hinzu", klagte er. „Derart geschwitzt habe ich mein Lebtag noch nicht."

In der Loge, wo die spanischen Granden und das Offizierkorps der „Stralsund" saßen, unterhielt man sich aufs beste, zumal jetzt, wo die Kapelle die Spielpause mit schmetternden Märschen ausfüllte. Trotzdem empfand der eine oder andere ein leises Mißbehagen. Es hatte sich nämlich während der ersten Halbzeit gar nicht übersehen lassen, daß sich unter den Zuschauern auch solche Gäste befanden, denen es offenbar darauf ankam, gegen die deutsche Mannschaft Stimmung zu machen. Immer wieder war Mißstimmung laut geworden, und zwar an verschiedenen Stellen aufflackernd. Wurde Beifall geklatscht für die Deutschen, dann wurde regelmäßig auch gezischt. Ja, es hatte sogar schon einzelne Wortwechsel gegeben, so daß die Gefahr bestand, die gute Absicht des spanischen Fußballklubs, ein freundschaftlich-sportliches Treffen auf der Kampfbahn zu veranstalten, könne von irgendwelchen Hitzköpfen durchkreuzt werden. Das Volk war leidenschaftlich; man konnte nie wissen, wie es sich gab, vor allem nicht beim Fußball, der die Gemüter erfahrungsgemäß kaum weniger erhitzte als ein Stiergefecht.

Der Erste Offizier winkte den Adjutanten neben sich. „Haben Sie es auch schon gemerkt?"

„Die Unruhe unter den Zuschauern?"

„Ja, ich muß gestehen, es wäre besser gewesen, wir hätten die Herausforderung nicht angenommen."

„Ach, Herr Kapitän", der junge Offizier war in seinem Vertrauen nicht so leicht zu erschüttern, „die Sache geht gut, die Schreihälse kommen nicht auf! Zumindest Dreiviertel von den Einheimischen sind für uns. Und der Rest? Radaubrüder findet man auch bei uns, die gibt es überall."

Die zweite Halbzeit begann, womöglich unter vermehrter Spannung. Diesmal brach die deutsche Läuferreihe heftig vor, aber ihr Angriff zerschellte an dem Schild der spanischen Abwehr. An einzelnen Stellen wurde unterm Publikum daraufhin höhnisch gelacht. Die Folge war, daß es schon wieder Reibereien setzte.

Kurz danach brandete ein spanischer Angriff vor, ein Zusammenspiel, so sicher, geschickt und zielbewußt, daß man nur seine helle Freude daran haben konnte. Ein scharfer Schuß, völlig ungedeckt; Braun warf sich zwar, aber der Ball fegte haarscharf unter ihm durch: das zweite Tor war gefallen.

Die ersten, die klatschten, waren die deutschen Offiziere. Die Menge folgte, keiner schloß sich aus, so daß der Beifall groß und einheitlich war.

Doch halt — was war das? Der deutsche Torwächter stand nicht gleich wieder auf, er blieb liegen, und dann humpelte er davon, nachdem er sich mühsam hochgestemmt hatte. Das Spiel wurde unterbrochen. Der Schiedsrichter eilte herbei. Man sah ihn mit dem Bootsmannsmaat Braun verhandeln, lebhaft, in Gebärdensprache. Braun winkte daraufhin Klaus zu sich. Klaus besetzte das Tor. Für ihn trat Kirsten ein. Weiter ging das Spiel.

Nun war aber die Kraft der Deutschen gebrochen. War Kirsten schon kein vollwertiger Ersatz für Klaus, so schaffte es Klaus im Tor noch weniger. Die Spanier schossen überaus scharf, und da man seit Monaten keine Übung mehr gehabt hatte, war es schließlich kein Wunder, wenn man unterlag.

Kurz vor Spielende glückte es Klaus, mehrere schwere Bälle zu halten. Offenbar kam er in Schwung. Der Beifall, der einsetzte, war groß und ehrlich. Wenn nur nicht das gemeine Zischen ständig durchgeklungen hätte!

Zum Schluß kam noch ein harter Kampf vor dem Tor der „Stralsund", ein neuer Schuß des spanischen Mittelstürmers, ganz hoch und dazu noch in die Ecke links oben gesetzt.

Klaus sprang hoch, dem Ball entgegen; es glückte, er hielt ihn, fiel selber aber hin. Der Ball entrollte seinen Händen. Ins Tor? Klaus warf sich hinter dem Flüchtling her. In letzter Sekunde haschte er ihn.

Da tobte die Menge vor Beifall. „Viva el portero, bravo, bravo!“ Die Luft schütterte förmlich, so brandeten die Rufe, so klatschten Tausende von Händen. Diesmal kamen die Mißgünstigen nicht auf, obwohl auch sie ihre Kräfte regten. Man spürte, nein, man sah das Ringen beider Parteien, aber der Anstand triumphierte, echter Sportgeist setzte sich durch, und er blieb auch Sieger, als das Spiel beendet war, 6 : 1 für die Deutschen verloren. Ein Ehrentor hatten sie sich gerettet.

„Was haben Sie bloß angestellt?“ Der Erste Offizier war als erster bei seiner Mannschaft zur Stelle, sobald er aus der Loge fortgekonnt hatte. Bootsmannsmaat Braun stand vor ihm. „Ich war ungeschickt, bin beim Hinwerfen ausgerutscht, hab mir den linken Fuß gezerrt und bin auf den Unterleib geschlagen.“

„Haben Sie Schmerzen?“

„Nicht schlimm, Herr Kapitän.“

„Können Sie zu Fuß an Bord zurück?“

„Es wird schlecht gehen.“

„Dann lassen wir einen Wagen kommen.“

Dafür hatte der spanische Fußballklub aber schon gesorgt. In Begleitung von zweien seiner Mitglieder – der Klub ließ sich das nicht nehmen – wurde Braun zum Hafen gefahren und dann sorgsam an Bord gebracht. Er bedankte sich vielmals, reden konnte er ja. Die Spanier verstanden aber kein Wort. Trotzdem schied man in aufrichtiger Verehrung voneinander, und Braun, dessen Fußgelenk im übrigen tatsächlich nur gezerrt war, versicherte später gern, das Turnier habe zu den schönsten Spielen gehört, die er je in seinem Leben mitgemacht habe.

Auf dem Sportplatz blieben die Spanier und Deutschen noch eine ganze Weile zusammen; einmal, weil der Ausgang des Spiels noch lebhaft besprochen wurde, dann aber der Bordkapelle zuliebe, die noch mehrere Stücke auf ihrem Programm hatte und unter der Menge zahlreiche Verehrer fand.

Als man sich schließlich trennte, dachte keine Menschenseele mehr an die Zischer und Deutschenfeinde. Ihre Anstrengungen waren umsonst gewesen. Die Spanier trugen die Ehre

davon, das Fußballspiel im besten Stil hoch gewonnen zu haben; aber die Deutschen waren ehrenvoll unterlegen und

Zum Schluß kam noch ein harter Kampf vor dem Tor der „Stralsund" (S. 137).

konnten auch für sich einen Gewinn buchen: sie hatten durch ihr Auftreten letzten Endes nichts als Zuneigung geerntet.

Herr Lemcke stellte dies am Abend des Spieltages im Kreise seiner Getreuen voller Stolz fest. „Ick behaupte", gab er kund, „es jibt nich allzuviel Anständiges in diesem Tale der Tränen. Wenn man aber zu unsern blauen Jungens kommt, dann kriegt man unter allen Umständen eenen Jarantieschein für Spaß und Freude ausjehändigt. So war's früher schon, und so wird's auch künftig bleiben. Basta, ick habe gesprochen!"

Achtes Kapitel

Über das Weltmeer

Ein Abschied lag hinter der „Stralsund", ein Abschied, der nicht leicht gefallen war. Volle vierzehn Tage hatte man im Hafen von La Luz gelegen, um ebensolange die Gastfreundschaft der Deutschen und Spanier zu genießen, gern gewährt, herzlichst erwidert. Man war sich in dieser Zeit menschlich nähergekommen und mußte nun die Erfahrung machen — den Älteren bedeutete sie etwas Geläufiges —, daß das Seemannslos auch in solchen Dingen nicht immer leicht fällt.

Dicht besetzt waren die Molenköpfe gewesen, als die „Stralsund" in See gegangen war. Alle Deutschen, alle ohne Ausnahme, waren gekommen, vornweg Herr Oßkamp mit seinen Schülern und Schülerinnen, die begeistert das Deutschlandlied sangen, dahinter die Väter, Mütter und andern Erwachsenen. Klaus hatte nicht ohne Wehmut auch das Uhrmacherstöchterlein erspäht, mit dem er so gerne getanzt hatte. Der Konsul hatte mit seinem Zylinder gewinkt. Den Mittelpunkt der gesamten Schar hatte aber doch Herr Lemcke abgegeben. Als er seine beiden Arme schwungvoll gereckt hatte, um sie zum Abschiedsgruß zu schütteln, da war die Umgebung scheu vor ihm zurückgewichen. Darauf hatte er dröhnend gelacht, so laut und dröhnend, daß man es selbst an Bord der „Stralsund" vernommen hatte, obwohl die Kinder noch

immer sangen und die Bordkapelle spielte, diesmal die alte Weise: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus".

Viele an Bord der „Stralsund" hatten in Gedanken mitgesummt. Wahrhaftig, das „Müssen" war heute nicht ganz leicht gefallen, aber was half's? Der Beruf verlangte es so und nicht anders. Und dann — man ging ja neuem Erleben entgegen, andere Häfen winkten, andere Häfen und Menschen. Vor einem lag noch ein Berg von Überraschungen, noch stand man ja am Beginn der weiten Fahrt, und was sie alles bringen würde, niemand konnte es ahnen, niemand.

Der Kommandant und der Erste Offizier schritten gemeinsam auf dem Achterdeck auf und ab. Der Konsul hatte ihnen in letzter Stunde noch eine Nachricht zugehen lassen, die die beiden Herren aufs lebhafteste beschäftigte. Er hatte ihnen nämlich mitgeteilt, daß nach Feststellungen der Polizei die beiden verschrienen Deutschen, kurzweg die „Afrikaner" genannt, Beziehungen zu einer britischen Dampfjacht unterhalten hätten, die an versteckter Stelle im Hafen von La Luz lag.

„Und die Jacht soll tatsächlich unserm Freunde aus Pontevedra, dem aufgeblasenen Mister Baratela, gehören?"

Der Kommandant nickte: „Es handelt sich um den ‚Dolphin', darüber besteht kein Zweifel. Merkwürdig, daß er uns ganz entgangen ist. Niemand hat ihn gesehen. Dieser Verkehr aber, die Beziehungen der beiden Abenteurer zu dem Briten, es mutet mich ganz sonderbar an. Sollte hier am Ende die üble Quelle sprudeln, die uns in Las Palmas so viel Kopfzerbrechen und auch Ärger verursacht hat, nicht zum mindesten beim Fußballspiel?"

„Möglich wäre es, Herr Kapitän; wenn man's bei Licht betrachtet . . ."

„. . . kommt einem alles ganz natürlich vor. Der ehrenwerte Mister hat sich geärgert, daß ich ihn in Pontevedra nicht eingeladen habe, und hat uns deshalb in der ihm eigenen geschmackvollen Weise einen Schabernack spielen wollen. Halt!" Der Kommandant blieb plötzlich stehen und packte in der Erregung seinen Untergebenen am Arm. „Haben wir den ‚Dolphin' nicht auch vor Madeira getroffen?"

„Gewiß, in aller Stattlichkeit."

„Dann läge ja die Wahrscheinlichkeit nahe, daß unser Freund Baratela auch dort, bei der Gemeinheit mit den Ochsen, seine Hand im Spiel gehabt hat?"

„Allerdings, Herr Kapitän!"

„Also ein Ehrenmann seltener Art!"

Den beiden Offizieren fiel es wie Schuppen von den Augen. Auf einmal sahen sie klar. So lagen also die Dinge. Gut, daß man dahintergekommen war!

„Und noch besser", der Kommandant rieb sich die Hände, „daß man die Schmeißfliege mit heute losgeworden ist, denn über das Weltmeer wird uns der ‚Dolphin' kaum folgen, jedenfalls nicht mit unserer Fahrt."

Die Herren trennten sich, und beiden war leichter ums Herz, denn die Nadelstiche in Madeira und Las Palmas hatten doch geschmerzt und hatten vor allem tiefer getroffen, als man es sich gegenseitig eingestehen wollte. –

Mit dem Aussichtkommen von Gran Canaria tauchte Teneriffa auf, gekrönt von dem gewaltigen Pik, dem Pico de Teyde, der an wuchtiger Wirkung und Schönheit des ragenden Baues seinesgleichen sucht. Wie immer bei solchen Anlässen wurden die Seekadetten am Oberdeck versammelt, um den Anblick zu genießen. Kapitänleutnant Sierstorff gab die nötigen Erklärungen ab. „Der Pik ist 3713 Meter hoch", so führte er aus. „Bei günstigem Wetter kann man ihn bis auf hundertfünfzig Seemeilen sehen, was etwa der Entfernung Hamburg–Berlin entspricht. In den Sommermonaten macht man ihn hingegen meist nur auf zwanzig Seemeilen aus, denn dann" – nun kam wieder ein echter Sierstorff – „ziehen es Seine Gnaden, der Pico, vor, sich mit einem Schleier von Dunst schämig zu verhüllen."

Heute, man schrieb Mitte Dezember, bot er sich jedoch klar und licht. Eine ungeheure Wolkenbank, zusammengefügt aus weißen Ballen, lagerte rings um den Koloß. Scharf gegen den blauen Himmel gestellt, stieß der Gipfel durch die Wolken hindurch, und sein schneeiges Kleid leuchtete unterm Sonnenlicht.

Sierstorff wandte sich um. „Hat jeder genug gesehen, so

daß er's im Tagebuch beschreiben kann?" Eine Antwort verlangte er nicht, das wußten die Seekadetten. Sie fuhren nur stramm zusammen und sahen ihm ins Gesicht, worauf als scharfes Kommando folgte: „Wegtreten! – Dienst nach Plan!"

Keine Uhr des deutschen, im Durchschnitt doch recht arbeitsamen Volkes konnte sorgfältiger aufgezogen, geprüft und geregelt werden, als es bei der Dienstuhr an Bord der „Stralsund" geschah. Sie lief Tag und Nacht ihren genau bestimmten Gang, schlug pünktlich auf die Sekunde, ging weder vor noch nach und zeigte immer das gleiche strenge Gesicht. Daß auch sie zwischen Dienst und Freizeit unterschied, war selbstverständlich. Sie vertrat jedoch durchaus die Ansicht, daß der Dienst das Wichtigere sei und daß ihm ein erheblich breiterer Raum eingeräumt werden müsse. Nur im Hafen kam es vor, daß die Dienstuhr mitunter aussetzte, so, wenn belehrende Ausflüge unternommen wurden. In See hingegen kannte sie solche Unregelmäßigkeiten nicht. Da ließ sie sich durch nichts beeinflussen, sie drehte sich vielmehr mit geradezu eherner Genauigkeit. Doch halt, auch in See gab es eine Ausnahme, nämlich dann, wenn man wie jetzt von Osten nach Westen fuhr. Dadurch änderte sich die Zeit, und die Uhr mußte zurückgestellt werden. Das geschah aber in der Freizeit, so daß der Dienst nichts gewann. Bootsmannsmaat Braun meinte zwar, diese Regelung sei schlapp und grundverkehrt. Da aber nicht er zu bestimmen hatte, sondern der Kommandant, blieb es beim Verstellen der Uhr während der Freizeit.

Es war um die Mittagstunde, als plötzlich ein Gerücht die „Stralsund" durcheilte, das selbst die Faulsten aus tiefem Schlummer riß. Von den Bänken fuhr man hoch, aus den Schattenwinkeln an Oberdeck erhoben sich schlaftrunkene Gestalten. „Was ist los? Wer hat sich gemeldet? Wer will was von uns? Wer bringt Post? Mitten in See?" Hunderte von Fragen schwirrten durcheinander, aufgeregt wie ein Bienenschwarm.

Endlich sickerten Wahrheit und Klarheit durch. Ein Funkspruch, in Deutschland aufgegeben, war an Bord gelangt, ein

Funkspruch des Inhalts, daß der holländische Dampfer „Flandria" drei Postsäcke für die „Stralsund" bringe. Der Kommandant hatte nicht lange geschwankt, ob er warten solle oder nicht. Fuhr man westwärts davon, dann hätte man die Säcke, wenn überhaupt, vielleicht erst nach Monaten bekommen. Da es sich möglicherweise bereits um die Weihnachtspost handelte, schien die Übernahme dringend geboten.

Die „Stralsund" streckte demgemäß ihre Funkfühler aus. „Wo steckst du, ‚Flandria'?" erkundigte sie sich. Gottlob, man hatte sich bald durch die Lüfte verständigt und traf sich dann am verabredeten Platz, mitten auf See. Auf dem deutschen Kreuzer wehte das Flaggensignal: „Bitte, stoppen Sie! Ich sende ein Boot." Der Dampfer tat es. „Stralsund" drehte auf, und dann glitt an ihrer Leeseite ein mit Seekadetten besetzter Kutter zu Wasser.

Hei, wie die Ozeandünung arbeitete! Das Boot schien völlig aus dem Häuschen. Es kletterte, pumpte und schwankte hin und her, als wisse es nicht, wohin. Die an den Riemen brachten es ihm aber bei. Mit zähem, langem Schlag zwangen sie den Kutter zur „Flandria" hinüber. Dort ließ man mit einer Leine die Postsäcke herab. Es waren ein paar stramme Beutel, zum Brechen vollgestopft.

Dann kamen noch Minuten der Spannung. Wird man den Kutter auch wieder heil in die Höhe bringen? Auch die „Stralsund" schlingerte tüchtig. Es lief eine mächtige Dünung.

Unten im tanzenden Boot, längsseit zurückgekehrt, arbeiteten flinke Hände. Es galt, die Heißtaljen zu haken, weit überholt, damit sie genügend Lose hatten, denn wenn der Kutter etwa einruckte, konnte alles brechen.

Der Bootsoffizier zeigte klar. „Heiß auf!" ertönte es an Bord. Hundert Menschenleiber rasten mit den Kutterläufern über Deck, immer schneller, drängender, schärfer. Das Boot gluckste aus dem Wasser, gierig jappte die See hinter ihm her, es stieg und stieg, Tropfen sprühten vom Kiel nach unten.

„Festheißen!" Es war geschafft, der Kutter hing wieder an seinem Platz, die „Stralsund" drehte auf Reisekurs. Noch

einen Gruß zur „Flandria" hinüber, dann ging es wieder hinein in das Weltmeer, und zwar in dauernder höflicher

Mit zähem, langem Schlag zwangen sie den Kutter zur „Flandria" hinüber. Dort ließ man mit einer Leine die Postsäcke für die „Stralsund" herab (S. 144).

Verneigung, denn die Dünung lief recht gegenan und verfügte über ozeanische Kräfte, was immerhin etwas besagen will.

Im Schiffsbüro wurde derweilen eifrigst sortiert. Ungeheuer war der Inhalt der Säcke. Es war richtig die Weihnachtspost, die die „Flandria" gebracht hatte, und daß man ihrer noch habhaft geworden war – ein Hoch der Funkentelegraphie! Ihr allein war es zu verdanken.

An jenem Nachmittag tickte aber noch etwas anderes, und das war die Dienstuhr, und zwar ganz erregt. Sie tat es, weil sie sich ärgerte, rechtschaffen ärgerte. Es ließ sich gar nicht übersehen, in manchen Gehirnen hatte das Anbordkommen der Post geradezu verwirrend gewirkt. An gewöhnlichen Tagen war alles streng beim Dienst, ließ sich durch nichts ablenken. Heute aber, da schweiften die Gedanken bald hierhin, bald dorthin, ins Schiffsbüro, nach Hause, zu den Eltern, zur Frau, zu den Kindern, und wer durch die Räume des Schiffes ging und seine Erfahrungen hatte, wie der Erste Offizier, der wurde nur zu bald dessen inne, daß sich der Geist der Unaufmerksamkeit recht breitspurig aufführte.

„Warte, ihm wollen wir zu Leibe gehen!" sagte sich der Erste Offizier, um gleich darauf mit dem Kommandanten Rücksprache zu pflegen.

Noch eine Viertelstunde, dann war der Dienst überstanden, dann kam die Freizeit zu ihrem Recht.

Plötzlich schlug die Schiffsglocke an, eilig, hart, mit einer langen Reihe von Doppelschlägen. Für eine Sekunde nur stutzte die Mannschaft, dann schoß alles im Sturmschritt davon, Treppen hinauf oder Treppen hinab, kletternd, klimmend, springend, rasend. „Feuer im Seekadettenraum!" gellte es durch die Decks. Gottlob, daß das Feuer nur zur Übung war!

Das Durcheinander, das zunächst entstand, das Durcheinander, das nur scheinbar war, weil jeder einzelne seinen Posten nach der Rolle für Feuerlösch aufsuchen mußte, war bald genug überwunden. Durch Schließen der Seitenfenster wurde das Schiff gegen Zug geschützt, die geschlossenen Schottüren verhinderten die Ausbreitung von Qualm und

Rauch, die dem Seekadettenraum benachbarten Pumpen waren im Handumdrehen mit Schlauchlängen zur Stelle, das Meisterpersonal tauchte mit seinen Gerätschaften auf.

Der Erste Offizier schmunzelte; das Alle-Mann-Manöver hatte geklappt, wie er es sich nur wünschen konnte. Es war in denkbar kürzester Zeit, dabei voller Ordnung, der gestellten Aufgabe entsprechend, durchgeführt worden.

„Feuer ist gelöscht!" befahl er, worauf alle Maßnahmen, Handgriffe und Vorbereitungen zur Bekämpfung des Feuerherdes zurückgemacht wurden.

Kaum war dies geschehen, als die Schiffsglocke abermals hämmerte, noch erregter, noch drängender, noch lauter als zuvor, diesmal fünf Schläge in einer Gruppe, mehrfach wiederholt.

„Schotten dicht!" riefen die Offiziere und Unteroffiziere. Höchste Gefahr war im Verzuge, ein Leck drohte dem Schiff. Wieder dasselbe Hasten und Rennen wie beim Feuerlärm, nun schon mit erhitzten Gesichtern.

„Leck in Abteilung sieben!" wurde bekanntgemacht. Von vorn und achtern ging die Leckwehr der angenommenen Unfallstelle zu Leibe. Sämtliche wasserdichten Abteilungen waren längst pottdicht gemacht. Die Pumpen wurden auf Saugen gestellt. Befehle durcheilten das Schiff, von Mund zu Mund oder auch durchs Telephon weitergegeben. Das Wasser stieg, auch Abteilung sechs wurde in Mitleidenschaft gezogen. Planmäßig war die Aufgabe gestellt, planmäßig wurde auch sie gelöst. Als alles veranlaßt und geschehen war, was zur Bekämpfung des Lecks in Frage kam, wurde die gesamte Mannschaft zusammengerufen. Es folgte eine kurze Belehrung, dann war auch dieses Manöver zur Zufriedenheit beendet.

„Schotten auf!" Auf die Minute genau fand der Dienst sein Ende. Gleichzeitig öffnete aber auch das Schiffsbüro seine Pforten: die Post aus der Heimat konnte empfangen werden.

Der Zahlmeister und sein Stab hatten die gesamten Briefschaften in stundenlanger Arbeit peinlich genau geordnet. Ihnen war dabei ganz kraus im Kopf geworden. Immer

wieder Anschrift nach Anschrift zu lesen und jeden Brief dem richtigen Packen einzuverleiben, auf die Dauer war das keine Kleinigkeit. Hinzu kam, daß in dem engen Schiffsbüro eine entsetzliche Hitze herrschte. Wie aus dem Wasser gezogen kam man sich vor, kein trockener Faden war mehr am Leibe, und der Zahlmeister hatte schließlich gestöhnt: „Wenn die zu Hause ahnten, was sie angerichtet haben!" Er meinte es aber nicht so schlimm damit, im Gegenteil, er lachte ganz fröhlich über die eigenen Worte.

„Wir bitten um unsere Post." Mit mehreren Kameraden stand Klaus vor dem Zahlmeister.

„Die Seekadetten haben das meiste", wurde er belehrt, und in der Tat, selbst die jungen Leute staunten, was sie alles fortzuschleppen hatten. Abermals regte sich in ihrer Brust ein leises Klingen und Singen; das Weihnachtsfest stand vor der Tür, das schönste und herrlichste aller Feste.

Im Seekadettenraum knäuelte sich alles zusammen, als die Postempfänger mit der Post erschienen. „Ruhe!" mahnte Klaus. „Ruhe!" mahnten auch andere. Dann erklang Name auf Name, stets von einem lauten „Hier!" beantwortet, soweit die Empfänger nicht Posten standen oder auf Wache waren.

Es gab keinen unter der jugendfrischen Schar, der nicht seine Briefe oder doch zumindest seinen Brief erhielt. Alle wurden bedacht, der eine mehr, der andere weniger. Einige, über die das Füllhorn der Post einen besonders reichen Segen ausgeschüttet hatte, vergaßen ihr „Hier!", wenn sie von neuem aufgerufen wurden, weil sie schon ins Lesen vertieft waren. Das gab unerwünschten Aufenthalt, ja, mitunter sogar Ärger. Als dann aber alle Briefe verteilt waren, da lagerte über dem Seekadettenraum eine fast andachtvolle Stille. Man hörte nur das Knistern von Papier oder gelegentlich wohl auch einen mehr oder minder lauten Ausruf. Im übrigen verschlang alles die Nachrichten aus der Heimat, denn es war schon eine eigene Sache, mitten im Weltmeer, angesichts der Insel Ferro, von der man auf der Schule gelegentlich gehört hatte, frische Post in Händen zu haben.

Kirsten näherte sich Klaus. „Deine Eltern sind in Pots-

dam gewesen", sagte er, „und haben meine Eltern besucht." Man merkte ihm innere Bewegung an.

„Ich weiß", entgegnete Klaus. „Meine Mutter hat darüber geschrieben."

Kirsten drückte Klaus die Hand. „Wir wollen immer gute Freunde bleiben!"

Aus einer Ecke des Raumes scholl Lachen hervor. Söldlinger war es, der sich freute. „Sakra, mei Schwester hat sich verlobt! Dös hat's feing'macht, ausg'rechnet mit 'm Maler. Der muß mi malen, wann i heimkomm von meiner ersten Weltreis'!"

Auch der Leipziger bewies laute Freude. „Hört emal, Kinders, ich bin euch nämlich Onkel geworden!" jubelte er nur so hervor. „Een richtiggehender Onkel! Mein großer Bruder, wißt 'r, der Regierungsrat, der hat 'n Jungen bekommen. Paul soll 'r heißen. Wie ich mir vorkomme!" Und er klatschte begeistert in die Hände und schaute die andern ermunternd an, es ihm doch gleichzutun.

Es waren aber nicht nur gute Nachrichten an Bord gelangt. Hie und da hatte sich auch Kummer eingeschlichen. Brechtingen klagte zu Klaus: „Denk dir nur, mei Mutter liegt an schwerer Lungenentzündung! Meine Eltern wolle nach Italien, sobald sie reise kann. I bin arg in Sorg', mei Mutter ischt net de Stärkscht. Und wenn i dran denk, sie tät nimmer g'sund werde . . ."

Er wandte sich ab, der junge tüchtige Mensch. In seinen Augen blinkte es feucht. Daß solch ein Ereignis eintreten könnte, daran hätte er bei dem Abschied in Wilhelmshaven nie und nimmer gedacht. Umso härter traf es ihn.

Klaus hatte eine schwere Menge von Briefen bekommen; außer den Eltern hatten Schulfreunde geschrieben. Er las die Briefe genau nach dem Datum geordnet. Beim letzten zögerte er jedoch. Er trug Mutters Schrift und war der dickste. Sollte er ihn öffnen, oder wartete man besser bis zum Heiligen Abend? Offenbar waren es die Grüße zum Fest. Klaus bezwang sich und verstaute den Brief ungelesen in seinem Spind. Er erregte damit Krönings Anerkennung. „Ich brächte das nicht fertig", gestand der Bremer ein. „Aller-

dings war meine Post recht mager." Er hatte nur einen Brief von seinen Eltern aus Mexiko bekommen, und der war naturgemäß schon alt.

Die Hängematten hingen schon, es war dunkel über See, als die Dienstuhr noch einmal zu einem ungewöhnlichen Schlagen ausholte. Ein Teil der Artillerieschießübungen stand vor der Tür. Es sollte damit von St. Thomas aus, dem nächsten Reiseziel, begonnen werden. Da es sich um Nachtschießübungen handelte, mußte die nicht ganz einfache Ausbildung an den Scheinwerfern noch einmal gründlich vorgenommen werden. Zu diesem Zweck wurden mehrere leere Butterfässer über Bord geworfen. Sierstorff nannte das „eine geradezu klassische Sparsamkeit". Die „Stralsund" schlug dann Kreise, und die Übung für die Scheinwerfer bestand darin, auf erhaltenen Befehl möglichst ungesäumt die treibenden Fässer mit dem Lichtkegel zu treffen, festzuhalten und einem zweiten Scheinwerfer zu übergeben.

Auch hier waren es die Seekadetten, die in erster Linie ausgebildet wurden, und es ging merkwürdigerweise recht heiß dabei her, heißer als bei manch anderm Dienst. Das lag einmal an der Person des Artillerieoffiziers, der viel Temperament besaß, dann aber auch an der Schwierigkeit der Übungen, die manchen Ungeschickten mit seiner „Glanzleistung" ans Tageslicht zerrte.

Die „Stralsund" holte zu einem neuen Anlauf aus. Die Geschütze der einen Seite waren besetzt, denn es wurden mit den Scheinwerferübungen Feuerleitungs- und Richtübungen der Artillerie verbunden. Wo die verflirten Fässer wieder einmal trieben, ahnte man an den Scheinwerfern kaum. Klaus und Kirsten, die nebeneinander standen, sahen sich schier die Augen aus dem Kopf, und Bootsmannsmaat Braun tat es ihnen gleich, aber zu entdecken war nichts, und das Suchen auf dem Wasser, wenn der Befehl zum Leuchten kam, war und blieb eine schwierige Sache.

Ein leises „Achtung!" langte im vordern Scheinwerferstand an, um kurz darauf durch den lauten Befehl: „Torpedoboot dreißig Grad — Scheinwerfer leuchten!" ergänzt zu werden.

Kirsten riß die Blende auf, der Lichtkegel sog sich ins

Freie. „Mehr links!" flüsterte Bootsmannsmaat Braun. „Sie wollen wohl den Meeresgrund ableuchten?" schimpfte der Artillerieoffizier. „Höher!"

Halt, da hatte man eines der Fässer gefaßt. Es glänzte silbern auf. Nun ließ Klaus es auch nicht mehr los, so daß die Artillerie das Ziel wirksam unter Feuer nehmen konnte.

„Zielwechsel rechts!" wurde befohlen. Klaus und Kirsten schwenkten den Scheinwerfer. Sie kamen dabei etwas zu hoch und faßten nicht das zweite Faß, sondern einen Dampfer, der schon seit längerer Zeit von achtern aufgekommen war.

Erschrocken ließen sie von ihm ab. Es war aber schon zu spät. Das Donnerwetter folgte auf der Stelle. „Sie wollen uns wohl in internationale Schwierigkeiten verstricken", brauste der Artillerieoffizier auf, „indem Sie fremden Leuten in die Töpfe gucken?" Daß es tatsächlich dazu kommen sollte, daran hätte er selber allerdings am wenigsten geglaubt, und doch ergab sich sehr bald etwas Ähnliches.

Der Dampfer, den man nur für eine Sekunde unabsichtlich beleuchtet hatte, war ein Amerikaner. Er fuhr von Las Palmas nach St. Thomas, hatte also genau denselben Reiseweg wie die „Stralsund". Der Dampferkapitän war ein Bullenbeißer, ein Mann, der in jedem, der nicht in der Neuen Welt geboren war, ein minderwertiges Geschöpf erblickte, kaum berechtigt, die Bezeichnung Mensch zu führen. Es kam aber noch hinzu, daß der Bullenbeißer während des Krieges ein höchst gefährliches Bad hatte nehmen müssen, das ihn um Haaresbreite das Leben gekostet hätte. Er war nämlich mit dem Schiff, das er damals fuhr, von einem deutschen U-Boot abgeschossen worden. Sichernde britische Zerstörer hatten ihn mit seiner Besatzung in letzter Minute aufgenommen. Bei dieser Katastrophe hatte er nur das nackte Leben gerettet, mehr nicht. Seitdem haßte er die Deutschen, obwohl er eine ganz ordentliche Kriegsrente bezog und dazu noch in seinem Beruf hatte bleiben können.

Sein neuer Dampfer war ein schmuckes Schiff, ein Frachtschiff neuester Bauart, daneben aber auch für die Aufnahme eines kleinen Kreises von Fahrgästen eingerichtet. Unter den

Fahrgästen befanden sich nun zwei Briten, die dem Bullenbeißer in mehr als einer Hinsicht angenehm waren; einmal, weil es sich um geradezu fabelhaft reiche Leute handelte, die ordentlich etwas springen ließen — jedenfalls tat es der eine —, und zum andern, weil der Haß gegen alles Deutsche auch den beiden Briten tief im Blut steckte, ja, ihnen förmlich aus den Augen sprühte.

Als die „Stralsund" mitten im Weltmeer überraschenderweise mit ihren Scheinwerferübungen begonnen hatte, waren die Briten sofort auf der Kommandobrücke erschienen. „Was ist denn das wieder für eine Geschichte?" hatten sie sich ganz erregt erkundigt. „Sicherlich eine Teufelei, denn den Deutschen, hol's der Henker, trau einer!"

Der Bullenbeißer hatte durch ein Doppelglas zu den Hunnen hinübergestarrt. Jetzt setzte er das Glas ab und brummte: „Fleißig ist die Bande, Tag und Nacht sinnt sie auf Rache und Krieg."

Der kleinere der beiden Engländer nickte. „Sie haben recht, Kapitän, leider nur zu recht. Es war eine große Dummheit von uns, die Boches nicht noch viel fester an die Kette zu legen, als es schon geschehen ist. Warum brauchen sie überhaupt zur See zu fahren, die See gehört seit unvordenklichen Zeiten uns, uns allein."

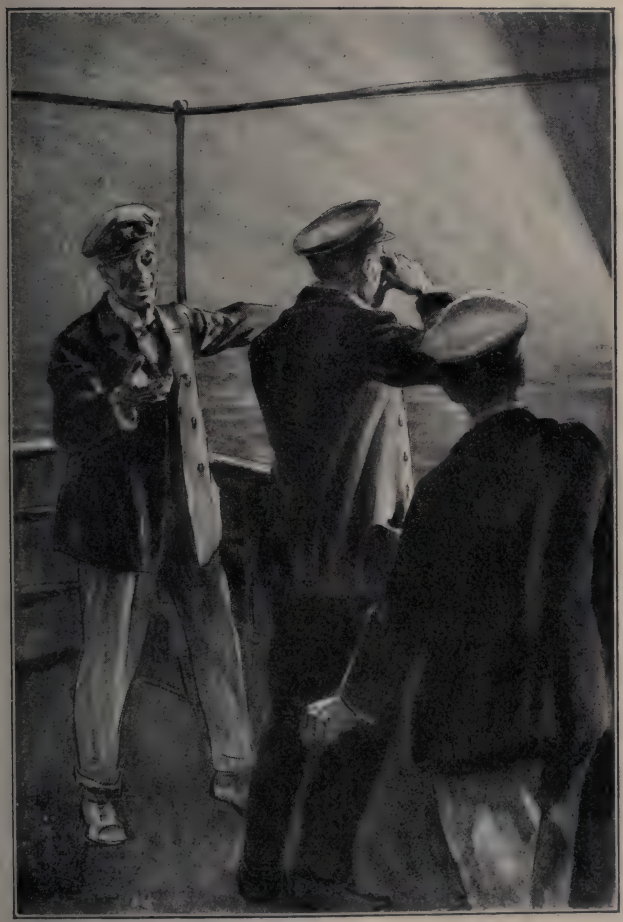
Er biß sich auf die Lippen. Diese Äußerung war nicht gerade sehr geschickt gewesen, jedenfalls nicht einem Amerikaner gegenüber.

Bei dem Bullenbeißer wetterleuchtete es auch bereits über das rote Gesicht. „Wenn Sie unter ‚uns' die angelsächsische Rasse meinen", entgegnete er, „dann ließe sich vielleicht ein Vers daraus schmieden. Im andern Falle jedoch . . ."

„Aber gewiß doch! Selbstverständlich!" fiel der kleine Brite ihm ins Wort. „Wir sind Vettern, sind von gleichem Fleisch und Blut, und Blut ist bekanntlich dicker als Wasser."

„Stopp!" beschwichtigte der Bullenbeißer den Übereifrigen und wandte sich dann dem andern Briten zu, dem fabelhaft reichen Manne. „Welches ist Ihre Ansicht, Mister Baratela?" forschte er. „Glauben Sie, daß die Deutschen mit dieser eigenartigen nächtlichen Übung ganz bestimmte Zwecke

verfolgen? Sollten sie am Ende irgendwelche geheimnisvollen U-Bootspläne damit fördern?" Trotz der warmen, milden Nacht fröstelte es den Bullenbeißer bei der Frage, denn die



Der Bullenbeißer hatte durch ein Doppelglas zu den Hunnen hinübergestarrt (S. 152).

Erinnerung an den U-Bootsangriff, dem er zum Opfer gefallen war, bedeutete ihm heute noch eine Qual.

Mister Baratela – es war in der Tat der Besitzer des „Dolphin", dem die Frage gegolten hatte – räusperte sich, um dann ausgiebig über die Reling zu spucken, bevor er antwortete. Daß die „Stralsund" lediglich harmlose Scheinwerferübungen machte, war ihm als Reserveoffizier der britischen Marine vollkommen klar. Trotzdem paßte es ihm durchaus in seinen Kram, die gegenteilige Ansicht zu fördern und damit einem Schauermärchen auf die Beine zu helfen, das den Deutschen nur schädlich sein konnte. „Ich muß gestehen", sagte er, „auch mich nimmt wunder, was man da zu sehen bekommt, und die Möglichkeit, daß es sich um eine abgefeimte Schurkerei handelt . . ."

Dies war just der Augenblick gewesen, wo der amerikanische Dampfer – „Hudson" war sein Name – von dem Lichtkegel der „Stralsund" gefaßt wurde, so daß die drei Beobachter vorübergehend stark geblendet waren.

Baratela schäumte vor Wut. „Eine Frechheit ist das", zeterte er los, „eine Ungeheuerlichkeit, die kaum überboten werden kann. Fehlt bloß noch, daß sie auf uns schießen, diese– diese . . ."

Der Scheinwerfer gab den „Hudson" schon wieder frei und wurde kurz darauf völlig geblendet. Baratela blieb jedoch dabei, Öl ins Feuer zu gießen. „Maßen sich die Boches etwa an, mitten im freien Weltmeer Rechte der Seepolizei auszuüben?" phantasierte er. „Seit Jahrhunderten kämpft England für das erhabene Ziel, die Freiheit der Meere zu sichern, und diese Piraten und Kindermörder, diese hinterhältigen Gesellen . . ."

Seine Stimme überschlug sich, er kam nicht weiter. Der kleine Mister Smith klopfte ihm fürsorglich auf den Rücken, erst sanft, dann immer heftiger, ohne daß es etwas geholfen hätte. Baratela wandte sich unwillig ab. Erst ein neues Spucken schaffte dem Erregten Luft.

Auf der „Stralsund" ahnte man nicht, welcher Zorn von drüben drohte. Das Schiff setzte vielmehr seine Übungen fort, so wie es den Kommandanten richtig deuchte und wie

es befohlen war. Baratela und sein Vetter blieben die ganze Zeit über wie gebannt auf der Kommandobrücke des „Hudson" stehen, um sich ja nichts entgehen zu lassen, und wenn sich auch nichts Aufregendes mehr ereignete, so schürten die beiden doch unablässig ihre Wut, schon um bei dem Bullenbeißer recht kräftig einzuheizen. „Selbstverständlich muß man dafür Sorge tragen", hieß es, „daß diese Übergriffe eines deutschen Kreuzers in die Presse kommen. Anstatt sich hübsch bescheiden zu verhalten, wie es ihnen nach allem, was vorgegangen ist, wahrlich ziemte, führen sich die Boches bereits wieder auf, als seien sie die Herren der Welt. Das muß ihnen gründlich versalzen werden, anders gibt es keine Ruhe auf Erden."

Erst als die „Stralsund" ihre Übungen abbrach, begaben sich die beiden Briten zur Koje. Mister Smith konnte seinem Vetter nur recht geben, als dieser ihn belehrte, daß es der einzig richtige Schritt gewesen sei, den „Dolphin" vorerst einmal zu entlassen, um mit dem Dampfer „Hudson" den Deutschen auf der Spur zu bleiben. „Das Erlebnis, das wir soeben hatten", führte Baratela aus, „beweist, daß ich mit meinem Entschluß den Nagel wieder einmal auf den Kopf getroffen habe. Der ‚Dolphin' kommt uns über Suez entgegen. Zu gegebener Zeit, spätestens im Mittelmeer, steht er uns also wieder zur Verfügung. Dann mag er uns von Nutzen sein. Für rasche Weltmeerreisen taugt er nicht. Im übrigen scheint es auch nur gut, wenn wir zwischendurch aus dem Dunkeln wirken. Allzu viel Licht könnte unserm Vorhaben nur schaden."

Mister Smith meckerte freudig seine Zustimmung. Ihm war alles recht, wenn es nur viel Spaß gab, ausgefüllt von Gemeinheiten.

Während der folgenden Tage hielten sich die „Stralsund" und der „Hudson" auf gleicher Höhe. Zufall war das nicht. Baratelas Geld regelte vielmehr die Umdrehungen der Maschine des Amerikaners. An Bord des deutschen Kreuzers hatte man kein Arg und konnte es auch nicht haben; kam es doch oft genug vor, daß sich zwei Schiffe mit gleichem Reiseziel tagelang im Blick behielten. Warum also nicht in diesem

Falle? Es war wirklich nichts Auffallendes daran. Auf der „Stralsund" verlor man jedenfalls kein Wort darüber, daß der Mitsegler sich nicht abschütteln ließ. Im Gegenteil, man scherzte und nannte den Dampfer den „Schatten".

Als der Tag des Weihnachsfestes gekommen war, ordnete der Kommandant sogar an, daß dem „Schatten" ein fröhliches Fest gewünscht werden solle. Flaggensignale wurden gewechselt. Der „Hudson" war höflich genug, die Wünsche bestens zu erwidern.

Auf der „Stralsund" herrschte an jenem Tage ein ganz seltsames Leben und Treiben. Selbstverständlich war dienstfrei, denn das Weihnachtsfest ist nun einmal das schönste Fest fürs deutsche Gemüt. Trotzdem wurde aber in einer Weise gearbeitet, geschafft und gebastelt, daß selbst die Dienstuhr zustimmend tickte. Jeder an Bord setzte seinen Stolz darein, echte Weihnachtstimmung zu erzeugen und in dem stählernen Leib des Kreuzers weihnachtlich festliche Räume herzurichten.

Gleich am Morgen, unmittelbar nach der Schiffsreinigung, hatte es damit begonnen. Jeder Back war eine Menge von buntem Flitter, von Pappe und Seidenpapier zugewiesen worden. Dazu kam noch allerhand Weihnachtschmuck. Allsogleich hatte es mit dem Schnitzeln und Kleben begonnen. Wer dichten konnte, zerbrach sich den Kopf, um einen hübschen Spruch zu formen, denn jede Back, das war Ehrensache, mußte mit einem Transparent glänzen. Besonders geschickte Hände zimmerten sogar kleine Weihnachtsbäume zurecht. Stamm und Äste wurden aus Holz geschnitzt, die Nadeln aus Tauwerk gezupft. Das Ganze bekam einen grünen Anstrich und machte sich sehr niedlich. Und geschwatzt wurde und gelacht, daß es nur so seine Art hatte. Ab und an lebte auch Gesang auf, Weihnachtslieder drängten sich hervor. Dann verstummte sehr bald jeder Übermut, und alle sangen mit, alle.

Dabei war eine Hitze im Schiff, wie man sie denn doch noch nicht erlebt hatte. Die Offiziere holten ihr Tropenzeug hervor, und die Mannschaft war selig, als es tagsüber erlaubt wurde, die Sporthose als einziges Bekleidungstück zu tragen. Außerdem wurde truppweise geduscht. Am Nachmittag brachte die Funkzeitung Meldungen aus der Heimat, die Kopfschüt-

teln, wenn nicht gar lautes Gelächter erzeugten. In Deutschland herrschten Eis und Schnee, grimmig kalt war es, der Himmel war von Wolken bedeckt, und daß es eine Sonne gab, das wußte man daheim fast nicht mehr. Hier aber, mitten im Weltmeer, hier, wo die „Stralsund" fuhr, begleitet von ihrem „Schatten", da gab es nichts als Sonne. Sie protzte förmlich mit ihren Strahlen und gab von ihrem Wärmevorrat ab, mehr fast, als sie selber verantworten konnte. Rings um das Schiff spielten tändelnd Tümmler. Ab und an blitzte es auch aus dem Wasser auf, aus dem blauen, von hellen Säumen überrippten Wasser. Das waren Rudel von fliegenden Fischen. Über hundert Meter und mehr schnellten sie dahin und verschwanden dann wieder, spitz wie ein Pfeil, in ihrem nassen Element. Wahrhaftig, das war schon eine seltsame Welt; daheim, da froren sie, und man selber zerschmolz fast vor sengender Hitze.

Söldlinger stöhnte auf. „O mei, wenn i aus Wachs wär, wär i schon längst zergang'n!"

Um fünf Uhr nachmittags begann die Feier mit einem Gottesdienst, wobei der Erste Offizier Stellen aus der Heiligen Schrift vorlas. Gemeinsam wurden dann die Weihnachtslieder gesungen. Wie gebannt hingen aber aller Augen an einem großen, echten Weihnachtsbaum, der inmitten der Gemeinde stand, seefest gezurrt, geschmückt mit Weihnachtskerzen: Ohne daß es die Seekadetten geahnt hatten, war er aus der Heimat mitgenommen worden. Daß der Baum nun hier seine Auferstehung feierte, jenseits der Grenze zwischen der Alten und der Neuen Welt, südlich vom Wendekreis des Krebses, das wirkte doch als starker Zauber, dem sich niemand entziehen konnte.

An den Gottesdienst schloß sich die Bescherung der Mannschaft. Sie fand an Oberdeck statt. Jeder einzelne bekam aus Kantinenmitteln ein Geschenk. Hinterher versammelte man sich an den Backen, wo es die größte Überraschung des Abends gab. Die Korporalschaftsführer hatten die Pakete aufgebaut, die von Hause mitgenommen worden waren. Auch hier hatte eine stille Hand gewirkt, so daß kaum einer von den glücklichen Empfängern die Mitnahme geahnt hatte. Das Öffnen der

Pakete wurde zunächst noch untersagt. Der Kommandant ging durch das Schiff, um den Fleiß, der zur Ausschmückung der Backen aufgewandt worden war, gebührend zu bewundern. Für diesen Rundgang verlangte das militärische Auge aber Ordnung.

Überrascht blieb der Kommandant stehen, als er den Seekadettenraum betrat. „Hier sieht es ja aus, wie in Christkinds Zauberreich!" rühmte er. Und in der Tat, es war schon so: eine Fülle von Licht, von bunten Farben und glitzerndem Schimmer lag über dem Raum. Allenthalben woben sich leuchtende Ketten und silberne Strähnen. Das nüchterne Antlitz des Alltags war verbannt. Umso strahlender grüßte Festesfreude, am strahlendsten aus den Gesichtern der Seekadetten. Geschlossen saßen sie an ihren Backen, vor einem jeden stand das Eßgeschirr, angefüllt mit süßem Weihnachtsgebäck, mit Äpfeln und Nüssen und Marzipan.

„Nun, Wesselingk", der Kommandant fand für viele ein freundliches Wort, „haben auch Sie Heimatpost bekommen?"

„Zu Befehl, Herr Kapitän!"

„Alles in Ordnung zu Hause?"

„Ich habe den letzten Brief noch nicht gelesen, er war für heute abend bestimmt."

„Alle Wetter, sind Sie aber enthaltsam!" sagte der Kommandant lachend. „Dann will ich nicht weiter stören." Er wandte sich dem nächsten zu.

Gebührende Beachtung fanden vor allem auch die Transparente mit ihren verschiedenartigen Sprüchen. Der Leuchtturm, der seine Strahlen nach der Heimat lenkt, war ein Motiv, das gleich zwei Bearbeiter gefunden hatte, bei dem einen hieß es:

Sind wir auch weit voneinander getrennt,
Die Liebe zur Heimat doch in uns brennt.
Ein Glück ist's, daß die Erde rund,
So schlägt auch uns die Heimkehrstund.

Der zweite hatte es sich leichter gemacht. Bei ihm lautete der Spruch:

Immer heiter – Gott hilft weiter!

„Recht so!" lobte der Kommandant. „Gott und unser Diensteifer – die schaffen's."

Kaum hatte der hohe Vorgesetzte den Seekadettenraum verlassen, als sich auch schon hurtige Hände regten – die Neugier zuckte ja längst bis in die Fingerspitzen –, um endlich die Pakete zu öffnen. Und dieses Öffnen, dieses Auspacken, dieses Genießen all der Liebe, die sich plötzlich wie ein warmer Strom in die Herzen ergoß, das Bewundern kleiner, harmloser Geschenke, Geschenke der Eltern, Geschwister und Verwandten, es war und blieb doch das Schönste und Weihevollste des ganzen Abends. Nichts kam ihm gleich, selbst nicht der Punsch, die letzte Überraschung, zum Abendbrot gereicht.

Als Klaus den Umschlag seines dicken Weihnachtsbriefes aufschlitzte, durchschoß ihn im Augenblick das Gefühl: du wirst etwas Besonderes erfahren! Warum er so empfand, er wußte es selber nicht. Vielleicht kam es daher, daß ihn die Kameraden oft gefoppt hatten, er verpasse ganz bestimmt etwas; solche Bravheit wie das Nichtlesen des Briefes räche sich allemal. Was sollte er aber verpassen, hatte er sich gesagt, er an Bord der „Stralsund", mitten in Weltmeerweiten! Dennoch – nein, verpaßt hatte er nichts, gottlob, daß es so war, aber eine höchst wichtige Nachricht enthielt der Brief schon, eine Nachricht, die einem das Blut in die Wangen trieb und mit bunten Bildern lockte. Was Mutter da alles schrieb, ganz erregt und aufgebracht – wenn das stimmte, wenn es sich wirklich so verhielt –, wie seltsam liefen doch die Lebenswege, wie merkwürdig waren die Schicksale der Menschen miteinander verknüpft!

Klaus wurde ganz unruhig, es fiel allgemein auf. Fragen nach dem Anlaß mochte aber niemand. Zudem war man mit seinen eigenen Angelegenheiten viel zu stark beschäftigt, als daß man hätte sich groß um andere kümmern können.

Als er die sechzehn engbeschriebenen Seiten dreimal, nein sogar viermal durchgelesen hatte, erst da steckte Klaus den Brief beiseite. War es Freude, was ihn erfüllte, war es nur Erregung? Er fragte es sich immer wieder und fand doch keine Antwort. Er suchte aber auch noch nach etwas anderm.

Wie sein verschollener Bruder aussah, das hätte er sich gar zu gern vorgestellt und vermochte es nicht, höchstens nach einer Photographie, die Mutter ihm beim Abschied gezeigt hatte, einer alten Photographie, denn es war ja schon lange her, daß der Bruder fahnenflüchtig geworden war, daß jede Spur von ihm fehlte.

Und nun, nun lag plötzlich eine Nachricht über den Vermißten vor, war eine Fährte gefunden, wo er sich aufhielt, so dürftig sie auch schien?

„Kann ich dich nachher allein sprechen?" Klaus wandte sich Kröning zu. „Allein, ohne Zeugen?"

Der Bremer sah ihn aus erstaunten Augen an. „Was hast du? Etwas Betrübliches?"

„Nein, keineswegs, es ist nur recht überraschend gekommen, und da dein Vater und deine Mutter . . ."

„Meine Eltern?"

„Jawohl, sie sind beteiligt."

Kröning schüttelte den Kopf. „Da mach' sich einer einen Vers draus! Komm, wir wollen gleich an Oberdeck gehen! Du hast mich neugierig gemacht."

Er erhob sich und schritt voran. Klaus folgte, bewegt von zweifelnden Gedanken, was er dem Freunde erzählen, was er ihm verschweigen solle.

Es war Nacht geworden. Ein milder Wind trieb weiße Wolkenballen geruhsam über den Himmel. Dazwischen leuchtete es dunkelblau, von goldenen Sternen überstickt. Um den Rumpf der „Stralsund" raunte die See, gedämpft und freundlich, eine Feiertagsweise, und die Weite des Blicks bis hin zur Kimm stimmte die Menschen andächtig.

Klaus begann stockend von seinem Bruder zu erzählen. An der Wahrheit ging er jedoch nicht vorbei, wenngleich er Einzelheiten vermied. „Seit elf Jahren wissen wir nichts von ihm, und nun sei plötzlich, so schreibt meine Mutter, ein erster Anhalt gefunden, und zwar durch unsere Beziehungen, Kröning – durch deine Eltern."

Der Bremer begriff noch immer nicht recht. Wie sollte das möglich sein? „Ist dein Bruder etwa", so forschte er, „in Mexiko-Stadt aufgetaucht?"

Klaus nickte. „Es liegt jedenfalls die Wahrscheinlichkeit vor. Dein Vater . . ."

„Er hat an deine Eltern geschrieben?"

„Ja doch!"

„Wie kommt er dazu?"

„Wohl weil er durch dich weiß, daß wir miteinander befreundet sind."

„Und wie hat er festgestellt, daß dein Bruder lebt?"

„Hans ist ihm über den Weg gelaufen, dein Vater hat den Namen Wesselingk gehört; es ist doch kein alltäglicher Name. Er hat sich erkundigt, hat herumgefragt . . ."

„Und dadurch bestimmte Erklärungen bekommen?"

Klaus schüttelte den Kopf. „Alles baut sich nur auf Vermutungen auf. Außerdem ist mein Bruder, wenn er es überhaupt war, bereits wieder verschwunden. Meine Mutter schrieb mir: ‚Kommt ihr nicht in einen mexikanischen Hafen? Könntest du nicht Feststellungen machen?' Wie soll das aber geschehen, wo wir Mexiko überhaupt nicht anlaufen, sondern durch den Panamakanal gehen? Du kannst dir denken, Kröning, daß mir die Mitteilungen von Hause sehr nahe gehen. Wenn ich nur irgendwie helfen könnte!"

„Aber wie?"

Die beiden Freunde beratschlagten noch lange miteinander. Sie vergaßen schier das Weihnachtsfest darüber, und als Klaus am nächsten Morgen um vier Uhr als Posten vor der Kajüte aufzog, da verlor er sich wieder im Grübeln und kam vom Kopfzerbrechen nicht frei.

Plötzlich schrillte die Kajütklingel. Klaus fuhr fast schreckhaft zusammen. Er öffnete die Tür zum Arbeitszimmer des Kommandanten und klopfte am Schlafraum an: „Posten Kajüte zur Stelle!"

„Gehen Sie auf die Kommandobrücke!" hieß es von drinnen. „Ich möchte Meldung haben, ob von den Virginischen Inseln irgend etwas in Sicht gekommen ist."

Klaus wiederholte den Befehl, um ihn spornstreichs auszuführen. Auf Oberdeck regte sich nichts, es lag wie ausgestorben. Auch auf der Kommandobrücke schien alles Leben erstarrt.

Klaus schaute sich um. Es war noch dunkel. Wo steckte der wachhabende Offizier? Endlich entdeckte er ihn. Eine Zigarre glühte an der Steuerbordbrückennock auf.

„Frage vom Kommandanten", meldete er. „Ist von den Virginischen Inseln irgend etwas in Sicht gekommen?"

„Nein", lautete die Entgegnung, „nicht das geringste. Nur unser ‚Schatten' hat sich entfernt; er ist widernatürlich vorausgelaufen." Der Oberleutnant lachte über den eigenen Witz, um eiligst hinzuzufügen: „Das bestellen Sie dem Kommandanten aber nicht!"

Klaus machte daraufhin kehrt und hastete wieder achteraus. Er empfand im Augenblick innere Ruhe. So wie der Kommandant sich um alles sorgte und bemühte, was den gesamten Schiffsbetrieb anbetraf, so tat es in gleicher Weise Sierstorff für die Seekadetten. An ihn wollte er sich vertrauensvoll wenden, dort würde er den besten Rat finden, was er unternehmen könne, um auf der Spur des Bruders zu bleiben.

Er klopfte abermals am Schlafraum des Kommandanten an und meldete mit klarer Stimme: „Von den Virginischen Inseln ist noch nichts in Sicht gekommen."

Neuntes Kapitel

Krankheitshalber ausgeschifft

Es war auf Mister Baratelas Betreiben geschehen, daß der Dampfer „Hudson" in der Christnacht Fahrt vermehrt hatte, um vor dem deutschen Kreuzer in St. Thomas einzutreffen. Kaum hatte das Schiff am Kohlenpier festgemacht, als sich der Brite in Begleitung seines Vetters auch schon an Land begab, um einen neuen Schlag gegen die „Stralsund" einzuleiten.

Am Ort gab es zwei Kohlenfirmen, die für die Versorgung eines fremden Kriegschiffes in Frage kamen; die eine war englischer, die andere dänischer Nationalität. Früher war auch die Hamburg-Amerika-Linie mit großen Beständen am Platze gewesen. Nach dem Kriege hatten sich die Verhältnisse

aber von Grund aus geändert. Die Hamburg-Amerika-Linie war ausgeschaltet worden.

Mister Baratela hatte sich auf der Fahrt von Las Palmas nach St. Thomas einen neuen teuflischen Plan ausgeheckt, mit dem er seinen Feind, die „Stralsund", schwer zu treffen gedachte. Er suchte zunächst die englische Kohlenfirma auf und verlangte den Inhaber zu sprechen. So glatt, wie er sich das gedacht hatte, gelang es ihm jedoch nicht. Im Gegenteil, er hatte allerhand Widerstände zu überwinden. Schließlich erschien der Inhaber.

Baratela hielt von vornherein mit seinem Reichtum nicht hinter dem Berge. Den Beweis zu erbringen, wer er war und wie weit seine auswärtigen Beziehungen sich spannten, fiel ihm nicht schwer. „Haben Sie viel Kohle auf Ihrem Lager?" forschte er bei seinem Landsmann.

Dieser hob bedauernd die Achseln. Er bekam Witterung, daß hier unter Umständen ein gutes Geschäft zu machen sei. „Leider nein", entgegnete er, „wir sind in letzter Zeit stark in Anspruch genommen werden. Das Geschäft läuft überhaupt trübe. Man darf ja hoffen, daß sich später einmal die Verhältnisse wieder bessern werden, zurzeit aber ..."

„Ich kaufe Ihnen Ihren ganzen Kohlenvorrat ab", warf Mister Baratela lässig hin. Gleichzeitig kramte er ein Scheckbuch hervor. „Lassen Sie, bitte, ausrechnen, was der Schwindel kostet!"

Der Kohlenhändler hatte Mühe, seine Ruhe zu bewahren, obwohl er ein echter Brite war und zudem lange im Ausland lebte. Er zog sich zurück, um dem Wunsche nach Rechnungslegung zu entsprechen. Gleichzeitig ließ er sich aber mit Havanna verbinden, um telephonisch Erkundigungen über Mister Baratela und die von ihm namhaft gemachten Sicherungen einzuziehen. Die Sache dauerte einige Zeit, die Auskünfte fielen aber völlig zufriedenstellend aus. Außerdem lief man ja kaum Gefahr, denn ehe vom Käufer über die Kohlen verfügt werden konnte, mußte die Deckung längst zur Stelle sein.

Der Kohlenhändler kehrte zurück. „Hier ist die Rechnung." Lauernd ging sein Blick. Baratela sog schon seit geraumer

Zeit an seiner Shagpfeife, gefüllt mit Navy cut, double strong, prüfte die Aufstellung und zog dann einen Füllfederhalter hervor, um den Scheck zur Bezahlung auszustellen.

„Was soll mit der Kohle geschehen?" erkundigte sich der Händler.

„Sie bleibt zu meiner Verfügung."

„Unverkäuflich?"

„Darüber werde ich später befinden, und wenn sie veräußert werden sollte, dann mag es durch Ihre Vermittlung geschehen, wobei Sie abermals keinen Schaden erleiden sollen."

Der Händler grinste vor Freude, er konnte gar nicht anders als grinsen. Alle Wetter, das war endlich einmal ein Geschäft, ein Geschäft, wie er es noch selten, ach was, wie er es noch nie in seinem Leben gemacht hatte!

„Sie verfolgen wohl bestimmte Zwecke mit dem Ankauf?" wagte er zu fragen.

„Sicher", lautete die Antwort; „ich huldige gewissen Neigungen, die ich als echter Patriot nicht unterdrücken kann."

Damit war diese Angelegenheit erledigt. Baratela ging jedoch noch weiter. Er suchte auch die dänische Kohlenfirma auf und unternahm hier dasselbe Manöver. Ganz so wie bei dem Briten sollte es ihm allerdings nicht glücken. Der Däne trat lediglich einen Teil seiner Vorräte ab und räumte dem seltsamen Käufer für den Rest ein Vorkaufsrecht ein, mehr nicht. Baratela mußte sich wohl oder übel damit zufrieden geben. Zu einer andern Abmachung kam es nicht. Letzten Endes hochbefriedigt, kehrte er an Bord des „Hudson" zurück, um dem Bullenbeißer zu versichern, nun habe er ein paar kräftige Minen gelegt, die dem verwünschten Deutschen mehr als Alpdrücken und Kopfschmerzen verursachen und ihn vor aller Welt lächerlich machen würden.

Die „Stralsund" lief erst am Nachmittag ein. Um vier Uhr rasselte der Anker in die Tiefe. Auch hier war das Schiff mit Gedankenschnelligkeit von Booten umringt. Neger waren die Insassen, nach Sierstorff „waschechte Neger". Sie boten mit ungeheurem Gekreisch wertlose Sachen zum Kauf an, Kakteen und buntbemalte Muscheln, Früchte, Korallen, Hai-

fischgebisse und Schildkrötenschalen. Es erhob sich ein wahrer Hexensabbat. Ein jeder wollte dem andern den Rang ablaufen.

Noch toller wurde es aber, als mit Beginn der Freizeit die Waschweiber kamen. Wahre Ströme ihrer Zunft ergossen sich an Bord. „Washing, washing!" riefen sie. „Washing for cadets!" Und was sie für stolze Namen führten, diese Weiber, meist hagere, knochige Gestalten! Kleopatra nannte sich die eine, Lady Hamilton die andere. Jede rühmte ihre Kunst mit kaum zu überbietendem Wortschwall. Sierstorff vermochte sich vor den schmutzigen Empfehlungschreiben nicht zu retten, die ihm von den Schnattergänsen entgegengestreckt wurden. Meist waren die Zettel von deutschen Schiffen ausgestellt, denn St. Thomas war von jeher ein beliebter Ausbildungshafen der deutschen Marine gewesen. Schade, daß nicht alle Zettel das enthielten, was sich ihre Besitzerinnen von ihnen versprachen. Als Sierstorff gelesen hatte, daß Kleopatra eine recht schlechte Wäscherin sei, unpünktlich, unsauber und wenig empfehlenswert, da zog er es vor, die Kadettenwäsche Lady Hamilton anzuvertrauen, obwohl er es sich insgeheim eingestand, daß diese Entscheidung mit Naturnotwendigkeit etwas Ähnliches wie einen Hahnenkampf zur Folge haben müsse. —

Es war noch am selben Abend, als der Ruf über Deck ertönte: „Hai in Sicht!" Selbst beim „Feuerlärm" oder bei „Schotten dicht!" hätte die Mannschaft nicht schneller achteraus kommen können.

„Er hat angebissen!" Ein neuer Ruf erscholl, jubelnder noch als der erste.

Es hatte schon seine Richtigkeit. An der Haiangel, einem schweren, scharfen Haken, hatte ein mächtiger Klumpen Speck allzu verführerisch gelockt. Mit gewaltigen Stößen, Sätzen und Rucken suchte sich das athletische Tier zu befreien, nachdem es gierig zugeschnappt hatte. Doch es war zu spät, immer tiefer vergrub sich der Haken in dem riesigen Schlund. An Deck aber hatte man längst die Hakenleine, eine schwere Manilatroß, besetzt, und der Hai wurde aufgelaufen, wie man sonst einen Kutter heißte.

Nun hing der Koloß, an vier Meter lang, unter dem Backborddavit. Noch kämpfte er gegen die stärkere Gewalt. Blut und Wasser troffen von ihm ab. Mit furchtbaren Schlägen peitschte der graue Leib hin und her, und die Neger in den Booten schrien, als sei es ein Fest allein für sie.

Der Artillerieoffizier, ein Nimrod von Klasse, nahte. Er legte seinen Karabiner an – vier wohlgezielte Geschosse in den Kopf, das Peitschen und Schlagen ließ nach, die Neger tobten umso wüster; um das Leben des mächtigen Tieres war es geschehen.

Mit Leinen wurde die Beute eingefangen und an Deck gebracht. Der Bootsmann leitete in höchsteigener Person das Manöver. Dann kam der Koch zu seinem Recht. Kunstgerecht löste er die graue Rückenflosse vom Rumpf. Sie kam später an den Vormast; so will es alter Seemannsbrauch, den auch das Zeitalter der Technik nicht verkümmert hat. Hinterher wurde mit kräftigen Schnitten der Magen geöffnet. Es stank, fürchterlich stank es sogar. Man mußte sich die Nase zuhalten, um seine Neugier befriedigen zu können, was nun alles ans Tageslicht kommen würde. „Ein Museum", behauptete der Bootsmann. „Ein Trödlerladen", war Sierstorffs Meinung. Wer hatte nun recht? Zuerst wurde ein frischer Hummer herausgeholt, selbstverständlich ungekocht, dann ein Sammelsurium von Knochen, mehrere Ballen Twist, drei Konservendosen – „für den Notfall", wie Sierstorff trocken bemerkte – und zum Schluß ein blaues Seemannshemd.

Der Bootsmann schnitt ein greuliches Gesicht. „Den Mann dazu hat er schon verdaut", behauptete er. Das glaubte aber niemand, wie ein fröhliches Lachen verriet.

Im übrigen war man gern bereit, den Kadaver wieder über Bord zu werfen. Appetit hatte niemand auf den „Vogel", wie der Bootsmann den toten Riesen nannte. Der Gestank war unerträglich. Hochauf klatschte das Wasser, als der Kadaver von oben stürzte. Die Neger gerieten in wahre Verzückung und priesen den weißen Mann mit einer neuen Salve von Lärm.–

Obwohl die „Stralsund" für die weite Ozeanfahrt ihre Bunker voll ausgefüllt hatte, war es doch geboten, sofort an

die Kohlenergänzung zu denken. Der Leitende Ingenieur und der Schiffszahlmeister begaben sich daher am Morgen nach der Ankunft an Land, um für die Bestellung Sorge zu tragen. Sie suchten zunächst die dänische Firma auf. Der Empfang war nicht gerade freundlich, jedenfalls hatten die deutschen Herren diesen Eindruck. In Wirklichkeit aber war der Däne verlegen. „Ich bedauere es lebhaft", sagte er, „ich vermag aber keine Kohle abzugeben. Meine Vorräte sind zurzeit erschöpft, und über einen kleinen Restbestand vermag ich nicht frei zu verfügen."

„Wie ist das möglich?" rief erstaunt der Leitende Ingenieur. „Man sollte in St. Thomas keine Kohle bekommen können?"

Der Däne zuckte die Achseln: „Ich wiederhole, mein Herr, es tut mir leid, augenblicklich vermag ich aber nicht zu liefern. Versuchen Sie es doch bei der englischen Firma!"

Die Deutschen verneigten sich und verließen das Kontor. „Hat man so etwas schon erlebt?" entrüstete sich nunmehr auch der sonst um vieles ruhigere Schiffszahlmeister. „Überall hat der Krieg seine Spuren hinterlassen. Daß wir aber gezwungen sein würden, in St. Thomas bei einem Briten unsere Kohlen zu bestellen, ausgerechnet bei einem Briten — hol's der Kuckuck, nee, das hätte ich mir doch wahrhaftig nicht träumen lassen!"

Als sie dann aber auch bei dem englischen Kohlenlager eine glatte Absage erfuhren, da wußten die beiden Herren nicht, ob sie träumten oder wachten. „Wie, Sie können uns nichts abgeben? Ihr Lager ist doch groß, wir haben es mit eigenen Augen gesehen."

„Es ist alles verkauft und bestellt."

„Für wen denn? Erwarten Sie etwa ein fremdes Geschwader?"

Der Brite zog den Mund schief: „Kann sein, kann auch nicht sein. Auf alle Fälle, ich bedauere, ich bin aber nicht in der Lage, Ihnen auch nur eine halbe Tonne zu stiften."

Nun waren die beiden Deutschen doch verblüfft. Eine ganze Weile schritten sie stumm nebeneinander her, nachdem sie das Kontor des Engländers verlassen hatten.

„Wie der Kerl grinste! Haben Sie das gesehen, Herr Stabszahlmeister?" Der Leitende Ingenieur platzte vor Ärger. „Ein Gesicht schnitt der Affe, ich hatte schon Sorge, er bekäme die Maulsperre."

„Da steckt irgend etwas dahinter."

„Ganz sicher, eine ausgeklügelte Gemeinheit."

„Schade, daß es hier keinen deutschen Konsul gibt, den man scharfmachen könnte."

„Wir müssen es sofort dem Kommandanten melden."

„Also an Bord?"

„Los dafür!"

Die Erregung der beiden war groß. Sie standen vor einem Rätsel, eine halbe Stunde später auch der Kommandant. Er wahrte jedoch seine Ruhe. „Ich mache heute beim Gouverneur meinen dienstlichen Besuch", erklärte er, „und werde bei dieser Gelegenheit meiner Verwunderung Ausdruck verleihen, daß man uns die Kohle sperrt. Ärgerlich bleibt nur, daß sich unser Dienstplan verschiebt, wo wir alle Hände voll zu tun haben."

Als der Kommandant gegen Mittag an Bord zurückkehrte, schien er befriedigt. „Der Gouverneur wird den Sachverhalt aufklären lassen", teilte er mit. „Ich bekomme heute noch Nachricht."

In dieser Erwartung sah er sich auch nicht getäuscht, nur daß die Mitteilung, die an Bord gelangte, mehr als unbefriedigend war. Der Gouverneur bat, Geduld zu zeigen; es hätten sich allerdings Schwierigkeiten ergeben, die sich aber ehestens beheben lassen müßten.

Um nicht an Zeit zu verlieren, ging der Kommandant am Tage darauf in See. Das Zimmermannspersonal hatte kleine Bordscheiben hergerichtet. Man schleppte sie ins Freie, verankerte sie außerhalb der amerikanischen Hoheitsgewässer und begann dann mit den im Jahresprogramm vorgesehenen Schießübungen. In die Geschütze waren zu diesem Zweck kleinere Rohre, sogenannte Abkommkanonen, eingesetzt worden. Es handelte sich zunächst um die Erledigung von Vorübungen. Das kalibermäßige Schießen, das teuer ist und das Innere der Rohre angreift, sollte später folgen.

Die Seekadetten waren ganz erfüllt von dem Tage. Das war doch etwas anderes als das Schießen mit einem Gewehr, wie man es auf dem Dänholm betrieben hatte! Hier wurde auf weite Entfernungen gefeuert und immer gleich salvenweise. Aus dem Wasser sprangen beim Einschlagen der Geschosse gischtige Springbrunnen hoch, und an Bord krachte es jedesmal gehörig, obwohl es nur Abkommenmunition war. Die jungen Leute bedienten die Geschütze, zielten und schossen aber auch selber, und wo nur einen der Dienst vorübergehend aus seiner Zange ließ, da klapperte das Mundwerk wie selten an Bord. „Ich hab's fein gemacht! – Unser Schießen war das beste! – Mein Schuß hat getroffen, ich hab's genau gesehen!" Merkwürdig, selbst bescheidene Menschen wurden an jenem ersten Schießtage ganz großspurig. Bei allen erhitzte sich das Blut.

Dem Tagesschießen schloß sich ein Nachtschießen an, ebenfalls mit Abkommenmunition, und das war fast noch schöner. Mit silbernen Armen griffen die Scheinwerfer durch die Luft, und wenn sie die Scheibe gefunden hatten, dann krachte es in der Breitseite auf, nicht minder geschwinde als am Tage. Rot grellte es vor den Mündungen, rot aber auch überm Wasser, wenn die Granaten beim Aufschlag barsten, und die Sprengwolken rings um die Scheiben glichen schleichenden Ungetümen.

Nach jedem Anlauf heulte die „Stralsund" mit ihrer Sirene schaurig durch die Nacht. Das war das Zeichen, daß sich die Dampfpinaß mit Jolle und Scheibenkommando auf den Weg machte, um längsseit von der Scheibe zu gehen. Im Lichte der Scheinwerfer sah man dann die Leute mit einem langen Quast arbeiten. Sie umränderten die Löcher in der Leinwand mit schwarzer Farbe, damit die Treffer nicht doppelt gezählt wurden, während der Scheibenoffizier auf vorgedrucktem Muster eine Skizze, das Scheibenbild, aufnahm.

Die „Stralsund" blieb auch noch den nächsten Tag und die nächste Nacht in See, um die Übungen nach Kräften zu fördern. Dann hieß es aber hinein in den Hafen, denn nun nahm die Leere in den Bunkern geradezu gähnende Formen an.

Beim Einlaufen in den Hafen von St. Thomas traf die

„Stralsund" ihren „Schatten", den Dampfer „Hudson", der nach Panama unterwegs war. Der übliche Flaggengruß wurde gewechselt. Der Kommandant sah sich durchs Doppelglas den Amerikaner an. Plötzlich stieß es ihn förmlich vor Überraschung. „Nanu", rief er erstaunt, „sollte das möglich sein? Kaum denkbar — und doch ..."

Im selben Augenblick trat auch schon der Navigationsoffizier neben seinen Vorgesetzten: „Herr Kapitän, wenn ich mich nicht irre ..."

„Haben auch Sie ihn gesehen, den ehrenwerten Mister Baratela?"

„Zu Befehl, Herr Kapitän, ich täusche mich nicht."

„Und der ‚Dolphin'?" Der Kommandant schritt erregt auf die andere Seite der Kommandobrücke. Es schoß ihm heiß durch den Kopf: Hier liegt eine bestimmte Absicht vor; der Brite verfolgt dich, dich und dein Schiff!

„Signal auf der Signalstation!" Ein Posten rief es. Im Handumdrehen wehte auf der „Stralsund" das Zeichen für „Verstanden".

Der Adjutant las das Flaggensignal, das an Land wehte, selber ab und meldete kurz darauf dem Kommandanten die Bedeutung: „Wenn Kohlenübernahme erwünscht, sofort an dänischen Pier gehen! Gouverneur."

Gottlob, das war eine angenehme Nachricht! „Beide Maschinen kleine Fahrt voraus!" befahl der Kommandant. Es galt Zeit zu gewinnen, denn nun kam statt des Ankerns das Festmachen am Kohlenhof in Betracht.

Wie es sich bewährte, daß der Besatzung der „Stralsund" griffsichere Hände und flinke Füße anerzogen waren! Der Erste Offizier ließ lediglich pfeifen: „Klarmachen zum Anlegen an Backbord!" Das genügte, jeder wußte, was zu tun war. Für einen Augenblick herrschte wieder Bienenschwarmstimmung. Lange Trossen wurden nach vorn und achtern gemannt, Korkfender zum Abfangen von Stößen gegen die Bordwand folgten. Die Geschütze und die Seitenboote wurden eingeschwenkt, damit sie nirgends hinterhaken konnten. Leute mit Wurfleinen stellten sich bereit.

In scharfem Bogen, dicht neben dem Pier, drehte der lang-

gestreckte, schlanke Leib der „Stralsund" auf, so sicher, wie von Geisterhänden gelenkt. Die Wurfleinen flogen an Land,

Dem Tagesschießen schloß sich ein Nachtschießen an. Mit silbernen Armen griffen die Scheinwerfer durch die Luft, und wenn sie die Scheiben gefunden hatten, dann krachte es auf (S. 169).

Neger nahmen sie wahr. Mit den Leinen wurden die Trossen auf den Pier geholt. Die Schrauben mahlten rückwärts. Ein Zittern lief durch das leichtgebaute Schiff – dann lag es längsseit fest, vertäut, wie der Seemann es nennt.

Als erster begab sich der Leitende Ingenieur an Land. „Holla, der Wind ist umgesprungen?" Er traf auf den dänischen Kohlenhändler.

Der lächelte verbindlich: „Seine Exzellenz der Herr Gouverneur haben es dringlich gemacht."

„Sehen Sie", fiel ihm der Leitende Ingenieur ins Wort, „bei Hartleibigkeit hilft oft schon eine leichte Massage."

Der Kommandant unterwies inzwischen den Ersten Offizier über seine Wahrnehmung betreffs Baratelas: „Los sind wir den Briten also nicht. Ich lege meine Hand dafür ins Feuer, der Schurke hat auch hier seinen unsauberen Löffel in der Suppe gerührt."

„Bei der Kohlenverweigerung, Herr Kapitän? Dann müßte er ja über eine geradezu unheimliche Macht verfügen!"

„Warum unheimlich?" Der Kommandant lachte bitter auf. „Die Macht wird sich bei näherer Betrachtung als ein Gemisch aus Spleen und Reichtum darstellen. Unser Freund läßt es sich ein Vermögen kosten, um seinen Rachedurst, oder was es sonst ist, zu befriedigen. Ich kaufte mir etwas anderes dafür."

„Zumal wo der Tropf auch in diesem Falle . . ."

„Wieder der Dumme ist", vollendete der Kommandant.

Noch vor Beginn der Kohlenübernahme begab sich der Kommandant von Bord, um sich beim Gouverneur persönlich für die Bemühungen zu bedanken. Er wurde sehr herzlich aufgenommen. Was aber der Grund der ersten Kohlenverweigerung gewesen war, das erfuhr er nicht.

Als Sierstorff hörte, daß das Kohlen von Einheimischen besorgt würde, so daß die Seekadetten also überflüssig waren – sonst machten auch sie diesen Dienst regelmäßig mit –, bat er den Kommandanten um Erlaubnis, einen geplanten Belehrungsausflug antreten zu dürfen.

„Wo soll's hingehen?"

„Ins Innere des Landes, Herr Kapitän. Ich wollte mit Autos nach der Smith-Bai fahren. Wir kommen erst spät zurück."

„Umso besser! Dann aber los!"

„Zu Befehl, Herr Kapitän!"

Auf die Fallreepausschnitte der „Stralsund" wurden schwere Stellings geschoben, Laufstege für die Neger und Negerinnen. Just im selben Augenblick, als die Seekadetten das Schiff verließen, begannen sich die Schwarzen – jeder trug einen kleinen Bastkorb, mit Kohle gefüllt, auf dem Kopf – wie eine lange Schlange auf die vordere Stelling zuzubewegen. Für jeden Korb wurde unten an der Stelling eine Zählmarke abgegeben. An Deck der „Stralsund" zog die schwarze Schlange an den geöffneten Bunkerlöchern vorbei, um den Inhalt der Körbe in einen der gähnenden Schlünde zu kippen. Über die achtere Stelling ringelte sich die Schlange dann wieder an Land. Die ganze Bande schwatzte dabei unaufhörlich wie plätschernder Regen, und da die vordersten die fleißigsten waren, biß sich die Schlange schon nach wenigen Runden von selbst in den Schwanz.

Plötzlich gab es bei den Seekadetten, die außenbords noch gemustert wurden, ein verhaltenes Gelächter. Eine der Kohlenträgerinnen hatte Sierstorff eine fletschende Grimasse geschnitten, und alsbald stellte es sich heraus, daß diese Schöne die Wäscherin Kleopatra war. „Recht so!" rief Sierstorff ihr zu. „Geht's nicht mit der Seife, dann geht's mit der Kohle."

In Gruppenkolonnen marschierten die Seekadetten zu dem Autovermieter. Man wurde bald handelseinig – die Anmeldung für den Ausflug war schon beim ersten Einlaufen der „Stralsund" erfolgt –, dann ging es in flotter Fahrt hinein ins Innere des Landes, über Höhen hinweg, vorbei an einsam gelegenen Farmen, bis zum Ziel der Fahrt, der Smith-Bai.

Alle Wetter, war das ein Badestrand! Weiß wie frischgefallener Schnee! Die weitgespannte Bucht war nach See zu von Korallenriffen umlagert. Also bedeutete das Baden keine Gefahr, Haie kamen hier nicht herein.

Im Handumdrehen stand alles in Badehosen da. Man spielte, tollte, lachte und sang. Reiterkämpfe wechselten mit Wettläufen ab. Pyramiden wurden gebaut. Es war eine Ausgelassenheit, die angesichts der schönen Natur, die sich mit allen Reizen tropischer Pracht bot, und bei dem beseligenden Gefühl, dem „Kohlenfest" entronnen zu sein, nur zu verständlich war.

Am meisten Spaß machte das Wettrennen bis in die See hinein. Gruppen zu zwanzig traten an, fegten über den Strand hinweg, stürmten ins Wasser, daß es nur so spritzte, und warfen sich dann übermütig in die Flut. Immer wieder übte man die Kunst, schon um sich abzukühlen, denn kaum war man auf dem Trockenen, so troff auch schon der Schweiß. „Herunter mit ihm!" das wurde das Losungswort, und sporenstreichs stürzte sich alles von neuem ins kühlende Naß.

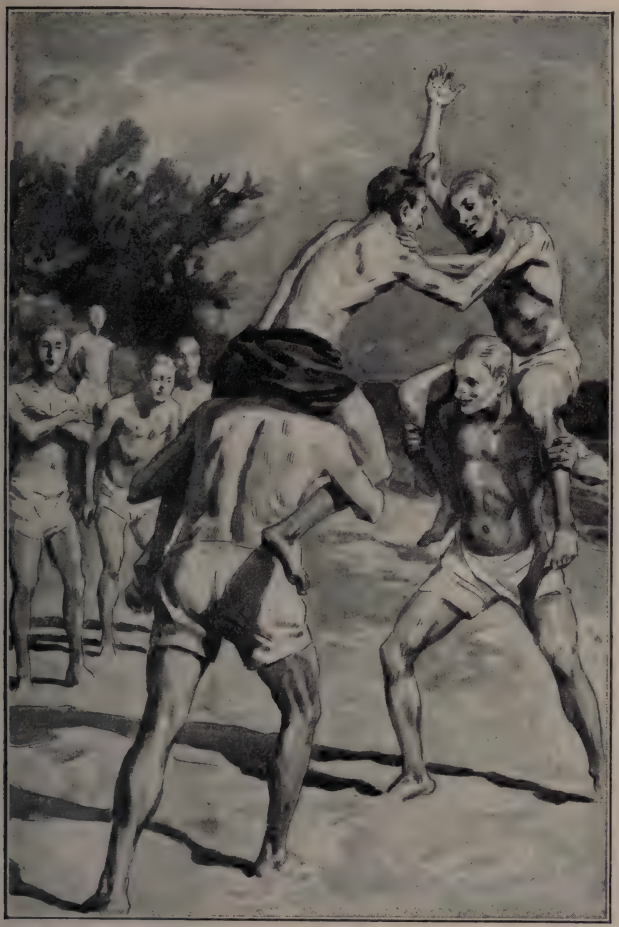
Zwischendurch wurde gelagert, man sprach den mitgebrachten Vorräten zu, wenn auch nur für kürzere Zeit. Allzuviel Fremdartiges lockte, allein schon die Pelikane, die in ruhigem Gleitflug über der See hin und her strichen, sich plötzlich straften und in jähem Stoß einen Fisch fingen. Hinterher ruderten sie eilig durch die Lüfte davon, hockten auf irgend einem Felsen nieder und machten sich ans Verspeisen ihrer Beute.

Klaus und seine Freunde beobachteten aber auch den Kampf zwischen einem Seeigel und einem Taschenkrebs. Wie zwei Ringkämpfer hielten die Tiere sich umschlungen. Man sah, es ging auf Tod und Leben. Wer würde siegen? Eine kräftige Brandungsee spülte über den Kampfplatz hinweg und riß beide Tiere mit.

„Kampf, überall Kampf!" Kirsten geriet ins Philosophieren. „In der Natur lebt eines vom andern, und ob der Mensch die Kraft hat, dieses Gesetz je zu überwinden . . ."

Ein lautes Gelächter unterbrach ihn. Ein neuer Sport hatte begonnen. Diesmal lief eine Gruppe von Seekadetten rückwärts um die Wette zum Wasser. Einige stolperten schon vorher im weichen Sand, die Mehrzahl schlug aber klatschend ins Meer, als sie am Küstensaum auf die abschüssige Bahn gerieten.

Da packte Klaus plötzlich der Ehrgeiz. „Wer macht einen Wettlauf auf Händen mit?" fragte er seine Kameraden.



Im Handumdrehen stand alles in Badehosen da. Man spielte, tollte, lachte und sang. Reiterkämpfe wechselten mit Wettläufen ab (S. 174).

Ein halbes Dutzend fand sich bereit. Sierstorff selber leitete den Start. Die sechs gingen auf einer Linie zum Handstand hoch und wanderten geruhsam zum Wasser hin, denn dorthin zog es am meisten, immer wieder zum Wasser.

Zwei, drei kippten um, dann noch ein vierter. Nur Klaus und Söldlinger hielten durch. Auf die Sekunde genau patschten beide gleichzeitig ins Nasse, worauf Klaus seinen Lauf durch einen schwungvollen Überschlag abschloß.

Im selben Augenblick riß er aber auch schon das linke Bein hoch. „Verdammt juchhe – das stach!" Er tastete den Fuß ab und entdeckte Stacheln in der Sohle. „Der Seeigel!" rief er. „Solch eine Gemeinheit!" Er humpelte aufs Trockene, warf sich zur Erde und untersuchte seinen Fuß von neuem.

Anfänglich hatte keiner von der lebensfrohen, übermütigen Schar auf den Vorfall acht. Der besorgte Söldlinger holte jedoch Sierstorff herbei. „Herr Kapitänleutnant, der Wesselingk hat sich wehgetan."

Sierstorff war sofort zur Stelle. Er schüttelte bedenklich den Kopf: „Eine dumme Geschichte oder vielmehr – ein scheußliches Pech. Na, das Leben wird's schon nicht kosten, immerhin – können Sie denn laufen, Wesselingk? Ich möchte als Laie nicht unnötig an Ihnen herumdoktern."

Klaus erhob sich und versuchte zu gehen. „Es schmerzt, Herr Kapitänleutnant." Mehr sagte er nicht, man sah es aber seinem Gesicht an, daß es barbarisch wehtat.

Da rief Sierstorff noch einen zweiten Seekadetten herbei. Klaus stützte sich auf die Schultern der Kameraden und schleppte sich hüpfend in das Schattengebiet von Palmen.

Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang wurde die Heimfahrt angetreten. Sie führte an der Südküste der Insel entlang. Im Uferschlamm der Lagunen wucherten Mangrovenwälder. Luftwurzeln strebten zum Boden. In dem üppigen Gewirr fing sich in verschwenderischer Pracht das Gold der scheidenden Sonne. Es wob sich um die Stämme und das Wurzelwerk, weckte dazwischen ein geheimnisvolles Leuchten und ließ im Wechsel von Schatten und Licht die seltsamsten Formen erstehen. Da verstummte selbst der lockerste See-

kadettenmund. Der Zauber tropischen Farbenspiels senkte sich allen tief in die Seele.

Nur Klaus nahm von der Herrlichkeit des sonnentrunkenen Bildes nichts wahr. Er fühlte sich matt und benommen, und wenn er die Augen öffnete, weil seine Nachbarn im Auto ihn mahnten, doch Umschau zu halten, dann geisterten die Eindrücke an ihm vorüber, ohne ihn sonderlich anzuregen.

Unterwegs wurde in einem Negerdorf halt gemacht. Alles stieg aus. Die Bewohner des Dorfes strömten zusammen. Das Weiße ihrer Augen leuchtete gespenstisch im Dämmerdunkel der sinkenden Nacht.

An den Wagen, in dem nur Klaus und zu seiner Gesellschaft Kröning sitzen geblieben waren, machte sich ein alter Neger heran. „Warum bleibt ihr hocken?" fragte er auf Englisch, indem er gleichzeitig mit der Hand eine einladende Bewegung vollführte, gleichsam um die Reize seiner Heimat zu empfehlen.

Kröning schüttelte den Kopf, er beherrschte das Englische wie seine Muttersprache. „Mein Freund ist krank, er hat sich den Fuß verletzt."

„Gebrochen?" forschte der Alte.

„Nein, er ist auf einen Seeigel getreten."

Da stieß der Neger seine mageren Arme wehklagend empor: „Oh, das sein schlimm für weißen Mann! Seeigel ist giftig, ein böses Tier. Ich will bringen einen Saft."

Eilig humpelte er davon. Doch es glückte ihm nicht, seine Medizin herbeizuschaffen. Bevor er wiederkehrte, waren die Seekadetten eingestiegen, ratterten und holperten die Autos über den schlechten Weg davon.

Nun senkte sich im schnellsten Wechsel die Dunkelheit vollends herab. An bevorzugter Stelle ließ Sierstorff die Autokarawane halten. „Ruhe!" wurde befohlen. Die Laternen blendete man ab.

Es währte nicht lange, dann erwachte nach des Tages Hitze das zauberische Leben einer Tropennacht. Am Himmel prunkten die Sterne wie flüssiges Gold. Beharrlich rauschte die See. Schwerer Blütenduft beengte den Atem, Hunderte von Vögeln sangen ihr süßes Lied, Grillen klingelten und

zirpten in tausendfältigem Chor, im hohen Grase raschelte es unterm Lauf von hurtigen Eidechsen, und durch die Luft gaukelten in weichem, trunkenem Fluge wahre Schwärme von Fledermäusen.

Dann ein kurzes Kommando: „Weiterfahren!" Die Laternen wurden wieder hell, die Wagen fauchten an – um Spuk und Zauber war es geschehen, unterm Würgegriff des Menschen verstummte die Stimme der Natur.

Als Sierstorff mit seiner Schar an Bord zurückkehrte – die „Stralsund" lag nach beendeter Kohlenübernahme bereits wieder zu Anker im freien Hafen – hatte Klaus Fieber. Er wurde sofort in das Schiffslazarett gebracht, wo der Schiffsarzt die eingedrungenen Stacheln durch Herausziehen beseitigte. Sierstorff war hierbei zugegen.

„Der Seeigel ist an sich kein gefährliches Tier", unterwies der Oberstabsarzt den besorgten Seekadettenoffizier. „Das Dumme ist bloß, er trägt Mikroorganismen an seiner Oberfläche, und diese sind es, die gelegentlich zu einer Blutvergiftung führen."

„Muß ich mir Vorwürfe machen, Herr Oberstabsarzt?"

„Aber nicht die geringsten, das wäre noch schöner! Denken Sie an das Beispiel vom Ziegelstein, der einem gelegentlich auf den Kopf fliegt! Der Meeresboden ist doch nicht mit Seeigeln gepflastert. Daß Wesselingk ausgerechnet auf solch einen Stachelhäuter hat treten müssen, ist eine ganz ausgefallene Geschichte. Im übrigen, warten wir's ab! Vielleicht ist's mit dem Fieber morgen schon besser."

Leider erfüllten sich jedoch die Hoffnungen des Schiffsarztes nicht. Im Gegenteil, das Fieber stieg und stieg und erreichte am folgenden Tage eine beängstigende Höhe. Klaus kam ins Phantasieren, er redete irre. „Laßt mich!" flehte er. „Laßt mich doch los, ich muß Hans retten! Ich bin's meiner Mutter schuldig. Fahre ich heim ohne meinen Bruder ..."

Der Oberstabsarzt beobachtete den Zustand des Kranken auf das genaueste. Als er erkannte, daß eine schwere Drüsenentzündung eingetreten war, schritt er zur Operation. Er nahm an den betroffenen Beinen mehrere Einschnitte vor,

und der Erfolg blieb nicht aus: von Stund ab senkte sich die Fieberkurve. Gottlob, das Schlimmste war abgewandt, der verwirrte Geist wurde wieder klar, Wohlbefinden und Appetit stellten sich ein.

Als es so weit war, erstattete der Arzt im Beisein von Sierstorff dem Kommandanten Meldung: „Die Lebensgefahr ist behoben, um eine Ausschiffung kommen wir aber nicht herum."

Der Kommandant hatte den Kranken täglich besucht. „Der arme Bursche", sagte er bedauernd, „er wird schwer daran tragen!"

„Es hilft aber nichts, Herr Kapitän. Die Schnittwunden bedürfen noch für längere Zeit sehr sorgfältiger Beobachtung und Pflege. Die Eiterungen werden so bald nicht aussetzen, und die Schwellung der Schenkeldrüsen geht erfahrungsgemäß nur langsam zurück. Kommt hinzu, daß die Dienstfähigkeit für Wochen in Frage gestellt ist, und daß vor allem das Herz äußerster Schonung bedarf."

„Gut", entschied der Kommandant, „dann bleibt Wesselingk also hier, um sich gründlich zu erholen. Wohin soll er uns nachkommen?"

Sierstorff hatte bereits seine Überlegungen angestellt. „Ich möchte gehorsamst vorschlagen", führte er aus, „daß Herr Kapitän Java als Ort der Wiedereinschiffung bestimmen. Das würde unter Abwägung der Zeiten, die für die Genesung und das Hinterherreisen in Frage kommen, sowie unter Beachtung des nicht ganz feststehenden Reiseplanes am besten passen. Wesselingk könnte uns über Mexiko folgen. Von Manzanillo aus ist leidliche Verbindung nach Java, und bis Veracruz führe er von hier aus am sichersten mit einem Dampfer des Westindia and Pacific Service."

Der Kommandant prüfte die Vorschläge und hieß sie gut. Dem Schiffsarzt trug er auf, die erforderlichen Schritte zur Aufnahme des Kranken in einem Hospital an Land zu unternehmen. Schwierigkeiten ergaben sich hierbei nicht, im Gegenteil, man bewies von amtlicher Stelle aus das größte Entgegenkommen. Als der Kommandant am Schluß des Aufenthaltes in St. Thomas dem Gouverneur seinen Abschieds-

besuch machte, nahm er Gelegenheit, sich hierfür besonders zu bedanken.

Vor dem Gouverneurspalast wartete Sierstorff. Er war dorthin befohlen, um gemeinsam mit dem Kommandanten noch einmal bei Wesselingk vorzusprechen. „Wie trägt es der junge Mensch, daß er zurückbleiben muß?" erkundigte sich der Kommandant.

„Er hat Sorge, ob er dienstlich nicht allzuviel versäumt, und ich selber muß gestehen, es ist ja eine lange Zeit . . ."

Der Kommandant schüttelte den Kopf. „Trotzdem, nach der Heimat schicken, das wäre noch schlimmer. Wenn Wesselingk tatsächlich einer der tüchtigsten Seekadetten ist . . ."

„Unbedingt, Herr Kapitän!"

„Dann wollen wir auch etwas für ihn tun, indem wir ihn nachreisen lassen. Wie er seine Lücken ausfüllt, das muß er später selber sehen."

Klaus hatte Unterkunft im Städtischen Krankenhause gefunden. Er bewohnte ein Einzelzimmer. Alles nur Denkbare war für ihn geschehen. Der Arzt und die Krankenschwestern waren vorbildlich um ihn bemüht.

„Also, Sie kommen nach." Der Kommandant bot ihm die Hand.

Klaus lag noch fest zu Bett. Es überrann ihn glutrot, als er den Vorgesetzten plötzlich vor sich stehen sah.

„Und werden mittlerweile keine Grillen fangen!"

„Zu Befehl, Herr Kapitän!"

„Etwas arbeiten können Sie ja. Ihre Bücher haben Sie hierbehalten?"

„Jawohl!"

„Schön. Im übrigen freuen Sie sich, daß alles so gut abgegangen ist! An Ihre Eltern hat Kapitänleutnant Sierstorff bereits geschrieben."

„Ich weiß, Herr Kapitän."

„Na, dann Gott befohlen und auf Wiedersehen in Java!"

Sierstorff händigte Klaus noch seine Papiere ein. „Sie fahren selbstverständlich in Zivil", sagte er. „Das nötige Geld ist auf der Nationalbank hinterlegt."

„Und wann darf ich reisen?" Es klang fast wie das Flehen eines Kindes.

„Wenn Ihr Medizinmann es erlaubt." Sierstorff wies auf den behandelnden Arzt.

Der Doktor trat hinzu. Er war der deutschen Sprache nicht mächtig. „What's the matter?" erkundigte er sich und erklärte dann, als er verständigt worden war, sehr freundlich, aber auch sehr bestimmt: „Vor acht Wochen ist nicht daran zu denken."

Klaus seufzte auf. Er konnte es nicht unterdrücken.

Als Sierstorff und der Arzt gegangen waren, da zog Klaus eilig eine der Krankenschwestern ins Gespräch, ein liebes junges Ding mit ein paar Augen, die mit ihrem belebenden Einfluß besser heilten als so manche Medizin. „Wär's nicht kürzer zu schaffen?" erkundigte er sich.

„Ihre Genesung? Nein."

„Ich bin doch gesund und stark."

„Sie wollen es wieder werden, und wenn Sie recht viel Geduld aufbringen, dann wird es am schnellsten gelingen."

Da wandte Klaus sich verdrossen ab. Der Kummer trieb ihm Tränen in die Augen. Nun kam er nicht nach San Franzisko, Honolulu ging ihm verloren, dazu Japan und die Philippinen. Und was tauschte er ein? Meriko, nichts anderes als Meriko!

Eine heiße Welle von Zorn schoß in ihm hoch, er haderte rechtschaffen mit seinem Schicksal und kam sich als ein vom Unglück Verfolgter vor,

Die junge Krankenschwester ging mehrmals aus und ein. Als Klaus seine Lage im Bett durchaus nicht ändern wollte — sie merkte, daß er nicht schlief —, da redete sie ihn kurzerhand an: „Sie haben mir doch von Ihrem verschollenen Bruder erzählt und daß man eine Spur von ihm in Meriko entdeckt habe. Glauben Sie nicht an Schicksalsfügungen?"

Klaus fuhr herum. „An Schicksalsfügungen? Wie meinen Sie das?"

Die Krankenschwester blieb ganz ruhig. „Es wäre doch immerhin möglich", äußerte sie, „daß es Ihnen beschieden sein könnte . . ."

„Meinen Bruder aufzufinden?" Klaus machte große Augen.

„Warum nicht? Auf jeden Fall wird es Ihre Aufgabe sein, die Spuren in Mexiko zu verfolgen. Also, lassen Sie sich nicht niederdrücken! Nur wer an die Zukunft glaubt, wird sein Schicksal meistern."

Sie reichte Klaus die Hand. Er sah sie dankbar an, und es kam eine große Ruhe über ihn, die Ruhe eines tiefen Schlafes.

Zehntes Kapitel

Auf gefährlichen Spuren

Es war in der Frühhelle eines klaren Märztages, als der Dampfer „Barbados" des Westindia and Pacific Service den Hafen von Veracruz ansteuerte. Über dem niedrigen Küstenstrich schwebte, von Wolkenschleiern umhüllt, scheinbar losgelöst von der Erde, der mächtige, von ewigem Schnee bedeckte Gipfel des Pico de Orizaba.

Von den Fahrgästen, die die „Barbados" an Bord beherbergte, hatten es nur wenige der Mühe für wert gehalten, sich den Schlaf frühzeitig aus den Augen zu reiben, um den gewaltigen Anblick genießen zu können. Am Bug des Dampfers, der sich über eine leichte Dünung schwingend hinweghob, stand Klaus in Gesellschaft eines Mexikaners, eines Doktors Ernesto Tenorio, der nach dem Kriege in Deutschland Medizin studiert hatte und nun nach seiner Heimat Mexiko-Stadt zurückkehrte.

„Ihr Vaterland ist sehr schön", entfuhr es Klaus. Er war vom Anblick der vom Sonnengold überrieselten Bergriesen bis ins Innerste gepackt.

Der junge Doktor nickte: „Gewiß, Sie haben recht. Nur daß es noch an vielem gebricht. Doch Sie werden ja selber sehen; man soll nicht sein eigenes Nest beschmutzen." Er verstummte, um nach einer Weile tiefen Nachdenkens leidenschaftlich in die Worte auszubrechen: „Dieser verruchte Bürgerkrieg, seit langen Jahren von fremden Mächten immer wieder geschürt, verzehrt unser bestes Mark und hindert uns

am Aufblühen. Glauben Sie mir, Herr Wesselingk, ein Land, dessen Bürger in offener Fehde untereinander leben, es ist und bleibt zur Ohnmacht verdammt, es vermag sich nicht emporzuringen."

Nach dem Ankern kam der Quarantänearzt an Bord. Er nahm es mit seinen Pflichten sehr genau. Nicht minder sorgfältig arbeiteten auch die Zollbeamten. Zur Belohnung für das lange Warten erhielt man frühzeitig seine Post. Für Klaus brachte sie einen langen Brief, ein Antwortschreiben der Mutter auf seinen ersten Bericht über St. Thomas. Die Mutter schrieb voller Güte und Zuversicht, und doch klang aus jeder Zeile bange Sorge hervor. Wenn du wüßtest, schoß es Klaus durch den Kopf, wie gut ich es im Krankenhaus gehabt habe, wie man mich umhegte und pflegte, du hättest es dir nicht so schwer gemacht. Vor allen Dingen bin ich ja nun wieder kerngesund. Nichts ist zurückgeblieben von dem üblen Unfall, nichts, rein gar nichts.

Er fuhr im Lesen fort. Mutter berichtete von sich, vom Vater, vom Geschäft, bestellte Grüße vom Direktor des Goethe-Gymnasiums und von Herrn Lambert, dem Turnlehrer, der in geradezu rührender Weise das Schicksal „seines" Klaus verfolge, und kam dann, ganz unvermittelt und mit einer Schrift, die nur zu deutlich erkennen ließ, wie stark die Erregung geworden war, auf ihren Ältesten, auf Hans, zu sprechen. „Ich kann nicht anders", so hieß es im Brief, „ich glaube unerschütterlich daran, daß es die Vorsehung ist, die Dich nach Mexiko führt. Gottes Ratschläge sind unerforschlich. Wer auf seiner Lebenswanderung nicht mehr allein mit sich selbst beschäftigt ist, wer es mit den Jahren verlernt hat, sich als Mittelpunkt alles Geschehens zu fühlen, der erkennt, daß das Schicksal eines jeden Menschen ganz eigen, ganz sonderbar gelenkt wird, und daß eine Macht über uns gebietet, vor der wir uns in Demut neigen müssen; eine Macht, die uns Freud und Leid beschert, uns gleichzeitig aber auch vor Aufgaben stellt, die wir lösen oder nicht erfüllen. Ich will Dir Dein Herz nicht beschweren, mein lieber Junge, ich weiß, daß Du bisher redlich und tapfer Deinen Mann gestanden hast; wenn es Dir aber glücken sollte, Näheres über

Hans in Erfahrung zu bringen, wenn Du ihn gar ausfindig machen solltest, so . . ."

Klaus ließ die engbeschriebenen Blätter sinken. Wer hatte doch in gleichem Sinne zu ihm gesprochen, wer hatte ihm vor kurzem erst gesagt, es sei seine Pflicht, alles daranzusetzen, auf des Bruders Spur zu gelangen? Richtig, die Krankenschwester in St. Thomas war es gewesen, Schwester Mary, die gute, liebe!

Aber natürlich, fuhr es ihm nun durch den Kopf, das ist doch selbstverständlich. Alles will ich tun, was nur in meinen Kräften steht — alles, alles, alles!

Er las den Brief mit glühenden Wangen zu Ende, dann vertraute er sich Doktor Tenorio an, indem er sich nicht scheute, selbst auf Einzelheiten zu sprechen zu kommen.

Der mexikanische Arzt ehrte sein Vertrauen und schüttelte ihm fest die Hand. „Wir fahren zusammen nach Mexiko-Stadt", versicherte er, „und dort bringe ich Sie zu Herrn Kröning. Sie sind mir ans Herz gewachsen, Herr Wesselingk, und wo ich nur helfen kann, seien Sie versichert, dort soll es geschehen."

Bei nächster Gelegenheit begaben sich die beiden an Land. Nun gingen Klaus die Augen auf. Veracruz, von nahem betrachtet, verlor nicht an Reiz, wohl aber an Bedeutung. Im Grunde genommen war es, kam man von der Hauptstraße ab, ein unsauberer Platz, bei dem nicht einmal die Tünche angestrebter Kultur haften geblieben war. Um die Straßenreinigung schien sich überhaupt niemand zu bekümmern. Klaus nahm es voller Entsetzen wahr. Da wies Don Tenorio in die Luft, wo Hunderte von Aasgeiern ihre Kreise zogen, und sagte dabei: „Die Zopilotes sind ganz fleißige Tiere, aber allen Unrat beseitigen auch sie nicht."

Im Mittelpunkt der Stadt, auf der Plaza de Armas, sah es sauberer und stattlicher aus. Dort herrschte ein Leben und Treiben, daß Klaus im Augenblick alle schlechten Eindrücke der Hafengegend vergaß. Don Tenorio lud ihn zum Mittagessen ein. Sie nahmen auf dem laubenartig gedeckten Vorplatz eines Gasthofes Platz. Kellner in weißer Kleidung eilten hin und her. Sie brachten den Gästen eisgekühlte Ge-

tränke. Das Geschnatter der Stimmen ringsum wurde vom Lärm einer aufreizenden Musik übertönt.

Der Platz selbst prangte im saftigsten Grün üppig wuchernder Tropengewächse. Hunderte von Vögeln hausten in dem Blättergewirr, vollführten ein mißtönendes Geschrei oder flatterten auch in starken Schwärmen, jäh aufbegehrend, durch die Lüfte.

Was Klaus aber am meisten beschäftigte, das war das bunte Völkergemisch, das sich in ständigem Fluß rings um den Platz ergoß. Braun und Weiß, Gelb und Rot, Kreolen, Mestizen, Mulatten und Indianer, so wogte es durcheinander, dazu kam eine Vielgestaltigkeit der Kleidung, wie man sie sonst kaum zu sehen bekommt. Die merikanischen Männer gingen in schlotternden Hosen, gehalten von einem Patronengurt, alle mit Revolvern und Pistolen bewaffnet, oft auch noch einen Dolch im Gurt. Buntfarbig war das lose sitzende Hemd, grell das flatternde Halstuch, auf dem Kopf lastete der wagenradgroße Hut, der Sombrero aus Stroh oder dickem Filz. Die Frauen waren aufdringlich geschminkt, an den Ohren trugen sie gewaltige Gehänge, tiefschwarz leuchtete ihr Haar, die Augen voller Glut, schreiend bunt auch hier die Tracht oder ganz streng schwarz. Dazwischen tauchten Neger auf, ab und an Chinesen, Rothäute gab es zu sehen, selten nur rein europäische Männer. Maultiertreiber zogen ihres Wegs, unablässig schreiend und gestikulierend, Ochsenkarren schleppten sich dahin, Reiter trabten an ihnen vorüber, aufrecht in der Haltung, die Füße in schuhartigen großen Steigbügeln und an der Seite in brauner Lederscheide das Langmesser, die Machete. Ein Bild, das keine Ruhe kannte und seinen Zauber nur dann verlor, wenn es von Autos mit lautem Gehupe und von elektrischen Bahnen jäh durchrissen wurde.

„Vergessen Sie das Essen nicht!" mahnte Don Ernesto. Klaus fuhr zusammen. „Ich bitte um Entschuldigung", stammelte er, „aber was hier alles auf mich eindringt . . ."

„Prosit!" wünschte sein Gastgeber. Sie stießen an mit gutem Bier, von deutschen Brauern im Lande der Azteken und des spanischen Eroberers Cortez in der Vollendung ge-

braut. Alle Wetter, das schmeckte! Denn über dem Platz lag eine Hitze, die einem den Schweiß aus den Poren trieb.

Den Nachmittag trieben sich die beiden in der Stadt umher, denn Fahrgelegenheit nach Mexiko-Stadt gab es erst am nächsten Morgen um sechs Uhr früh. Die Nacht verbrachten sie in demselben Gasthof, wo sie zu Mittag gespeist hatten. Klaus konnte keinen Schlummer finden. In den Abendstunden hatte der Lärm auf der Plaza de Armas kaum nachgelassen, und später — ja später, da hatten wirre Träume den jungen Menschen aufgesucht. Mit Kirsten, Don Ernesto und Kröning war er hinter seinem Bruder hergewesen. Immer wieder hatten sich aber wilde Gestalten dazwischen geworfen, Mexikaner, bis an die Zähne bewaffnet, oder auch teuflisch grinsende Indianer. Zu Fuß und beritten waren sie herangestürmt, und Kirsten war von ihnen schlankweg überrannt worden. Einmal hatte Klaus auch vor einem Herrn gestanden, vor einem großen, stattlichen Herrn. Kein Zweifel, es war Krönings Vater gewesen. Als es jedoch zur Aussprache kommen sollte, zur Aussprache über den Bruder Hans, da war sofort ein neuer Kampf mit Eingeborenen entbrannt.

Klaus erschrak, als er sich nach dem Wecken erhoben hatte. Sein Bett war vollkommen durchwühlt, so unruhig hatte er geschlafen. Zum Nachdenken blieb ihm aber nicht viel Zeit. Don Ernesto mahnte zur Eile. „Unser Zug", sagte er, „fährt unbedingt pünktlich."

So war es auch in der Tat, auf die Minute genau verließ der Zug die Halle.

Der Wagen, in dem die beiden Platz genommen hatten, wies keine abgeteilten Räume auf. Die Mehrzahl der Fahrgäste schien vom Lande zu stammen. Frauen und Männer machten einen ordentlichen Eindruck. Sie waren sehr höflich und in der Kleidung durchaus sauber. Don Ernesto kam bald mit ihnen ins Gespräch, und als er darauf hinwies, daß sein Gefährte ein Deutscher sei, ein Seekadett von einem crucero Alemán, da wurde Klaus Gegenstand unverhohlenen Interesses, aber auch achtungsvollster Behandlung.

„Meine Landsleute lieben die Deutschen sehr", unterrichtete Don Ernesto Klaus. „Man schätzt insonderheit die Selbst-

losigkeit und Ehrlichkeit an ihnen. Während des Krieges hat es kaum eine Menschenseele in Mexiko gegeben, die nicht mit ihrem Herzen auf deutscher Seite gestanden hätte. Sie würden es erst voll gewahr werden, wie sehr man hier Deutschland liebt und bewundert, wenn Sie längere Zeit bei uns weilen könnten."

Klaus taten die Worte wohl. „Es sind wohl das spanische Blut und die spanische Ritterlichkeit, die hieraus sprechen?" erwiderte er. Worauf Don Ernesto eifrig nickte; er war stolz, sehr stolz sogar auf seine rein kastilianische Herkunft.

Die Vorstädte von Veracruz lagen bald hinter dem Zuge. Es ging hinein in eine weite, fruchtbare Ebene, geschmückt mit Wiesengrün und Blumenpracht, mit Palmen und Laubbäumen. Als der Schienenweg an einer Reihe von Blockhäusern vorbeiführte, die offenbar militärischen Zwecken dienten, erinnerte sich Klaus, daß er beim Einsteigen ein stärkeres Aufgebot von bewaffneten Soldaten gesehen hatte, die den vordersten Personenwagen besetzten.

„Handelt es sich um einen Transport oder um Übungen?" erkundigte er sich bei seinem Mentor. „Und welchem Zwecke dienen die Blockhäuser?"

Im Augenblick huschte wieder ein Schatten von Traurigkeit über Don Ernestos Züge. „Die Soldaten", sagte er, „sind zu unserer Sicherheit mitgegeben, und die Blockhäuser dienen ihnen als Unterschlupf, falls die Bahn militärisch gesichert werden muß."

„Im Bürgerkriege?"

Don Ernesto schüttelte den Kopf, und es kam ihm betrübt von den Lippen: „Nein, im Kampf gegen räuberische Banditen."

Klaus mochte an eine solche Möglichkeit überhaupt nicht glauben. Die Reisegefährten schienen ohne Ausnahme prächtige Menschen zu sein. Und dann das Land, es stand doch unter Kultur! Wie gewaltig war allein der Bahnbau!

Der scharfe First des Pico de Orizaba rückte ständig näher. Es ging seit geraumer Zeit bergauf. Deutlich hörte man das Prusten der mächtigen Lokomotive, die sich in gewagten Kehren emsig in die Höhe arbeitete, hinweg über abgründige Schluch-

ten, von kühnen Überführungen gekrönt. Wasserfälle brausten zu Tal, Ortschaften glitten vorüber. Überall wurde gearbeitet. In Mais- und Zuckerfeldern, auf Tabak-, Baumwoll- und Kaffeepflanzungen sah man Schaffen und Streben, und wenn der Zug auf einer Station zum Halten kam, dann waren fröhliche Menschen zur Stelle, meist Indianerinnen mit einem blauen Tuch um den Kopf, die Bananen, Melonen und Maispasteten auf großen Blättern als Teller anboten.

Hinter Cordoba tat sich schier ein Paradies an Üppigkeit und Schönheit auf, dort blühte es in allen Farben. Schmetterlinge gaukelten über dem duftigen Meer, noch schöner, bunter und zarter als die Blumen, auf denen sie honigsuchend rasteten. Eitel vor Gefallsucht wuchsen als wahre Wunder an Stattlichkeit riesige Palmen empor, und selbst auf plumpen, stachligen Kakteen, den gepanzerten Recken der Pflanzenwelt, leuchteten Blumensterne.

Als sich der Zug der Paßhöhe näherte, wurde eine zweite Maschine vorgespannt, denn die eine vermochte die letzte Steigung nicht zu überwinden. Tief unten in der Ebene lag spielzeugklein der Ort Orizaba, überwuchtet vom Wahrzeichen des Landes, dem im Sonnenlicht glitzernden Pico. Durch Tunnel ging es hindurch, und jedesmal schien es, wenn einer der Schlünde durchquert war, als sei die Pflanzenwelt ruckweise armseliger geworden.

Auf der Paßhöhe Esperanza wurde nur kurz gehalten und dann in die mexikanische Hochebene hinabgesteuert. Anfänglich begleiteten noch Zuckerrohrpflanzungen und Maisfelder den Schienenstrang. Dann wurde es sichtbar trockener, und Don Ernesto belehrte Klaus, daß man nunmehr in das Gebiet der Metl-Agave eintrete, jener saftreichen Pflanze, aus der das Nationalgetränk Mexikos, der Pulque, gewonnen wird.

Es war ein einsames Land, das sich jetzt den Blicken bot, Sand, nichts als Sand, aus dem die fleischigen Blätter der Agaven ihre Kraft sogen. Ab und an tauchten auch aus Lehm gefertigte Häuser auf, selbst kleine Farmen wurden sichtbar, von Lehmmauern umwehrt. Sonst sah man aber nichts als braun-grünes Land, flach, ohne Reize, düster, öde, leer.

Auf einer Station hatte Klaus den Pulque gekostet. Weiß-

lich trübe sah das Getränk aus. „Es schmeckt säuerlich", stellte er fest, „und erinnert mich an — warten Sie — an Buttermilch."

Don Ernesto lachte. „Ob es stimmt, ich vermag es nicht zu entscheiden, denn Buttermilch ist mir offen gestanden ein unbekannter Genuß. Nun müssen Sie aber auch den Pulque-Branntwein versuchen."

„Ist er sehr schwer?"

„Es ist nicht so schlimm. Ein Gläschen nur! Und wenn Sie nachher schlafen sollten, was macht's?"

Es lag weniger an dem genossenen Pulqueschnaps als an einer sich aus der langen Fahrt ergebenden, nur zu natürlichen Müdigkeit, daß Klaus tatsächlich bald darauf einschlief. Er hatte noch eine Zeitlang mit geschlossenen Augen das Taktgeräusch der laufenden Räder gehört, auch Worte der Unterhaltung ringsum vernommen, dann war er sanft ins Traumland hinübergeglitten, und Don Ernesto war es wenig später nicht anders ergangen.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als beide aus tiefem Schlaf hochfuhren. Was war das? Es wurde gewaltsam gebremst, die Räder knirschten und ächzten. Dann folgte ein schwerer Ruck, Koffer polterten durcheinander, es war, als spränge der Wagen aus den Schienen. Er schleuderte nach links und rechts, irgend etwas knackte, brach, etwas Schweres, Festgefügtes, schließlich hörte man knirschende, mahlende Geräusche — wie zitternd blieb der Zug stehen.

Die Männer waren hochgesprungen, die Weiber kreischten oder stammelten Stoßgebete. Man sah entsetzte Gesichter, Gruppen von Mitreisenden fanden sich angstvoll im Abteil zusammen.

Kurz darauf fielen Schüsse, erst einzelne, dann im rasenden Takt eine rasche Folge, ein wahres Höllenfeuer. „Bandidos! Ladrones!" gellte es durch das Abteil. Die Einheimischen wußten Bescheid. Der Zug war zum Entgleisen gebracht, um von Räubern ausgeplündert zu werden.

Klaus tastete nach seinem Revolver. Don Ernesto tat dasselbe. Ihr Leben wollten sie teuer verkaufen — wahrhaftig, teuer! Draußen tobte bereits der Feuerkampf.

Sekunden stärkster Spannung folgten. Würden die Soldaten, die mitgenommene Schutzwache, Herr über die Banditen werden?

Eine Kugel schlug quer durch das Abteil. Wie das knackte, schwirrte, heulte!

Klaus litt es nicht länger im Innern des Wagens. Andere folgten ihm. Sie öffneten die Abteiltüren. Ein Dutzend Männer und mehr gewannen das Freie und strömten nach vorn.

Von beiden Seiten sah man die Angreifer über das Sandfeld huschen, die Agaven geschickt als Deckung benutzend. Die Lokomotive stand neben verbogenen Schienen seitwärts hinausgefahren, der Gepäckwagen war halb auf sie hinaufgeklettert, und der Wagen mit den Soldaten hing quer dahinter, umgeben von einem Trümmerfeld von Holz, Koffern und Eisenteilen.

Klaus umspannte mit fester Faust seine Schußwaffe. Was tun? Was um alle Welt tun? Noch ließ sich der Revolver nicht ausnutzen, aber die Gewehrkugeln flirrten jetzt in dichten Schwärmen durch die Luft. Offenbar galt es bereits den ausgestiegenen Reisenden.

„Hinlegen!" schrie Klaus in Erinnerung an die auf dem Dänholm genossene Ausbildung. Niemand außer Don Ernesto verstand ihn, aber alle folgten seinem Beispiel.

Doch schon wurde die Lage kitzlig. Auch von der Rückseite regten sich die Angreifer. Das Feuer der Soldaten – etliche von ihnen waren bereits bei der Entgleisung verletzt – nahm an Stärke ab. Der Gegner war weit in der Überzahl, darüber bestand kein Zweifel mehr.

Ein Zugbeamter, der sich auf flinken Füßen auf und davon machen wollte, um die nächste Station zu alarmieren – man sah ihn davonlaufen wie einen Hasen –, griff mit beiden Armen in die Luft und stürzte dann kraftlos vornüber. Eine Kugel hatte den Beamten umgelegt.

„Alle Wetter nochmal – die können schießen!" durchzuckte es Klaus. Dabei nahm er voller Genugtuung wahr, daß eine große Ruhe über ihn kam, ein lebendiges Gefühl: du kannst dich auf dich verlassen, auf dich und auf deine Nerven.

Die Lokomotive stand neben verbogenen Schienen seitwärts hinausgefahren, der Gepäckwagen war halb auf sie hinaufgeklettert, und der Wagen mit den Soldaten hing quer dahinter (S. 190).

„Wir sind verloren", flüsterte Don Ernesto. „Herr Wesselingk, nun haben Sie einen Eindruck von der Kläglichkeit unserer staatlichen Verhältnisse. Wildwest in Reinkultur."

Klaus lehnte sich dagegen auf. Ihn durchfuhr ein Gedanke. Er dachte nicht daran, sich aufzugeben. „Zum Sterben ist noch lange Zeit", stieß er hervor. „Ich bin ein Deutscher, ein deutscher Seekadett!"

Ein neuer Geschoßregen pladderte über die Überfallenen hin. Einer der Mitreisenden wälzte sich aufstöhnend zur Seite, ein Geschoß hatte ihm die Schulter durchschlagen.

Da sprang Klaus hoch und winkte mit beiden Armen. War der junge Mensch toll geworden, daß er sich dem Feinde ungedeckt als Zielscheibe bot? „Herr Wesselingk!" schrie Doktor Tenorio. „Herr Wesselingk, was haben Sie vor?"

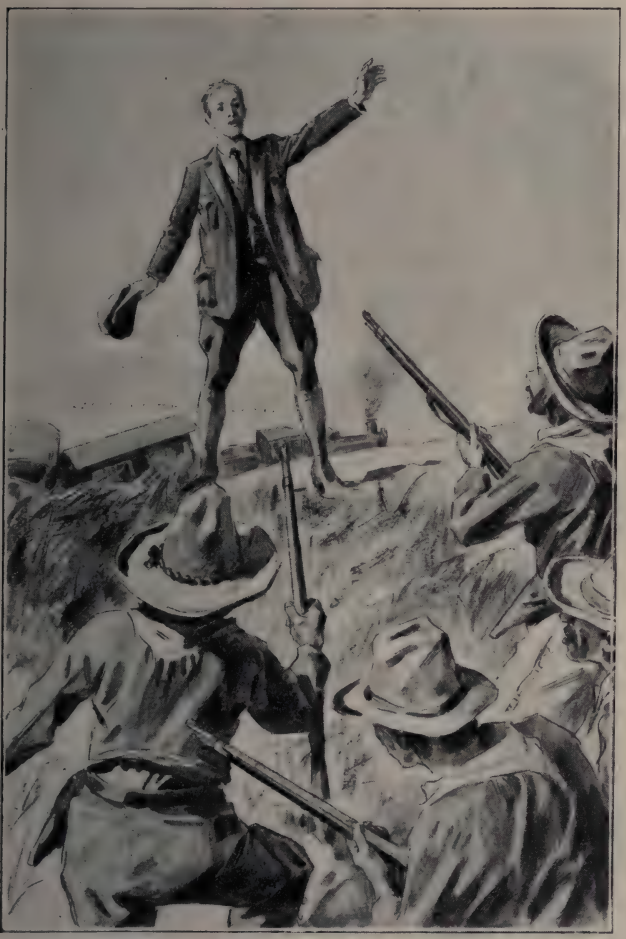
Sein Warnungsruf verhallte im Lärm des Kampfes. Klaus hätte sich auch nicht beirren lassen, in ihm lebte der Glaube: dir als Deutschem wird nichts geschehen, dich werden die Räuber achten! Und kommt es erst zum Verhandeln, dann ist schon viel gewonnen. Er schwenkte seine Reisemütze im Kreise überm Kopf und schritt aufrechten Ganges und ohne Hast dem vorkriechenden Gegner entgegen.

Der Feuerkampf verflackerte, Soldaten und Banditen stutzten; ein seltsames Gebaren, ein tollkühner Mann — was hatte er vor, was bezweckte er?

Klaus setzte Fuß vor Fuß, wenn auch die Knie bebten und die Zunge am Gaumen klebte; Fuß vor Fuß setzte er, bis er dicht vor dem gedeckt liegenden Angreifer stand. Da erst ließ er den Arm mit der Mütze sinken, die rechte Hand mit dem Revolver barg er in der Jackentasche. Er mußte Luft schöpfen, mußte sich räuspern, damit seine Stimme auch trug, dann rief er ein einziges Wort, er hatte es sich wohl gemerkt. „Alemán!" scholl es den Banditen entgegen und noch einmal voller Kraft und Stolz: „Alemán!".

Es erfolgte zunächst nichts. Dann verhandelten die vordersten Angreifer miteinander. Es währte lange. Auf der abgekehrten Seite des Zuges tobte inzwischen der Feuerkampf in unverminderter Stärke.

Schließlich richtete sich einer der Banditen bis zur Knielage auf. Danach winkte er Klaus, näherzutreten.



„Alemán!“ scholl es den Banditen entgegen und noch einmal voller Kraft und Stolz: „Alemán!“ (S. 192).

Um drei Schritt geschah es, nur um drei Schritt.

Ein Schwall von Fragen prasselte auf Klaus ein, sobald er wieder still stand. Er zuckte nur mit den Schultern, zum Zeichen, daß er kein Wort verstehe, wandte dann bloß leicht den Kopf und rief über die Schulter zurück: „Don Ernesto, wollen Sie, bitte, herkommen?"

Der Doktor zögerte nicht, er war ein tapferer Mann, und als er neben Klaus angelangt war, übernahm er die Verhandlungen.

Die Banditen der vordersten Reihe erhoben sich nunmehr vollends. Hin und her gingen Frage und Antwort. Worum es sich handelte, blieb Klaus verschlossen.

Als auch im Rücken von ihm der Lärm des Kampfes verstummte, zischelte Don Ernesto ihm zu: „Sie machen uns folgende Bedingungen: Keinem von uns wird ein Haar gekrümmt, alle bewegliche Habe wird hingegen freiwillig ausgeliefert."

Klaus schüttelte den Kopf: „Ich gebe nichts heraus!"

„Sie und mich will man auch völlig ungeschoren lassen."

„Und die andern Mitreisenden? Geschieht keinem von ihnen ein Leid?"

Von neuem verhandelte Don Ernesto. „Es bleibt dabei", unterwies er Klaus, „Schaden an seinem Leibe soll keiner der Mitreisenden nehmen, nur verlangen sie alles Gut."

„Wozu raten Sie?"

„Zur Annahme", entgegnete drängend Don Ernesto. „Es ist das Günstigste, was wir erreichen können, überaus günstig sogar."

„Fragen Sie die Soldaten um ihre Ansicht!"

„Das ist mir untersagt. Aber Sie werden sehen . . ."

Klaus machte eine Bewegung der Zustimmung. Darauf erhoben sich die Banditen — allein auf der einen Seite waren es über hundert Mann — um mit bereitgehaltenen Gewehren gegen den Zug vorzurücken.

Die Widerstandskraft der Soldaten war gebrochen. Sie ergaben sich in ihr Schicksal, und was nun folgte, entsprach genau dem, was die Räuber zugesichert hatten. Niemandem wurde ein Haar gekrümmt, hingegen mußte jeder von den Mit-

reisenden seine Taschen umstülpen und sämtliche Gepäckstücke öffnen, und was den Räubern gefiel, wechselte alsbald den Besitzer. Vor allem hatten sie es auf Geld, Schmuck, Bekleidungstücke und Waffen abgesehen.

Die Ausplünderung erfolgte überraschend schnell, ohne deshalb an Gründlichkeit einzubüßen. Ein jedes Handwerk will gelernt sein, und die Banditen waren Meister in ihrem Fach.

Als sie mit allem fertig waren, trat der Führer, ein rotbrauner Mestize, lang wie ein Enaksohn, auf Klaus zu. Silberschmuck zierte seinen Sombrero. Silberschmuck hing ihm über der breiten Brust. Ganz bieder bot er seine Hand und hielt dann eine wohlgesetzte Rede, in der das Wort Alemán immer wieder aufblitzte.

Klaus sah ihm fest ins Auge, ohne mit der Wimper zu zucken, und als der Mestize seinen Sombrero lüftete, grüßte auch er mit der Mütze.

Bei dieser Abschiedszene stand alles bunt durcheinander, Reisende, Soldaten und Räuber, ganz so, als ob nichts Ernstes vorgefallen, als ob kein Blut geflossen wäre. Dabei hatte es mehr als dreißig Verwundete und Verletzte und sieben Tote gegeben, zwei beim Auffahren des Gepäckwagens auf die Lokomotive, fünf waren im Kampf gefallen.

Der Mestize pfiff auf einer silbernen Pfeife. Nach rechts und links stoben seine Leute davon. Wenige Minuten später waren sie sämtlich beritten. Die Pferde hatten gehorsam auf dem Boden gekauert. Zwei Staubwolken wirbelten auf, verschwammen zu einer einzigen — in gestrecktem Galopp preschte die Räuberbande davon.

Doktor Tenorio ergriff Klaus bei beiden Händen. „Ganz ehrlich", sagte er, „wir alle müssen Ihnen danken."

„Nicht doch!" wehrte Klaus ab. „Vielleicht hätten wir gesiegt, wenn ich nicht eingegriffen hätte."

Da schüttelte der Arzt aber lebhaft den Kopf, und in seiner Muttersprache rief er die Mitreisenden zu Zeugen auf. „Sie kennen die Banditen nicht", sagte er dann wieder zu Klaus. „Sonst schonen sie kein Menschenleben, ja, selbst die Wagen stecken sie in Brand. Wenn es heute anders kam, dann ist und

bleibt es allein Ihr Verdienst. In Wahrheit, Sie haben uns das Leben gerettet."

Nun folgte ein förmlicher Tumult. Von allen Seiten drängten die Mitreisenden zusammen, Männer, Frauen, Kinder, um dem jungen Deutschen ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Klaus vermochte sich des Händeschüttelns kaum zu erwehren. Er wollte es noch immer nicht glauben, daß sein Verdienst derart groß gewesen sei, aber die Sprache der Augen und das Durcheinander der Stimmen, sie belehrten ihn bald eines Besseren, und er begriff allmählich, daß die ausgeplünderten Leute tatsächlich ihm ihr Leben verdankten, seiner Tat, seinem mutigen Auftreten als Deutscher. Diese Erkenntnis erfüllte ihn mit Stolz und Genugtuung. Gottlob, sagte er sich, du hast deinem Vaterlande einen Dienst geleistet und hast dich so bewährt, wie es dem Ansehen der deutschen Marine entspricht.

Inzwischen hatten sich Zugbeamte auf den Weg gemacht, um von der nächsten Station Hilfe zu erbitten. Die übrigen stritten sich noch, ob man warten oder die Unglückstelle hinter sich bringen sollte. Don Ernesto war für Aufbruch. Die Mehrzahl schloß sich ihm an. Für ältere Mitreisende wurden schnell ein paar Tragbahren zusammengebastelt, dann setzte sich alles in der Fahrtrichtung in Bewegung.

Dieser Entschluß bewährte sich. Mit leeren Koffern war der Marsch nicht übermäßig beschwerlich; nach drei Stunden hatte man die nächste Haltestelle erreicht. Vor dort aus war bereits auf Veranlassung der vorausgeeilten Zugbeamten mit Meriko-Stadt telephoniert worden. Ja, es lag sogar schon die Meldung vor, daß ein Hilfszug ehestens abrollen werde.

Nun aber, wo man sich in Sicherheit wußte, nun trat etwas ganz Merkwürdiges ein: jetzt erst brach der Kummer über den Verlust der Habe bei den einfachen Leuten durch. Einzelne rannten wie verstört hin und her, andere hockten völlig gebrochen nieder und beteten. Die Mehrzahl jedoch fand sich zusammen zu einem dichten Knäuel und schnatterte, schimpfte, tobte, daß es nur so eine Art hatte.

Don Ernesto zuckte mit den Schultern. Er hätte es gern gesehen, wenn die anfänglich zur Schau getragene Würde an-

gedauert hätte. Er klagte Klaus darüber in beweglichen Worten. Dieser klopfte ihm aber auf die Schulter und tröstete ihn: „Das Verhalten Ihrer Landsleute war vorbildlich. Schließlich kann man auch vom mexikanischen Menschen nichts Übermenschliches verlangen."

Da mußte Don Ernesto lachen. „Sie scheinen noch immer nicht geheilt zu sein. Trotz Eisenbahnüberfall gilt Ihnen meine Heimat als Dorado?"

„Das gerade nicht, wohl aber als ein Land, dessen Bewohner man lieben muß."

Mitternacht war vorüber, und die Sterne sprühten vom Himmel, als der Hilfszug eintraf. Er brachte Arbeiter zur Instandsetzung der Strecke mit und fuhr daher zunächst weiter. Als er zurückkehrte, nahmen die Reisenden, inzwischen stark ermüdet, in ihm Platz. Nun mußte aber noch von der Lokomotive Wasser genommen werden, dann erst keuchte die Maschine an. Alles in allem hatte man über vierzehn Stunden verloren, und die ließen sich auch nicht wieder einbringen. Im Gegenteil, der Hilfszug schaffte es nicht einmal, in der vorgeschriebenen Zeit über die Strecke zu kommen.

So langte man erst gegen Mittag in Meriko-Stadt an. Auf den Straßen war ein Menschengewimmel, um ein Erkleckliches unruhiger noch als in Veracruz. Alle Welt schien auf den Beinen zu sein, die elegante und die ärmliche. Don Ernesto wurde von dem Anblick sichtlich betroffen. „Was für ein Verkehr!" stieß er hervor.

„Stärker als in Berlin", bestätigte Klaus. Die beiden staunten und vergaßen schier das Weitergehen.

Schließlich ermannte sich Klaus. „Sie wollten mich zu Herrn Kröning bringen."

„Aber gewiß doch, selbstverständlich."

In diesem Augenblick schoß ein Trupp von Zeitungsjungen an ihnen vorüber. Mit schriller Stimme riefen sie: „Excellente conducta de un Alemán! Ladrones atacan a un tren! Un Alemán salva cien vidas!"

„Da haben Sie Ihre Tat!" Don Ernesto fuhr hoch und jubelte, als habe das Glück all seine Gaben über ihn ausgeschüttet, just über ihn. „Excellente conducta de un Ale-

mán!" wiederholte er und eilte gleich darauf mit weitausgreifenden Schritten hinter den Zeitungsverkäufern her.

Eile tat aber keineswegs not. Die Jungen wurden vielmehr von zehn, von fünfzig, von hundert Vorübergehenden angehalten. Jeder kaufte sich sein Blatt unter lebhaftem Geschnatter, und bald schwirrte es von Mund zu Mund: „Un Alemán salva cien vidas! Ladrones atacan a un tren!"

Don Ernesto kehrte zurück. Drei verschiedene Zeitungsblätter, noch feucht vom Druck, schwang er hoch. Er zog Klaus abseits. „Ich will Ihnen vorlesen", stammelte er vor Erregung, und er begann damit, leider jedoch in Spanisch.

Klaus unterbrach ihn. „Alemán verstehe ich, mehr nicht, vielleicht noch bravo und excellente . . ."

„Verzeihung!" Don Ernesto lachte herzhaft auf. „Was man in der Aufregung nicht alles tut!" Dann begann er von vorn mit dem Vorlesen, diesmal jedoch ins Deutsche übersetzt.

Mit glühender Einbildungskraft waren in den Zeitungen die Vorkommnisse des Überfalls geschildert. Es wurden Einzelheiten dargestellt, um die noch niemand wissen konnte. Eines kehrte aber unter all dem Wust immer wieder: das Lob über das wackere Verhalten eines jungen Deutschen, dessen Name leider noch unbekannt sei.

„Sollten Sie das sein, Herr Wesselingk?" neckte Don Ernesto. „Vamos, ich werde jetzt dafür Sorge tragen, daß die Presse aus den Banden ihrer beklagenswerten Unwissenheit befreit wird."

„Um's Himmels willen!" Klaus packte ihn hart am Arm. „Ich flehe Sie an, nein, ich verbiete es Ihnen."

„Ihren Namen zu nennen?"

„Ja!" Klaus stampfte heftig mit dem Fuß auf. „Ich wünsche es unter gar keinen Umständen, und wenn Sie mir wirklich aufrichtig dankbar sind . . ."

„Wie ich es Ihnen wiederholt versichert habe . . ."

„. . . dann halten Sie reinen Mund! Bitte, Don Ernesto, tun Sie mir den Gefallen, nur diesen einzigen Wunsch erfüllen Sie mir!"

„Wenn es sein muß." Der Arzt schüttelte mißbilligend das Haupt. „Ich glaubte Deutschland und die Deutschen zu

kennen. Nun stehe ich aber schon wieder vor einem Rätsel, und zwar vor einem dunklen. Was gibt Ihnen Ihre Bescheidenheit ein, was in aller Welt? Wollen Sie mir das, bitte, erklären?"

Klaus sann nach. Dann entgegnete er, und seine Wangen färbten sich rot: „Das Schweigegebot mag nur so lange gelten, als ich in Meriko weile. Gehe ich von Manzanillo aus in See, dann überlasse ich Ihnen das weitere." Mehr sagte er nicht, und Don Ernesto mußte sich wohl oder übel damit zufriedengeben.

Sie nahmen ein Auto, um zu Herrn Kröning zu fahren. Im Augenblick überkam Klaus eine seltsame Erregung. Vergessen war das Abenteuer des Eisenbahnüberfalles, vergessen waren auch die marktschreierischen Zeitungsberichte. Ihn beschäftigte vielmehr nur noch die eine Frage, ob er nunmehr irgendwie und irgendwo auf seinen Bruder stoßen würde.

Das Büro des Herrn Kröning lag in bevorzugter Gegend, in der Avenida Francisco, der schönsten Straße der Stadt. Der Glanz der Läden und der vornehmen Gaststätten verwirrte schier das Auge, und das Menschengewühl übertraf selbst den Verkehr vor dem Bahnhof. Das Auto kam nur noch ganz langsam vorwärts, wie unwillig schnurrte es Meter für Meter vor, bis es schließlich vor seinem Ziele hielt.

Klaus schlug das Herz ein wenig bänglich. Wie würde Herr Kröning ihn aufnehmen? Der junge Mensch sah unsicher an sich herab, während Don Ernesto das Auto entlohnte. Sehr stadtmäßig war das Zivil, das man sich in St. Thomas beschafft hatte, gerade nicht, und angesichts der Eleganz auf den Straßen ...

„So", sagte Don Ernesto, indem er Klaus aus seinen ans Trübselige grenzenden Betrachtungen riß, „hoffentlich steht uns nun Frau Fortuna zur Seite!" Sie durchschritten ein hohes Torgewölbe, gelangten auf einen mit Fliesen gedeckten Hof und wandten sich dann linker Hand einem reichverzierten Treppenhause zu.

Klaus kam aus dem Staunen nicht heraus. Solche Pracht hatte er wohl bei der Besichtigung von Schlössern gesehen, sonst aber nie. Ihm verschlug es schier den Atem.

Ein Angestellter, der nur Spanisch verstand, nahm die Anmeldung durch Don Ernesto entgegen. In einem stilvoll eingerichteten Raum, der deutlich die Spuren deutschen Geschmacks verriet, galt es dann eine ganze Weile zu warten.

Endlich nahten schwere Schritte, und herein trat ein hochgewachsener, kräftiger Mann in gewählter Kleidung. Eine Sekunde nur musterte er die beiden, dann streckte er Klaus die Hände entgegen. „Sieh da, das freut mich, daß ich Sie sehe, solch einen guten Freund meines Jungen! Und Sie sind ganz wiederhergestellt, Herr Wesselingk? War das eine ausgefallene Geschichte mit dem verflirten Seeigel!"

„Herr Kröning", erwiderte Klaus — er hatte den Vater seines Kameraden sofort an der Ähnlichkeit erkannt, also hatten ihn seine Träume in Veracruz nicht genarrt — „Herr Kröning, ich bin so froh, daß ich Sie antreffe, und wenn wir nicht stören — dies ist mein treuer Begleiter und Reisementor, Herr Doktor Ernesto Tenorio — dann wäre ich von Herzen dankbar . . ."

„Aber selbstredend! Ich stehe Ihnen sofort zur Verfügung." Der bremische Großkaufmann bot auch Don Ernesto freundlich die Hand. „Sie sprechen Deutsch?" fragte er, um dann gleich wieder fortzufahren: „Wir wollen uns aber in mein Zimmer begeben, dort sind wir ungestört."

Auf dem Wege dorthin, es ging über einen langen Flur, berichtete er: „Sie wundern sich wohl, daß ich über Ihre Krankheit so gut unterrichtet bin? Das hängt aber damit zusammen, daß ich auf der ‚Stralsund' war."

„Sie auf meinem Schiff, Herr Kröning?"

Der Bremer lachte gemütlich auf: „Tja, da staunen Sie wohl? Die Unternehmung war aber denkbar einfach; ich bin nämlich nach Port Christobal gefahren, als die ‚Stralsund' durch den Panamakanal ging, und habe dort meinen Jungen gesehen, der bestens grüßen läßt. Nebenbei gesagt, meine Frau war mit von der Reise. Das können wir ja aber später besprechen. Sie beide werden mir doch heute abend die Ehre geben? Ich will sofort mit meiner Frau telephonieren."

Klaus und Don Ernesto nahmen die Einladung dankbarst

an. Während Herr Kröning mit seiner Frau sprach, musterten sie verstohlen das Zimmer. Hier grüßte überhaupt nichts Fremdes mehr, alles sah wie in Deutschland aus, nicht eine Spur anders.

„Also heute abend um halb neun, wenn ich bitten darf", wandte sich Herr Kröning seinen Gästen wieder zu. „Meine Frau freut sich sehr. Nun wollen wir aber gleich ins Schwarze treffen. Sie kommen wegen Ihres Bruders, lieber Wesselingk?"

Klaus räusperte sich. Doch bevor er etwas erwidern konnte, hatte Herr Kröning das Wort schon wieder an sich gerissen. So schwer und stattlich sein Äußeres war, vom norddeutschen steifen Wesen hatte er kaum etwas an sich. Im Gegenteil, er sprach mit südländischer Lebhaftigkeit und verstand es, sich die Herzen im Fluge zu erobern. „Daß ich an Ihre Eltern nach Deutschland geschrieben habe, wissen Sie, Wesselingk? Des weiteren habe ich von meinem Sohne erfahren, wie stark Sie selber am Schicksal Ihres Bruders interessiert sind. Hierüber herrscht also Klarheit, nur nicht über das Wichtigste, nämlich wo der Verlorene steckt."

„Sie haben nichts mehr von ihm gehört?"

„Nicht das geringste. Ihr Bruder tauchte vor Monaten hier auf und verdiente sich recht und schlecht sein Geld als Bänkelsänger — ja doch, als Bänkelsänger in Tingeltangeln. Er lief mir in die Quere, als man ihn vom Deutschen Klub aus unterstützen mußte. Das heißt, gesehen oder gesprochen habe ich ihn nie; mir fiel nur der Name auf, weil ich als ein großer Bücherfreund die Firma Ihres Herrn Vaters kenne. Unser Ausschuß im Klub hielt Ihren Bruder der Unterstützung für würdig und verfuhr danach. Daß mit ihm nicht alles in Ordnung sei, den Eindruck hatten meine Gewährsmänner allerdings gewonnen. Er sei ein unglückliches Geschöpf, hieß es immer wieder, mit sich und der Welt zerfallen. Damals hörte ich brieflich durch meinen Sohn von Ihnen, lieber Wesselingk, und da allerhand über den Bänkelsänger gleichen Namens geredet wurde, was nach Verwandtschaft mit Ihnen schmeckte, schrieb ich kurzerhand an Ihren Vater, schon um dem jungen Manne hier zu helfen. Tja, und damit ist, streng genommen,

meine Weisheit erschöpft, denn seitdem ist Ihr Bruder uns Deutschen in Meriko-Stadt, soweit wir zum Klub gehören, aus dem Gesichtskreis entschwunden."

Klaus hatte voller Spannung zugehört. „Und es ließe sich nichts mehr in die Wege leiten", forschte er, „um die Spur wieder aufzufinden?"

Herr Kröning hob bedauernd die Schultern. „Meines Erachtens kaum. Wer Meriko kennt — Sie werden mir recht geben, Don Ernesto — der weiß, daß bei den unsichern Verhältnissen hier ... Wir werden ja nicht einmal der Banditen Herr! Haben die Herren übrigens gelesen, die neueste Skandalgeschichte, und zwar auf dem Hauptverkehrsweg? Hallo, sind Sie am Ende selber dabeigewesen? Oder, Wesselingk, sind Sie gar der geheimnisvolle tapfere Deutsche, über den alle Welt spricht?"

Herrn Krönings stahlblaue Augen glühten vor Erregung, als er sich weit vorbeugte, um Klaus förmlich zu einer Antwort zu zwingen.

Don Ernesto verkrampfte die Finger, um sich im Zaum zu halten. Klaus hingegen senkte den Kopf, er wurde puterrot.

Da sprang Herr Kröning von seinem bequemen Ledersessel hoch. „Mensch, Unschuldseele, warum schweigen Sie sich aus? Warum sagen Sie nichts? Solch eine Bescheidenheit! Nur ein Deutscher bringt das fertig, nur ein Deutscher!"

Er war völlig aus dem Häuschen, der große Handelsherr. Er klopfte seinem Gast auf die Schulter, als müsse er Funken aus ihm schlagen, und lachte gleichzeitig vor Stolz und vor Seligkeit über seinen wackern jungen Landsmann.

Klaus hob den Kopf. „Ja, Herr Kröning, ich bin es gewesen. Ich bitte Sie aber nur um das eine ..."

„Nicht darüber zu reden? Warum denn, wenn's beliebt?"

„Es widerstrebt mir."

„In Meriko gefeiert zu werden?"

„Nicht Merikos wegen, sondern überhaupt."

Herr Kröning durchmaß das Zimmer erregten Schrittes. „Hm", summte er vor sich hin, „ich könnte es am Ende begreifen, wo Sie als Privatmann reisen und dabei aktiver deutscher Offizieranwärter sind. Ihnen liegt daran, alles

Gerede von sich fernzuhalten, das Sie in den Verdacht des Eigenlobs und der Selbstbeweihräucherung bringen könnte?"

„Ja, Herr Kröning, daran liegt mir."

„Gut, dann will ich mich fügen. Wenn Sie aber weitergereist sind . . ."

„Dann", mischte sich Don Ernesto eifrig in das Gespräch, „habe ich bereits die Ermächtigung, Verkünder von Herrn Wesselingks Ruhm zu sein."

„Bravo!" rief Herr Kröning, und er klatschte sogar Beifall. „Dabei mag es bleiben! Nun aber, meine Herren, schlage ich vor, wir trennen uns bis heute abend, denn meine geschäftlichen Pflichten, Sie verstehen . . ."

Klaus und sein Begleiter erhoben sich. Der Kaufherr geleitete sie bis zur Tür. Dort schüttelte er beiden die Hand, und zu Klaus hieß es: „Mit meiner Frau zusammen wollen wir es noch einmal besprechen, was Ihres Bruders wegen zu tun bleibt. In solchen Fragen haben die Damen oftmals den besseren Fühler."

Der Abend verlief in echt deutscher Gemütlichkeit. Frau Kröning stand ihrem Mann in gastfreundlicher Hinsicht in nichts nach. Zu einem greifbaren Ergebnis über den Bruder von Klaus kam man aber auch in ihrer Gesellschaft nicht. Klaus und Don Ernesto waren am Nachmittag bei der Polizei gewesen. Man hatte sie höflich empfangen. Als Auskunft hatte es jedoch nur ein Achselzucken gegeben. Man habe bereits nachgeforscht, der Gesuchte sei aber wie vom Erdboden verschluckt. Höchstwahrscheinlich sei er längst außer Landes, entweder über die Grenze oder als blinder Passagier auf und davon mit einem Dampfer. So etwas komme schon vor, zumal bei herumstreichenden Ausländern. Es war gut, daß sich Klaus auf Don Ernestos Dolmetscherkunst verlassen mußte, sonst hätte er ob dieser Bemerkung doch einen Stich empfunden. So hatte er sich wohl oder übel zufriedengegeben und war von dem Polizeirevier ohne Groll geschieden.

„Sie werden es mir glauben, Herr Wesselingk", versicherte Frau Kröning, „daß ich als Mutter an dem Schicksal Ihrer Familie innigsten Anteil nehme, aber im Augenblick wüßte ich wahrhaftig nicht, was man noch unternehmen könnte.

Tingeltangelkünstler wandern wie Zigeuner, und wenn sich Ihr Bruder etwa wieder entschlossen haben sollte, bei seiner Truppe zu bleiben ..."

Da gab Klaus alle Hoffnung verloren, daß seine Bemühungen von Erfolg gekrönt sein könnten. Er bedankte sich für alles, insonderheit für das warme Mitgefühl, und ging dann mit Absicht auf einen andern Gesprächstoff über, um mit seiner Angelegenheit nicht lästig zu fallen. Was bot sich bereitwilliger an als die „Stralsund", das schöne, stolze Schiff, das Herr und Frau Kröning nun vom eigenen Besuch her kannten! Hier riß der Faden der Unterhaltung überhaupt nicht mehr ab, bis Don Ernesto schließlich daran erinnerte — der neue Tag hatte bereits begonnen —, daß auch der Schlaf etwas Gutes sei.

Sie hatten sich schon von ihren Plätzen erhoben und Worte des Abschieds ausgetauscht, als plötzlich der Hausherr auflachte und behauptete: „Eines muß ich Ihnen doch noch erzählen. Denken Sie, ein spleeniger Engländer, offenbar ein ausgemachter Deutschenhasser, hat im Panamakanal den mehr als kindischen Versuch gemacht, die Weiterfahrt der ‚Stralsund' zu verhindern."

„Hieß er etwa Mister Baratela?"

Herr Kröning zuckte mit den Schultern. „So weit bin ich in die Geheimnisse des Falles nicht eingedrungen. Mir ist nur bekannt, daß besagter Brite einen Bagger für schweres Geld gekauft haben soll, den er, kurz bevor die ‚Stralsund' die engste Stelle des Kanals, den Culebradurchstich, berührte, zum Sinken bringen ließ. Die ganze Geschichte soll derart verschmitzt angelegt gewesen sein, daß die Kanalverwaltung niemand hat zur Rechenschaft ziehen können. Der Anstifter selber hatte sich jedenfalls rechtzeitig aus dem Staube gemacht. Und die Amerikaner — nun, sie haben geschmunzelt. Mit einem Bagger den Panamakanal sperren? Es bedeutete für sie geradezu einen Sport, das Hindernis zu beseitigen. In wenigen Stunden schon konnte die ‚Stralsund' ihre Reise ohne weitere Störung fortsetzen." Abermals lachte Herr Kröning dröhnend auf.

Klaus hingegen war ernst geworden. „Ich bin noch un-

erfahren", räumte er ein, „trotzdem könnte ich mir schon vorstellen, daß es ein Unglück hätte geben können. Wenn zum Beispiel das Versenken des Baggers nicht bemerkt worden wäre und die ‚Stralsund' hätte gestoßen . . ."

„Alle Wetter", entfuhr es Herrn Kröning, „Sie haben recht! Wie hieß der Brite? Sie nannten vorhin den Namen."

„Mister Baratela."

„Man müßte das Schiff noch einmal warnen."

„Ich glaube, das tut nicht not. Unser Kommandant ist schon auf der Hut."

Nun schlug aber wirklich die Abschiedstunde. Klaus wohnte bei Doktor Tenorio. Er gönnte sich zwei Tage Aufenthalt in der Hauptstadt des Landes, mehr, um sein Gewissen zu beruhigen, als irgendwelcher Hoffnung nachzugehen, er könne über den Bruder noch etwas in Erfahrung bringen. Es blieb auch alles umsonst. Wohin er kam, wo er auch nur umherhorchte, es sprang nichts Greifbares heraus. Da brach er seine Zelte ab, der Dienst verlangte es, und löste sich seinen Fahrschein nach Manzanillo.

Don Ernesto brachte Klaus zur Bahn. „Die Fahrt ist nicht sehr viel weiter als bis nach Veracruz", sagte er. „Wir halten in der Hauptstadt etwa die Mitte."

„Hoffentlich gibt es nicht wieder ein Zwischenspiel." Klaus fiel der Abschied ordentlich schwer. Doch sein merikanischer Freund tröstete ihn: „Sie dürfen nicht unbescheiden sein. Man erlebt selbst in Meriko nicht alle Tage einen Eisenbahnüberfall."

Langsam fuhr der Zug an. Klaus winkte mit dem Taschentuch, solange er Don Ernesto sehen konnte. Dann sank er auf seinen Platz und kam sich ordentlich verlassen vor.

Echte Freundschaften finden sich im Leben mitunter schnell.

Elftes Kapitel

Allerhand neue Abenteuer

Manzanillo war nur ein kleines Städtchen, das unter brütendheißer Tropensonne lag. Außerdem roch es überall, nicht nur in den Gasthäusern, nach gebackenem Fisch und

schlechtem Fett, wozu noch allerhand andere Düfte kamen, so daß Klaus sich in seiner Einsamkeit alles andere nur nicht wohl fühlte. Am meisten Kopfzerbrechen verursachte ihm aber, daß keine Fahrgelegenheit für ihn bestand. Es sollten amerikanische und auch japanische Schiffe verkehren; sie blieben jedoch vorerst aus. Er mußte demnach seine ganze Hoffnung auf einen Trampdampfer setzen, von denen Manzanillo häufig, wenn auch in unregelmäßigen Zwischenräumen, angelaufen wurde.

Der deutsche Konsul in dem benachbarten Colima hatte Klaus getröstet; er brauche keine Sorge zu haben, ein dänischer Dampfer, der den Malaiischen Archipel aufsuchen werde, sei bereits angemeldet. Trotzdem verzehrte sich Klaus vor Ungeduld. Er malte sich die Folgen in grellsten Farben aus, was geschehen würde, falls er etwa die „Stralsund" in Java verpaßte. Schließlich half es nichts, man mußte sich in sein Schicksal fügen, was in diesem Falle gleichbedeutend mit Warten war.

Eines Abends — es war der vierte in dem Hafenstädtchen — saß Klaus in einem Konzertkaffeehaus. Bunte Zettelanschläge verkündeten, daß allerhand Artisten auftreten würden: eine Sängerin, ein Taschenspieler, ein Entfesselungskünstler und zum Schluß — ein bardo Alemán! Als Klaus begriff, worum es sich handelte, daß innerhalb der nächsten Minuten ein deutscher Barde auf der Bühne stehen würde, da überfiel ihn ein Zittern, daß er über sich selbst erschrak. Half das Schicksal doch noch? Waltete Gottes Vorsehung? War es ihm beschieden ...?

Er fiel auf ob seiner jäh erwachten Unruhe. Die Leute wandten sich um. Da preßte er die Fingernägel tief in die Hand und zwang sich zur Ruhe. In seinem Innern flatterten aber die Gedanken wie Sturmvögel, und es war ihm zumute, als zuckten Blitze durch sein Gehirn.

Wie würde der Bruder aussehen, falls er es überhaupt war? Was mochte aus ihm geworden sein? War er auch — fast schämte sich Klaus des Gedankens — war er auch ein anständiger Mensch geblieben?

Die Minuten dehnten sich, dehnten sich überlang. Der Be-

gleiter am Klavier warf wohl schon zum zehntenmal seine Löwenmähne zurück. Endlich — das ersehnte Klingelzeichen!

Langsam teilte sich der Vorhang. Das Klavier ächzte und stöhnte unter harten Griffen und rollenden Läufen, und dann — dann trat ein Mann auf die Bühne, groß, breit, mit langwallendem Bart, rotgedunsen das Gesicht, grau an den Schläfen, stark beleibt, schwitzend vor Hitze. Und er sang, der Mann, sang mit urgewaltiger Stimme ein altes mexikanisches Volkslied, so daß sich selbst die Lebhaftesten unter den Zuhörern kaum zu rühren wagten.

Klaus hielt die Stirn in beide Hände vergraben. Allzu groß war die Enttäuschung. Wie mit Schmiedehämmern hatte es ihn getroffen. Nein, das war der Bruder nicht; gottlob, daß er es nicht war! Dennoch, die Ernüchterung — es zog und zerrte an ihm, als sollte etwas zu Bruch gehen.

Als der Barde sein Lied beendet hatte, winkte Klaus den Kellner herbei, um zu zahlen. Der Aufenthalt in dem Kaffeehaus war ihm gründlich verleidet.

Draußen irrte er auf und ab. Was tun? Schlafen konnte er noch nicht, jetzt schon gar nicht nach dem letzten Ereignis.

Plötzlich durchfuhr es ihn. Wie, wenn der Barde etwas über den Bruder wüßte, den Bruder, der ja selber ein Bänkelsänger geworden war?

Ohne daß er es merkte, trugen ihn seine Füße zum Kaffeehaus zurück. An der Tür zögerte er. Was würden die andern Gäste sagen, wenn er sich schon wieder zeigte? Ach was, es handelt sich um deinen Bruder, es geht um deiner Eltern Wohl und Wehe! Da ist alles gleich. Heftig flog die Tür auf, Klaus stand im Saal. Es traf sich gut, daß der Sänger bereits abgetreten war, sonst hätte man die Störung unangenehm empfunden. So aber hatte kaum jemand acht auf den Fremden. Man sprach und scherzte untereinander und freute sich des schönen Abends.

Klaus nahm an einem entlegenen Tische Platz. Wie nun herankommen an den Barden? Er bestellte sich etwas zu trinken und begann mit dem Kellner zu verhandeln. Der Mann fletschte die Zähne und grinste vor hellem Vergnügen, um Klaus alsdann mit einer wahren Sturzsee von unverständ-

lichen Worten zu überschwemmen. Dabei zeigte er auf Klaus, aber auch auf die Bühne. Verstanden hatte er also, und es fragte sich bloß, was er nun unternehmen würde.

Doch dieser Sorge wurde Klaus enthoben. Durch eine Nebentür betrat der Barde den Saal, sah sich gebietend um und nahm dann geräuschvoll an einem unbesetzten Tische Platz. Da hielt Klaus seine Stunde für gekommen. Er erhob sich, trat auf den Sänger zu und begann sich in aller Form vorzustellen. Doch hiermit kam er nicht weit. Lärmend begrüßte ihn der andere: „Wie, ein Landsmann in diesem verlausten Nest? Hombre, Mensch, ich bin entzückt! Welcher Wind hat dich hierher verschlagen?"

Klaus war im Augenblick verlegen. Auf eine derart vertrauliche Begrüßung war er nicht gefaßt gewesen. „Mein Name ist Klaus Wesselingk", begann er von neuem, „ich gehöre auf den Kreuzer ‚Stralsund'."

„Was müssen meine Ohren vernehmen!" unterbrach ihn der Barde, indem er Entsetzen heuchelte. „Auf die ‚Stralsund' gehörst du, auf dieses herrliche Schiff, das ich vor kurzem erst in Amapala mit meinem Besuch beehren konnte, bevor es nach San José in See ging? Und du, du bist ausgerissen, bist desertiert? Hombre, Mensch — kann ich meinen Augen trauen? Ich bin entsetzt, betrübt, tieftraurig oder, wie der Franzose sagt, absolument abattu."

Klaus wußte nicht recht, ob er lachen oder sich ärgern sollte. Auf jeden Fall, von der Art seines Landsmanns war er vorerst nicht sonderlich entzückt. „Wie kommen Sie auf solch einen ausgefallenen Gedanken?" antwortete er ärgerlich. „Ich sollte ein Deserteur sein? Ein Seekadett bin ich, der krankheitshalber ausgeschifft war und nun hinterherreist."

„Jungchen", sagte der Barde, „mir kannst du nichts weismachen. Ich bin ein Künstler, der jedem Menschen bis ins Mageninnere sieht. Außerdem kenne ich die ganze Welt. Darum aber keine Feindschaft nicht! Was trinken wir zusammen?"

Klaus fühlte sich dem Mann gegenüber hilflos. Wie sollte er sich bloß verhalten? Er war noch beim Überlegen, als der Sänger kurzerhand zwei Sherry-Cobblers bestellte. Dann

ging ein hochstelziges Gerede los, daß einem angst und bange werden konnte. Vom Hundertsten ins Tausendste kam der langbärtige Kerl, so daß Klaus überhaupt keine Gelegenheit fand, seinerseits zu Worte zu kommen. Bis plötzlich die Frage fiel: „Wie heißt du eigentlich, mein Bürschchen?"

Da erteilte Klaus, scharf betont, die gewünschte Auskunft und schloß die Frage an: „Mein Name ist Ihnen wohl noch nie über den Weg gelaufen?"

„Laß sehen!" lautete die Auskunft. „Wesselingk? Welchen Namen kennte ich nicht!" Der Barde leerte sein Glas. „Wesselingk, natürlich kenne ich den Namen — aber woher?"

„Vielleicht aus Mexiko-Stadt?"

Der Barde hatte aber nicht zugehört. Er hatte den Kellner herbeigewinkt und bestellte sich einen neuen Cobbler.

Als er dann von etwas ganz anderm zu reden begann, wurde Klaus jedoch dringlich. „Sie behaupten, meinen Namen zu kennen? Dabei ist er so selten, ich wüßte überhaupt nicht ..."

Der Barde lachte. „Eitler Fratz, wenn du wüßtest, wie ich heiße! Also, wie war doch gleich dein Name?"

„Wesselingk, Klaus Wes—se—lingk!"

„Stimmt", versetzte dröhnend der Barde. „Ich hab' einmal einen Kollegen getroffen, der sich ebenso nannte."

„So? Bitte, wo?"

„Ja, wie, wo, wann? Wenn ich mich daran noch erinnern könnte!"

„Es würde mich sehr interessieren. Ich komme soeben von Mexiko-Stadt herunter."

„Richtig, dort war es."

„In Mexiko-Stadt?"

„Si, si, mein Bürschchen! Da gab es einen Wes—se—lingk, ganz recht, einen Wesselingk, der als Lautensänger auftrat. Es war nicht viel mit ihm los, ein armer, halbverhungerter Schlucker."

„Und wo ist er abgeblieben?"

„Hombre, Mensch, du fragst mir ja ein Loch in den Bauch! Gib mir lieber zu trinken!" Auch das zweite Glas war leer.

Da sorgte Klaus für eine dritte Füllung — daß er den

Gastgeber würde spielen müssen, war ihm mittlerweile klar geworden — und spürte sein Herz schlagen. Endlich eine neue Spur, endlich, endlich, endlich!

Doch sein Herz schlug abermals umsonst. Wo der arme, halbverhungerte Bänkelsänger geblieben sei, darüber wußte der Barde nichts auszusagen. „Möglich, daß er sich nach Guatemala gewandt hat, möglicherweise auch nach San Salvador. Hombre, was geht's dich an? Bist ja doch kein Vetter von ihm."

Dabei blieb es, obwohl Klaus es sich noch einen vierten Sherry-Cobbler kosten ließ. Der Barde wußte offenbar nicht Bescheid. So zerflatterte auch diese Hoffnung in ein Nichts.

Als der eitle Schwätzer ins Lallen geriet und am Tisch einzuschlafen drohte, machte Klaus, daß er fortkam. Die Rechnung, die er bezahlen mußte, schien ihm unverhältnismäßig hoch. Er ahnte ja nicht, daß der Barde durch ihn die gesamten Schulden abtragen ließ, die er im Kaffeehaus gemacht hatte.

Am nächsten Morgen wurde Klaus früh geweckt, der dänische Dampfer sei eingelaufen. Er stürzte zum Hafen, mietete sich ein Boot und fuhr zu dem Dänen hinüber, zum Dampfer „Maage" aus Kopenhagen.

Über eine außenbords herabhängende Jakobsleiter enterte Klaus an Deck. Sehr sauber sah es dort nicht aus. Es zeigte sich auch keine Menschenseele. Der Empfang war also frostig. Ratlos blieb der junge Mensch auf dem Mitteldeck stehen, als sich auf der Kommandobrücke etwas regte.

Klaus schritt nach vorn. Seine Ausweispapiere hielt er bereit. Langsam stieg er die steile Treppe zur Kommandobrücke empor, wobei er sich eine wohlgesetzte Ansprache zurechtlegte.

Oben angekommen, war aber auch auf der Kommandobrücke niemand zu sehen. Klaus schritt von Steuerbord nach Backbord, spähte ins Kartenhaus — plötzlich raschelte es hinter ihm, er fuhr herum; zähnefletschend saß ihm ein Affe gegenüber, ein mittelgroßes, bösartiges Tier. Da mußte Klaus herzhaft lachen, urkomisch war das Zusammentreffen. Er mit den Papieren in der Hand, im Kopf eine formvollendete Rede, die er bereit war, auf Deutsch oder auch auf Englisch zu hal-

ten, wenn es nottat, und das alles angesichts einer Bestie, die ihn als Eindringling betrachtete.

Klaus konnte nicht anders, er lüftete seine Mütze und begann: „Entschuldigen Sie, ich möchte mir aber gern die Frage erlauben, ob Sie bereit wären, mich nach Java mitzunehmen. Hier sind auch meine Ausweise, damit Sie erkennen können ..."

Doch das war des Guten zuviel. Der Affe schwoll vor Zorn. Mit Blitzesschnelle griff er zu, und ehe Klaus es sich versah, war er seine Papiere los. Das Tier entsprang mit der Beute in wilder Flucht, enterte hoch am vordern Lademast, machte es sich oben im Krähennest bequem und begann dort in aller Eile, die Ausweise zu zerfetzen.

Alle Frechheit des Barden vom Abend vorher hatte Klaus nicht im entferntesten derart verblüfft, wie die Schandtat des Affen. Er stand da, wie von Entsetzen gelähmt, und kämpfte in Wahrheit mit Tränen. Was tun? Nun war er seines wertvollsten Schatzes verlustig, jetzt galt er vor den Augen der Welt kaum mehr als ein Landstreicher, und wenn der dänische Kapitän ihn etwa abwies, er hätte es nicht einmal übelnehmen dürfen. Er sah die „Stralsund" am Horizont verschwinden, sah seine Laufbahn gefährdet, sah sich als eine Zielscheibe des Spottes und schämte sich vor sich selber, vor seinen Eltern und Kameraden. Warum war er auch so albern gewesen, so unsagbar albern und kindisch, mit einem Affen Scherze zu treiben!

Daß mittlerweile jemand hinter ihm zur Kommandobrücke emporgestiegen war, hatte er in seinem Schreck und Ärger gar nicht bemerkt. Ein Geräusch veranlaßte ihn, sich umzusehen, ein erstauntes, urgewaltiges Räuspern.

Ein Riese von einem Menschen stand vor Klaus, ein blonder, breitschultriger Mann.

Die beiden starrten sich an. Erinnerungsfäden knüpften sich. Die Gedanken sprangen aus den Tropen zur Ostsee, aus dumpfer, brütender Schwüle zu frischer Herbstbrise, zu Windstärke acht.

„Kapitän Larsen!" Es war ein Jubelruf, ein echter Jubelruf aus gequältem Herzen.

„Ja, gewiß doch — und wer in aller Welt sind Sie?"

„Natürlich, Sie können mich nicht wiedererkennen! Während ich ... Ich war Seekadett auf der ‚Niobe', Herr Larsen, erinnern Sie sich? Schlagriemen im Kutter, als wir Ihrem Dampfer vor Bornholm Hilfe leisteten."

Da war auch der Däne im Bilde. Beide Hände streckte er Klaus entgegen. „Die Tat, das Verhalten der ‚Niobe', mein Lebtag werde ich es nicht vergessen. Daß ich noch als Kapitän fahren kann, allein den Deutschen verdanke ich es. Nein, ist das ein merkwürdiges Zusammentreffen! Nun aber sagen Sie mir bloß — wie kommen Sie denn hierher? Welcher Wind hat Sie nach Manzanillo und an Bord der ‚Maage' verschlagen?"

Klaus setzte im Überschwang der Freude, daß nun doch noch alles gut würde, ein schelmisches Gesicht auf. „Sie müssen mir blindlings trauen, Herr Larsen, denn meine Papiere" — er wies nach oben zum Krähennest am Lademast — „werden leider soeben von einem Mitgliede Ihrer Besatzung in eigenartiger Weise gemustert."

Kapitän Larsen hob den Kopf. Als er den Affen erspähte, der noch immer mit dem Zerkleinern seines Raubes beschäftigt war, da bog er sich vor Lachen. „Junger Freund, das haben Sie aber praktisch angefangen; der Affe ist doch nicht mein Sekretär."

„Zu retten ist anscheinend nichts mehr", stellte Klaus bedauernd fest. Dann folgte er dem Dänen ins Kartenhaus, um hier über sich und seine Pläne Bericht zu erstatten.

Kapitän Larsen hörte sich alles aufmerksam an. Als Klaus am Ende war, nickte er ihm freundlich zu. „Sie sind an den Rechten gekommen; selbstverständlich nehme ich Sie mit. Ich werde mich planmäßig über Tahiti und die Fidschiinseln, über Neukaledonien und Neuguinea nach dem Malaiischen Archipel verholen. Batavia ist der Zielpunkt meiner Reise, und dort ..."

„Kommt auch die ‚Stralsund' hin."

„All right!" Ein neues Händeschütteln, man war handelseinig geworden.

Klaus hing der Himmel voller Geigen. „Wann gehen Sie in See?" bestürmte er Kapitän Larsen. „Ich muß noch einmal nach Manzanillo."

„Sie müssen mir blindlings trauen, Herr Larsen, denn meine Papiere" — er wies nach oben zum Krähennest — „werden leider soeben von einem Mitglied Ihrer Besatzung in eigenartiger Weise gemustert" (S. 212).

„Man zu! Vergessen Sie bloß das Wiederkommen nicht!"

„Keine Sorge!" Ein Boot der „Maage" brachte Klaus an Land. Er eilte zum Postamt, um an Don Ernesto in aller Kürze zu drahten: „Verlasse heute abend Meriko. El bravo Alemán." Dann regelte er seine Gasthofrechnung und begab sich wieder zum Hafen zurück.

Die „Maage" ging pünktlich in See, nachdem ihr Frachtgeschäft geregelt war. Kohlen hatte sie noch genug. „Sie ist zwar nur eine alte Schlurre", wurde Klaus von Kapitän Larsen belehrt, „dafür aber sparsam mit den Kesseln. Sonst lohnte sich ja auch die ganze Trampfahrerei nicht, das Rutschen von Hafen zu Hafen."

„Wie sind Sie eigentlich an Bord gekommen?" forschte Klaus. „Und was macht Ihr früherer Dampfer ‚Styrke'?"

Über das Gesicht des Dänen glitt eine Unmutfalte. „Die ‚Styrke'? Nun, die hat man mir nach der Havarie genommen. Strafe mußte sein. Für die Ostseefahrten taugte ich nicht mehr. Man hat mich nach dem Pazifik verbannt. Doch das macht nichts, maski! Wenn man nur zu leben hat."

Klaus leistete dem alten Seebären Gesellschaft, der noch für Stunden nach dem Inseegehen auf der Brücke blieb. Sie unterhielten sich nicht gerade sehr eifrig, denn Kapitän Larsen konnte, wie jeder Seemann, recht wortkarg sein. Immerhin bereitete es Klaus doch Freude, und wo es nur anging, bewies er seine Dankbarkeit.

„Sie müssen mir Navigation beibringen", regte er bei seinem neuen Gönner an. „Ich habe während meiner Krankheit viel versäumt."

„All right", entgegnete der Däne, „dann peilen Sie man gleich all die Leuchtfeuer achteraus!"

Es war dunkel geworden. Klaus wandte sich um. An drei, vier Stellen zugleich glühte in der Höhe Feuerschein. Er stutzte; was war das?

Kapitän Larsen schmunzelte. „Nun, geht es nicht?"

„Das sind keine Leuchtfeuer", stotterte Klaus, „das sind ..."

„Vulkane!" fiel ihm der Däne lachend ins Wort. „Wie ein Rehrücken mit Speck, so ist die Westküste von Meriko mit feuerspeienden Bergen gespickt." Dann seufzte er auf, was

bei dem Riesen sehr komisch klang. „Der Himmel hat seine Schätze und Gaben leider seltsam genug verteilt."

Im übrigen verlief die Reise ohne Zwischenfall, nur daß sie sich dehnte, endlos lang dehnte, denn die „Maage" war in der Tat nichts Besseres als eine Schlurre. Klaus mußte immer wieder an seine „Stralsund" denken, wie glatt und flink die durchs Wasser schnitt. Kapitän Larsens Kasten hingegen, der humpelte seines Wegs, als sei er vorn und achtern vom Reißen geplagt. Anderseits lernte Klaus aber eine ganze Menge an Bord hinzu. Er beschäftigte sich viel mit seinen Dienstbüchern, wurde in der praktischen Navigation unter Kapitän Larsens Anleitung von Tag zu Tag sicherer und erweiterte vor allen Dingen auch sonst seinen Gesichtskreis, indem er sich beim Anlaufen der verschiedensten Häfen und Inseln ganz in den Dienst des Dampfers stellte. Somit gewann er einen guten Einblick in wirtschaftliche Fragen und in das Lade- und Löschwesen eines Trampdampfers, der sich nicht an bestimmte Reisewege hielt, sondern je nach Gunst oder Ungunst der Verhältnisse seinen Verdienst suchte.

Allmählich war man in den Malaiischen Archipel „hineingeschlurrt", wie Kapitän Larsen sich ausdrückte, und wenn Klaus den Kalender zu Rate zog, dann machte er sich klar, daß er sich nunmehr bald drei Monate an Bord der „Maage" befand. Der Juni war auf dem absteigenden Ast, über sieben Monate waren seit der Ausreise von Wilhelmshaven vergangen. Über sieben Monate! Klaus hatte fleißig an seine Eltern geschrieben, von Manzanillo aus, vor Tahiti, auf den Fidschiinseln und in Neukaledonien. Er selber aber, er hatte unter den gegebenen Verhältnissen natürlich keine Post bekommen, und das fiel ihm auf die Dauer doch schwer. Schon aus diesem Grunde sehnte er sich die „Stralsund" herbei, und des Nachts träumte er wiederholt von wahren Bergen von Briefen, die sich an Bord des Kreuzers für ihn angesammelt hätten.

Es war ein dunkler Abend, als die „Maage" vor dem Südausgang der Straße von Makassar stand. Die See war glatt wie ein Tischtuch, ein leiser Wind tändelte, der Mond war noch nicht aufgegangen, und die Pracht des Himmels war von dünnen grauen Wolken verhangen.

Klaus stand neben Kapitän Larsen auf der Kommandobrücke. Es war eine schwierige Navigation, da möglicherweise stärkerer Südstrom setzte, als man angenommen hatte, und weil zudem an Backbordseite allerhand Inselgewirr drohte. Klaus konnte gar nicht mehr anders, er sprach nur noch von der „Stralsund". „Wo mag sie jetzt stecken?" wandte er sich an den Dänen. „Vermutlich auf den Philippinen. Oder sollte sie Manila schon wieder verlassen haben?"

„Weiß ich's?" knurrte der Riese. Er war schlechter Laune. Sein Erster Maschinist hatte ihm eine unerfreuliche Meldung gemacht: die Kühlwasserpumpe drohte zusammenzubrechen.

Larsen hörte dauernd zur Maschine hin. Gottlob, noch lief die alte Karre. Sie schluchzte brav und bieder ihren Takt und beförderte das Kühlwasser zischend ins Freie, regelmäßig wie das Ticken einer Uhr, bis sie plötzlich nachließ und dann — das Schluchzen aufgab. Gleich darauf stand auch die Hauptmaschine still. Ein schwarzer Schatten huschte zur Kommandobrücke hinauf. Ein Kohlentrimmer war es, ein schlanker, geschmeidiger Bursche. Klaus hatte ihn noch nie zu Gesicht bekommen. Er wunderte sich ordentlich darüber. Doch das Maschinenpersonal zeigte sich nur selten an Deck, und er selber befand sich eigentlich immer in Gesellschaft des Kapitäns.

Im selben Augenblick pfiff ein Sprachrohr. Kapitän Larsen ging schwerfällig zu ihm hin. „Hallo, was gibt es?" fragte er auf Dänisch und fing gleich darauf an, laut zu schimpfen.

Klaus machte sich an den Kohlentrimmer heran. Ein paar Brocken Dänisch hatte er in den langen Wochen aufgepickt. Er brachte sie an den Mann. Doch der Kohlentrimmer zuckte nur die Achseln, er verstehe nicht, und wandte sich ab.

Larsen trat hinzu. „Da haben wir die Bescherung! Die Kühlwasserpumpe macht nicht mehr mit."

„Ich soll melden", begann der Trimmer — Klaus wunderte sich nicht im geringsten darüber, daß er Deutsch sprach; sie hatten verschiedene Deutsche an Bord —, „daß die Packungen völlig undicht sind. Es möchte geankert werden, in ein paar Stunden Arbeit ließe sich der Schaden vorläufig beseitigen."

„Ankern?" brauste Larsen auf. „Wie soll ich ankern im freien Wasser?" Er stürzte ins Kartenhaus und beugte sich

über die Karte. Das war ja eine schöne Patsche! Nun mußte man sich treiben lassen, bis flaches Wasser kam. Solch eine elende Wirtschaft! „Was macht der Barograph?" schrie er ins Freie, dabei hing ihm das Instrument vor der Nase.

Klaus las ab. „Leider fällt er, aber nicht schlimm."

„Auch das noch! Wo ist der Trimmer?"

„Schon wieder unter Deck."

„Na, laß ihn laufen!"

Der Steuermann tauchte auf. Er und Larsen beratschlagten. Dann wurde das Tieflot klargemacht, auch Handlote wurden bereitgelegt.

„Könnten wir nicht funken?" schlug Klaus vor.

„Funken — wozu? Vom Funken wird keine Kühlwasserpumpe heil."

„Das kaum, aber wir befinden uns doch in Seenot und können nicht wissen . . ."

„Schön, funken wir! Was denn?"

Klaus sann nach und schlug dann vor: „Treibe ohne Maschinenkraft, bitte um Hilfe!"

„All right", hieß Larsen den Vorschlag gut, „und hinzugefügt werden Schiffsort und Schiffsname."

„Wie wär's mit einem Notsignal?" Klaus erwies sich als hartnäckig. In ihm wurde die Erinnerung an das Ostsee-Erlebnis mit der „Styrke" lebendig. „Raketen und eine Teertonne."

„Meinetwegen auch das, obwohl das Wasser still ist."

„Aber der Strom!" mahnte der Steuermann.

„Schön, also los mit Raketen, Teertonne und Funkerei, alles zu Ehren der Kühlwasserpumpe!"

Der Dampfer trieb eine gute Stunde, dann bekam das Handlot Grund. Die Teertonne brannte, Raketen waren gestiegen, und der Funkspruch war bereits dreimal abgegeben.

„Klar beim Anker!" befahl Kapitän Larsen. Gleich darauf polterte der Anker in die Tiefe. Südwärts war dunkles Land zu sehen.

Eine Zeitlang blieb Larsen noch auf der Kommandobrücke, um festzustellen, ob das Schiff auch gut lag. Es stellte sich schräg zwischen Strom und Wind, das Wasser umspülte die

Ankerkette, der Wind kam von Steuerbord ein, so daß an Backbord, an der dem Lande zugekehrten Seite, Lee entstand. Da kam wieder Ruhe über den Kapitän, und er begab sich in die Maschine, um dort nach dem Rechten zu sehen, obwohl er im Grunde genommen von der Technik nichts verstand.

Klaus und der Steuermann blieben allein auf der Kommandobrücke. Es war ein eigenartiges Gefühl, flügellahm umherzuliegen und sich nur so lange sicher zu wissen, als das Wetter es gut mit einem meinte.

„Wenn wenigstens die Sterne schienen!" äußerte Klaus. Der Steuermann blieb die Antwort schuldig. Bei sich dachte er aber: „Sie würden uns auch nichts nützen."

Plötzlich ertönte ein Pfiff am Maschinensprachrohr. Klaus ärgerte sich über sich selber, er war zusammengefahren. Dann hatte er aber schon das Sprachrohr besetzt. „Hallo?"

„Die Teertonne soll mit Sand gelöscht werden!" scholl es von unten herauf. Kapitän Larsen war am Sprachrohr. „Es ist alles nur halb so schlimm. In zwei Stunden sind wir wieder klar."

„Auch keine Raketen mehr?"

„Unterstehl euch!"

„Und die Funkerei?"

„Soll den Schnabel halten!"

Klaus mußte lachen. Gottlob, der Kapitän war wieder bei Laune! Das Löschen der Teertonne war nicht ganz einfach. Als man Sand darauf warf, quoll immer wieder schwarzer Rauch hervor, der als breite, mächtige Wolke mit dem Winde nach Land zu abstrich.

Klaus hatte gerade nach der Uhr gesehen, es ging auf Mitternacht, als er dicht über Wasser in Nachbarschaft der Rauchfahne einen Schatten wahrzunehmen glaubte. Er teilte es dem Steuermann mit. Der grunzte nur: „Wird ein Fischer sein", und gab nicht weiter acht darauf.

Wenige Minuten später war neben dem ersten Schatten ein zweiter aufgetaucht. Klaus nahm ein Doppelglas zur Hand. Fischer ohne Lichter, nun, es mochte malaiischer Gebrauch sein, entsprach jedoch nicht den internationalen Vorschriften.

Die Leute segelten, die Fahrzeuge schienen nicht einmal

klein. Als unheimliche schwarze Schattenrisse, verschwommen mit dem Dunkel der Nacht, kamen sie näher und näher.

„Ob sie uns Hilfe bringen wollen?" Klaus ging von neuem den Steuermann an. Dieser fuhr aus einem sanften Nicker hoch, den er sich stehend geleistet hatte, und spuckte dann als Antwort über Bord. Der Steuermann priemte, das war bekannt, also war er entschuldigt.

Klaus ließ nun aber die Segler nicht mehr aus den Augen. Er hatte ein unbestimmtes Gefühl, als ob Vorsicht geboten sei.

Mit schweren Schritten stampfte Larsen die steile Treppe zur Kommandobrücke empor. „Es geht gut", brummelte er schon auf halber Höhe, „der Maschinist macht sich besser, als ich gedacht hätte."

„Kapitän", rief Klaus ihm entgegen, „an Backbordseite stehen ein paar verdächtige Segler."

„Warum verdächtig, junger Freund?"

Oben angelangt, folgte Larsen dem drängenden Klaus. Er mußte sich mit seinen Augen erst an die Dunkelheit gewöhnen. Es dauerte lange. „Verwünscht, ich kann nichts sehen!" grollte er. „Wenn man aus der stinkigen Maschine kommt . . ."

„Dort", rief Klaus und wies mit dem Finger in eine bestimmte Richtung. „Alle Wetter, jetzt sind's gar drei Segler geworden!"

Da brüllte es auch schon neben ihm, als erhöbe sich die Stimme des Jüngsten Gerichts: „Revolver zur Hand, Beile her! Piraten kommen, Seeräuber, Lumpen."

Klaus wußte nicht, wie er von der Kommandobrücke heruntergekommen war. Er hastete über Deck, seine Schußwaffe war unten, er stolperte, stürzte, stemmte sich wieder hoch, fand den Eingang zur Kajüte, riß den Revolver zwischen seinen Sachen hervor und brauste wieder nach oben.

Die Funkstimme der „Maage" hatte inzwischen einen neuen Hilferuf ausgestoßen. „Piraten überfallen das Schiff!" hatte sie gerufen. „Piraten!"

Im selben Augenblick, wo Klaus über das Luckfüll am Oberdeck stieg, polterte das vorderste Segelfahrzeug längsseit gegen die „Maage".

„Hands off!" schrie Kapitän Larsen mit gewaltiger Stimme. „I blow out your brains!"

Die Warnung war in den Wind gesprochen. Die Räuber in den Booten hatten kaum Angst vor hartem Blei, geschweige denn vor Drohungen. Sie wagten alles, um viel zu gewinnen. Außerdem steckte es ihnen im Blut, Seeraub war ihr Handwerk.

Gewandt wie Katzen überkletterten sie mittschiffs die Reling, an drei, vier Stellen zugleich. Von der Kommandobrücke fiel ein Schuß. Leute von der „Maage" stürmten von vorn achteraus, Heizer mit Kohlenschaufeln und Hämmern, Decksleute mit Beilen. Doch es war zu spät, sie waren im Handumdrehen umringt. Einige setzten sich zur Wehr. Äxte wirbelten, malaiische Dolche stachen — dann trat für ein paar Sekunden Ruhe ein.

Und Klaus? Er stand da und schämte sich. Ganz allein für sich stand er da. Er hatte, als die Köpfe der Malaien über der Reling auftauchten, nicht gezögert, hatte die Waffe gehoben und gezielt; da war ihm eingefallen, daß der Revolver ja gar nicht geladen war, seit Mexiko-Stadt nicht mehr. Und nun, nun sperrte ihn eine Mauer von Malaien von der Besatzung der „Maage" ab. Was sollte er machen, er als einziger? Ausmachen ließ sich nicht viel. Das Teerfeuer war mittlerweile verloschen, und das Licht, das vom Maschinenraum aus an Oberdeck drang, ließ nicht mehr als hellbraune Beine erkennen, kurze helle Hosen und breite Gürtel um die Hüften.

Jetzt begann einer zu sprechen. Über die Reling klommen neue Gestalten. Das zweite Fahrzeug war längsseit gekommen.

Rufe wurden laut, ein lebhaftes Hin und Her folgte. Noch einmal hörte man die einzelnen Stimmen, dann verteilten sich die Piraten über Deck, stiegen hinab in die untern Räume und durchstöberten das Schiff.

Zu dritt fielen sie über Klaus her. Ein kurzer, wütender Kampf, dann war er von der Überzahl überwältigt. Sie preßten ihn mit der Brust auf Deck und verschnürten seine Arme auf dem Rücken. Es geschah mit Kraft und Gewalt. Er hatte Mühe, ein Stöhnen zu unterdrücken.

Wie Geister tappten die barbeinigen Gesellen umher.

Nichts, was des Mitnehmens wert schien, entging ihrem geübten Blick. Kapitän Larsen zogen und zerrten sie in die Kajüte. Die Spitze eines Kris, eines malaiischen Dolches, bedrohte ständig seine Brust. Die Räuber zwangen ihn, den Schlüssel zur Schiffskasse herauszugeben. Er kam vom Toben nicht ab und gehorchte trotzdem. Hundert gelbe Räuber und mehr befanden sich mittlerweile an Bord. Widerstand war sinnlos.

Plötzlich entstand Unruhe am Deck. Laute Zurufe kreuzten sich. Aus der stillen, geräuschlos betriebenen Ausplünderung wurde ein Hasten und Drängen. Immer stärker schwoll der Lärm an.

Der Führer in der Kajüte hob mißbilligend den Kopf. Er war ein schlank gewachsener jüngerer Mensch, breit in der Brust, schmal um die Hüften, straff und sehnig gebaut, das lange schwarze Haar zu einem Schopf aufgebunden.

Einer seiner Spießgesellen glitt schlangengleich an ihn heran und flüsterte ihm mit fliegender Stimme ein paar Worte ins Ohr.

Der Führer erschrak. Er warf einen Blick auf die Schiffskasse. Sie war noch nicht geöffnet, weil Kapitän Larsen den Schlüssel nicht finden mochte.

Ein kurzes Schwanken zwischen Habgier und Vernunft — der Führer straffte sich, und in reinstem Englisch rief er durch den Raum: „Mich rufen andere Pflichten, ich scheide. Ein Fürst bin ich aus altem Geschlecht. Solange die Menschheit lebt, gehört mir der Tribut auf den Meeren."

Dann glitt er hinaus, mit ihm seine Leute. Kapitän Larsen aber schüttelte vollkommen ratlos den Kopf: „Was ist denn in die Affen gefahren?" Er stapfte die Treppe nach Oberdeck empor, noch immer völlig verwirrt. Das Ding hatte ja einen merkwürdigen Dreh bekommen! Mit schwerem Fuß stieß er gegen einen menschlichen Körper — es war Klaus. Larsen schimpfte. Von unten aber zischelte es zu ihm empor: „Die Kerle reißen aus. Was ist los?"

„Keine Ahnung. Gottes Wunder. Vielleicht hat das Pack vor etwas Angst bekommen."

„Ich bin gefesselt", stöhnte Klaus. „Können Sie mich nicht befreien?"

Gerade bückte sich der riesenhafte Larsen, um dem Wunsche zu entsprechen, als etwas Sinnverwirrendes, völlig Überraschendes eintrat: durch die Schwärze der Nacht griffen silberne, langstrahlige Arme, gleichzeitig ertönte ein dumpfer Knall, als habe ein Geschütz gesprochen.

Kapitän Larsen fuhr hoch. Drohte neue Gefahr oder kam ein Retter, ein Kriegschiff gar?

Alle Wetter, wie diese malaiischen Seeräuber sich beeilen konnten! Vorbei war es mit Würde und Ruhe, man hörte außenbords nur noch ein wüstes, wirres Geschimpfe. Dann setzten die drei Fahrzeuge ab und schaukelten bei flauem Winde davon.

Die Scheinwerferbündel tasteten sich näher und näher. Der Fremde lief offenbar eine gewaltig hohe Fahrt. Längst stand Klaus wieder auf seinen Beinen. Der ganze Überfall war wie ein Spuk an ihm vorübergetollt. Mit Kapitän Larsen zusammen hatte er die Kommandobrücke aufgesucht. Nun spähten sie beide über Bord — leider ohne Doppelgläser, die hatten die Piraten mitgehen heißen — und sahen sich die Augen schier aus dem Kopf, vor Spannung, vor Erwartung, vor Freude und Glück.

„Er morst!" rief, nein jubelte Klaus, und dann ergriff er eine Decklaterne, um sie im Kreise zu schwingen.

Auf dem fremden Schiff hatten sie gut aufgepaßt. Kaum schwang Klaus die Laterne, als auch schon ein regelrechtes Signal begann.

Klaus las es ab, darin war er bereits fertig ausgebildet. Heute aber, heute wäre es beinahe nicht geglückt. Vor Erstaunen, nein vor Seligkeit wurden ihm die Augen feucht; denn was war es, was durch die Dunkelheit herüberblitzte? „German cruiser ‚Stralsund'!"

„Die ‚Stralsund' ist's, mein Schiff, Herr Larsen!" Klaus flog dem Riesen um den Hals. „Denken Sie nur — meine ‚Stralsund'!"

Kapitän Larsen stand wie erstarrt. „Zum zweitenmal", stammelte er, „zum zweitenmal, daß mir die Deutschen Leben und Stellung retten."

Was nun folgte, schwamm für Klaus auf einem Meer des

Taumels. Der Kreuzer drehte neben der „Maage" auf, auch sein Anker rasselte in den Grund. Gleichzeitig glitten die Rettungsboote zu Wasser, mittschiffs wurde über der Reling die Dampfpinaß sichtbar, die nach unten gefiert wurde.

Mit eiligem und doch taktfestem Ruderschlag kamen die Kutter längsseit. Klaus vermochte sich nicht länger zu zügeln. „Kapitän Larsen", bat er, „entschuldigen Sie!" Dann klang es von der Kommandobrücke aus zu den Booten hinunter: „Hallo, hier Seekadett Wesselingk! Die Seeräuber sind flüchtig nach Land zu. Wenn die Dampfpinaß verfolgen könnte ..."

In den Booten gab man anscheinend nicht acht auf den Zuruf. Beide Kutter legten bei der „Maage" an. Jetzt erkannte man von oben: die Bootsgäste waren bewaffnet, Gewehre und Revolver starrten.

Von unten rief eine kernige Stimme: „Besteht Gefahr für den Dampfer? Sind die Piraten an Bord?"

„Keine mehr", dröhnte Kapitän Larsens Baß hinunter. „Die ganze Gesellschaft hat Reißaus genommen."

Ein kurzes Kommando, aus dem Kutter enterten ein Leutnant und mehrere Leute an Deck.

Klaus hätte am liebsten aufjubeln mögen; Brechtingen befand sich unter den Mannschaften, und wahrhaftig — jetzt tauchte auch das freundliche Gesicht des Kameraden aus Leipzig auf. Trotz trüber Beleuchtung war die Nase unverkennbar.

Der Leutnant nahm Kapitän Larsen sofort ins Verhör. „Haben Sie Verwundete?"

„Ich habe noch nicht nachgeforscht."

„Tun Sie es, bitte! Warum haben Sie uns keine Antwort auf unsere letzten F.T.-Anfragen gegeben?"

„Funkentelegraphie?" Der Däne machte ein erstauntes Gesicht. „Wir haben nichts vernommen, sind völlig überrascht. Ich jedenfalls ..."

Er wandte sich um und erteilte einem seiner Matrosen auf Dänisch einen Auftrag. Der Mann stürzte davon, um gleich darauf wiederzukehren, Entsetzen im Blick. Er tuschelte dem Kapitän etwas ins Ohr, worauf Larsen laut auf Deutsch verkündete: „Der Fall ist aufgeklärt. Meinen Funker haben die Räuber erschlagen, die Funkanlage ist zerstört."

In diesem Augenblick legte die Dampfpinaß bei der „Maage" an. Fast stürmisch geschah es, unter hartem Rückwärtsschlagen der Schraube. Ihr entstieg — unwillkürlich stand Klaus militärisch still — der Erste Offizier der „Stralsund".

„Wo sind die Piraten?" lautete seine erste Frage.

„Nach Land zu fortgesegelt." Kapitän Larsen wies mit der Hand nach der mutmaßlichen Richtung.

„Ob ich sie noch einholen kann?"

„Mit dem Dampfboot? Sicherlich! Bei dem flauen Winde."

„Vorwärts!" befahl der Erste Offizier. „Beide Kutter kommen in Schlepp."

Im Handumdrehen kletterten die Deutschen in ihre Boote zurück. Ihre Zahl hatte sich aber um einen Mann vermehrt; auch Klaus war mit dabei.

„Was wollen Sie hier?" herrschte der Erste Offizier den vermeintlichen Handelsschiffmatrosen an. „Wir brauchen keine fremde Begleitung."

„Zu Befehl!" entgegnete Klaus in stramm dienstlicher Haltung. „Seekadett Wesselingk bittet, mitfahren zu dürfen."

„Wesselingk, Mensch, Sie sind es?" Der Erste Offizier beugte sich vor, um im Dunkeln besser sehen zu können. Gleich darauf dachte er aber nur noch an den Dienst. „Absetzen!" erscholl sein Kommando. „Kutter in Schlepp nehmen!" Erst als das Manöver geglückt war, wandte sich der Erste Offizier Klaus von neuem zu. Doch auch jetzt wollte er nichts Persönliches wissen. „Stellen Sie sich neben den Bootsteurer", befahl er, „und geben Sie an, in welcher Richtung die Seeräuber davongesegelt sind!"

Die Pinaß schnob durchs Wasser, um ihren Steven schäumte es silberhell auf. An langer Leine folgten die beiden Kutter. Stumm glitt der Schleppzug dahin. Dutzende von scharfen Augen spähten über Bord. Undurchdringlich schien die Schwärze der Nacht. War man am Ende an den gelben Halunken vorbeigeschossen oder waren sie ausgewichen?

Plötzlich ertönte ein Jubelruf: „Ein Schatten — Steuerbord querab!"

Hart kurvte jetzt die Dampfpinaß. Die Schleppleinen der Kutter kamen dabei lose, doch ruckften sie gleich wieder ein.

„Absetzen!" erscholl das Kommando des Ersten Offiziers. „Kutter in Schlepp nehmen!" (S. 224)

Wahrhaftig, dort drüben trieb ein Fahrzeug, aber man sah keine Segel.

Der Erste Offizier begriff: die gerissenen Burschen hatten ihre Segel geborgen, um möglichst unauffällig zu bleiben. „Handwaffen bereithalten!" ordnete er an. „Feuern nur auf Befehl!" In den Booten reckte alles die Hälse. Kam es zum Kampf? Würden die Büchsen sprechen? Fiebrige Hände umkrampften den Kolbenhals. Was würden die nächsten Sekunden bringen?

Zusehends nahm die Entfernung ab. Auf dem schwarzen Schatten regte sich nichts.

Den Ersten Offizier durchzuckte ein Gedanke: Wie, wenn er zur Einschüchterung eine Salve in die Luft feuern ließ? Schon lag ihm das Kommando auf der Zunge, als er sich eines Bessern besann. War der Schatten ein harmloser Fischer, dann wußte morgen bereits die ganze Welt, daß deutsche Kriegschiffboote in unverantwortlicher Weise scharf geschossen hatten. Nein, das ging nicht an.

Wie aber konnte man das Fahrzeug fassen, ohne daß es sich wehrte? „Stopp!" befahl der Erste Offizier für die Pinaß. Dann klang es laut durch die Stille der Nacht. „Kutter Riemen bei! An Backbord und Steuerbord von den Fahrzeugen aufpullen! Pinaß wird längsseit gehen!"

So geschah es. Der geheimnisvolle Schatten wurde von beiden Seiten umstellt, und die Dampfpinaß sah ihn sich näher an. Sie ging längsseit, klammerte sich mit Bootshaken fest. Nichts rührte sich auf dem Fremden.

„Halloo!" rief der Erste Offizier. „What kind of boat?"

Eine Gestalt löste sich vom Dunkel. „Fishing", scholl es kurz zurück, kein Wort der Erklärung mehr.

„Laternen her!" Vom Schornstein der Dampfpinaß wurde in Ermangelung einer besseren die weiße Dampferlaterne abgenommen. Ein Mann hielt sie hoch, so daß der Lichtschein das Deck des Fremden traf.

Die Laterne irrte hin und her. Sonderbar, nur drei gelbe Männer waren festzustellen. Der Erste Offizier wurde schon

stutzig. Sollte man sich am Ende geirrt haben? Hatte man einen Unschuldigen gestellt?

„Warum segelt der Bursche nicht?" entfuhr es dem Ersten Offizier. „Warum läßt er sich treiben bei Nacht?"

„Herr Kapitän", rief eine Stimme, „die Segel liegen unten im Boot, und darunter rührt sich etwas."

Von neuem suchte die Laterne, und dann wurde es klar. „Hands off!" rief der Erste Offizier mit vorgestrecktem Revolver. Zögernd hoben die drei Burschen ihre Hände hoch. Von Bord der Pinaß sprangen ein paar Mann auf das fremde Schiff. Sie schlugen die Segel beiseite. Darunter wimmelte es von Leuten, dreißig, vierzig Mann und mehr, zusammengeschichtet wie die Heringe. Außerdem lag dort gestohlenes Gut, offenbar Sachen vom Dampfer „Maage".

„Kutter längsseit kommen!" Jetzt gab es kein Überlegen mehr. Hastig ruderten die Boote heran, und als sie festgemacht hatten, nahm die Pinaß die Prise ins Schlepp. Es rührte sich nichts von Widerstand. Stumpfsinnig und ohne einen Laut von sich zu geben, fügten sich die Malaien in ihr Schicksal.

„Schade, die andern Fahrzeuge müssen wir laufen lassen!" meinte bedauernd der Erste Offizier. In der Tat, die Pinaß hatte zu keuchen, um das Piratenboot in Fahrt zu halten. Scheinwerferleuchten wies den Rückweg, so daß man nicht zu suchen brauchte.

Als der Schleppzug mit seiner Beute längsseit der „Stralsund" anlegte, drängte sich die gesamte Besatzung an die Reling. Der Kommandant war rasch entschlossen. „Das aufgebrachte Fahrzeug bleibt bei uns", bestimmte er, „die Piraten kommen auf die ‚Maage', dazu zwanzig Mann Bedeckung. Ankeraufgehen morgen früh um sieben Uhr. ‚Maage' folgt uns nach Soerabaja, wo wir die Gefangenen abliefern."

Also geschah es. Mit Booten der „Stralsund" wurden die Seeräuber auf die „Maage" geschafft. Kapitän Larsen empfing sie mit einem grimmigen Lächeln. „Very glad to see you again", sagte er, und als er gar noch des Führers ansichtig wurde, jenes schlanken, stolzen jungen Mannes, der sich selbst als Fürsten bezeichnet hatte, da verneigte er sich in ge-

machter Ergebenheit und fragte spöttisch an: „Will we have a drink together? A fine nightcup, my petty prince?“

Die ganze Gesellschaft kam hinter Schloß und Riegel in einen Lastenraum des Dampfers. Posten der „Stralsund“ zogen davor auf, nachdem man den Malaien alles, was sie an Waffen besaßen, Pistolen, Dolche und lange Messer, abgenommen hatte.

Klaus war auf Befehl des Kommandanten mit auf die „Maage“ zurückgekehrt, als Verbindungsmann, wie es hieß. Ihm war dies schwer gefallen. Alles in ihm fieberte nach seinem Schiff, nach den Kameraden, aber auch nach Kapitänleutnant Sierstorff und dem Bootsmannsmaaten Braun. Und dann seine Post — wie er sich nach ihr sehnte! Doch es half ja nichts, Dienst war Dienst und ging allem andern vor.

Außenbords gurgelte Wasser. Man hörte das Rückwärtsschlagen einer Schraube. Klaus spähte über Bord. Die Pinaß der „Stralsund“ war noch einmal längsseit gekommen. „Ich soll den Schiffsarzt abholen“, scholl es von unten herauf, „die Jolle hat ihn vorhin gebracht.“

Den Schiffsarzt? Ja, wo steckte der? Klaus eilte in das Mannschaftslogis. Es war nur spärlich beleuchtet. Man sah den Oberstabsarzt der „Stralsund“ noch hantieren. Er war unter Hilfe eines Sanitätsmaats um einen Mann bemüht, der auf eine Backskiste gebettet lag. Andere Leute standen umher, mit entblößtem Oberkörper, an einzelnen Stellen verbunden oder nur verpflastert. Ordentlich schaurig war der Anblick bei der trüben Beleuchtung.

Klaus trat in dienstlicher Haltung vor. „Herr Oberstabsarzt“, meldete er, „die Dampfpinaß liegt zum Abholen längsseit.“

„Schön, schön“, lautete die Antwort, ohne daß der Sanitätsoffizier aufsah, „ich bin auch gleich fertig.“ Und nach einiger Zeit fuhr er fort, indem er sich an den zuletzt behandelten Verwundeten wandte: „Ich lasse Sie noch heute nacht auf die ‚Stralsund‘ schaffen.“

„Steht es so schlimm?“

„Nicht doch! Sorge brauchen Sie nicht zu haben. Immer-

hin, bei uns an Bord sind Sie besser untergebracht als hier, und ich möchte doch auch sicher gehen; Sie verstehen? Wie ist denn Ihr Name?"

„Ach, Herr Oberstabsarzt ..." Zögernd kam es heraus.

„Nanu, was quält Sie?"

„Mein Name, ja, mein Name — ich bin ein Deutscher."

„Das merkt man an der Sprache."

„Sicher, Herr Oberstabsarzt, aber hier an Bord — habe ich zwar auch als ein Deutscher gegolten, aber meinen richtigen Namen hat niemand gekannt. Ich schämte mich, ihn zu nennen. Wenn ich jetzt aber an Bord eines deutschen Kriegschiffes kommen soll ..."

„Dann drängt es Sie, nicht unter falscher Flagge zu segeln?"

„So ist es, Herr Oberstabsarzt. Da außerdem eine seltsame Fügung des Schicksals meinen Bruder an Bord der ‚Maage' geführt hat, der selbst auf die ‚Stralsund' gehört, so kann ich nicht anders — ich muß ..."

Klaus war der Unterhaltung voller Spannung gefolgt. Er vergaß seiner selbst, vergaß die Umgebung, und als er das letzte vernahm, da fuhr ihm eine Lohe der Freude ins Herz. Er stürzte vor. „Hans", rief, nein schluchzte er, „Hans, bist du es? Du, mein Bruder Hans?"

Der Oberstabsarzt war ein stiller, feiner Mensch. Seine Augen glitten für Sekunden hin und her, dann trat er zurück, ohne ein Wort zu verlieren.

Und Klaus stand vor dem Kohlentrimmer, den er am Abend vorher zum erstenmal mit Bewußtsein gesehen und den er vergebens angesprochen hatte. Dieser Kohlentrimmer, mit einer schweren Stichwunde in der Brust, oben vom Arzt gewaschen und gesäubert, unten hingegen noch verrußt und verdreckt, so wie ihn der Heizraum entlassen hatte, er war sein Bruder, sein sehnsüchtigst gesuchter Bruder Hans!

„Warum hast du dich mir nicht zu erkennen gegeben?" drang Klaus in ihn.

Der Verwundete überwand seine Verlegenheit nicht. „Weil ich unbekannt bleiben wollte."

„Und du wußtest, daß ich es war, ich, dein Bruder Klaus?"

„Ja doch, dein Name wurde bekannt; man unterhielt sich im Logis, wer du seiest, und da wurde mir klar ..."

„Hans, Hans — seit Monaten suche ich dich. Und die Eltern, sie kommen von ihrer Trauer seit Jahren nicht los."

Es wurde still im Raum. Kaum, daß man den Atem der Anwesenden hörte. Ganz still wurde es, bis Klaus von neuem begann, ob der Starrheit des Bruders ein wenig beklommen: „Nun schreiben wir aber an die Eltern. Ich erwarte Post von ihnen."

„Ist schon da", polterte eine Stimme durch das Logis. „Die Pinaß hat Briefe mitgebracht, Briefe die schwere Menge."

Kapitän Larsen stand vor Klaus und streckte ihm ein ganzes Bündel Briefschaften entgegen. Da durchfuhr den jungen Menschen, der als ein armseliger Kohlentrimmer auf der Backskiste lag, eine mächtige Bewegung. „Briefe!" stöhnte er auf. „Wenn ich doch einmal wieder Briefe von zu Hause bekommen könnte!"

Klaus trat dicht an ihn heran und griff nach seiner Hand. „Wir lesen zusammen, was ich hier habe, du und ich, morgen, in den nächsten Tagen."

„Jawohl, so wird es gemacht!" Der Oberstabsarzt mischte sich wieder ein. „Heute", bestimmte er, „heute braucht unser Patient aber Ruhe. Wir wollen ihn jetzt in die Pinaß schaffen; ein paar Mann müssen schon helfen, eine Krankenbahre habe ich mitgebracht."

Kapitän Larsen, Klaus, der Sanitätsmaat und ein Mann von der Besatzung der „Maage" griffen zu. Sie betteten Hans Wesselingk auf die Bahre und trugen ihn dann behutsam fort. „Seemännisch bin ich verantwortlich", behauptete Larsen hierbei voller Humor, „für das andere kommt der Herr Doktor auf."

Die Verladung glückte ohne Zwischenfall, ebenso die Übernahme an Bord der „Stralsund". Der Verwundete kam auf Anordnung des Kommandanten in das Schiffslazarett. Der Oberstabsarzt verabfolgte ihm Morphium, als die Schmerzen zunahmen. Hans Wesselingk schlief darauf ein und erwachte erst, als das Schiff bereits unterwegs war zur Fahrt nach Soerabaja.

Klaus hingegen fand die ganze Nacht keine Ruhe. Er hockte bei Kapitän Larsen in der Kajüte und kam immer wieder auf das eine zurück, wie wunderbar doch das Schicksal walte, und daß der als ein beklagenswert nüchterner Mensch durch das Leben schreite, der nicht an Gottes Allmacht glaube.

Der Goliath vor ihm nickte zustimmend. „Will's meinen, will's meinen", sagte er, und es klang wie das Stammeln eines Kindes. „Auch ich muß bekennen, Ihr Schicksal, aber auch meines — was habe ich früher auf die Deutschen geschimpft! Und jetzt ..." Plötzlich brauste er auf, dabei rannen ihm dicke Tränen über das rotbrüchige Gesicht. „Nun haben Sie noch nicht mal Ihre Post geöffnet, geschweige denn gelesen!"

Klaus blieb ganz ruhig. „Nein", entgegnete er, „mit Absicht nicht, so sauer es mir auch ankommt. Doch diese große Freude — will ich mit meinem Bruder teilen."

Da riß Kapitän Larsen seine Augen auf. „Alle Wetter!" knurrte er vor sich hin und fügte dann noch hinzu: „Wer euch Deutsche kennenlernen will, muß auf den Grund eurer Seele schauen, und der ist mitunter höllisch tief."

Zwölftes Kapitel

Im Malaiischen Archipel und im Indischen Ozean

Soerabaja, die erste Handelsstadt Niederländisch-Indiens, badete sich im Sonnenlicht. Sie streckte wohlig ihre mächtigen Glieder und sah voller Stolz an sich herab, wie gewaltig alles an ihr wuchs. Längst war, was die Hafenanlagen anbelangte, Batavia übertroffen. Die größten Ozeandampfer waren ständige Gäste geworden. Lagerschuppen reihte sich an Lagerschuppen, Kai um Kai kantete sich gegen die See. Überall hoben Krane schwere Lasten, rasselten Ketten. Es war ein Bild der Arbeitsfrische, wie es nur dort heimisch ist, wo Erfolg und Fortschritt segnend ihre Hände über ein begonnenes Werk halten.

In das rastlose Schaffen wurde jedoch plötzlich eine Bresche gelegt, so daß die Arbeit an einzelnen Stellen nicht nur für

Minuten, sondern für länger ruhte. Ereignete es sich schon an sich nicht alle Tage, daß ein deutscher Kreuzer im Hafenbecken ankerte, so wurde die Aufmerksamkeit aber noch erklecklich dadurch vermehrt, daß der Kreuzer einen dänischen Dampfer und ein malaiisches Segelfahrzeug in Schlepp hatte. Dieser Anblick rüttelte selbst an stumpfsinnigen Geistern, denn er bedeutete, darüber ging schließlich jedem ein Talglicht auf, etwas ganz Besonderes. So reckten sich Hunderte von Hälsen, spähten viele neugierige Augen. Was hatte das zu bedeuten, was würde es geben, was würde folgen?

Kaum war der Anker der „Stralsund" klatschend ins Wasser gefallen — der Pulverrauch des Saluts für die Landesflagge umkräuselte noch den grauen Leib des Schiffes —, als sich auch schon drei Regierungsboote einstellten, das eine mit einem höheren Beamten besetzt, die andern angefüllt mit Schutzmannschaften. Das Boot mit dem Beamten ging bei dem Kreuzer längsseit, die Boote mit den Polizisten warteten derweilen in der Nähe des dänischen Dampfers.

„Ob beim Dänen gemeutert worden ist?" tuschelte man sich auf den Bollwerken zu.

Andere lachten geringschätzig auf. „Was ginge das den deutschen Kreuzer an! Außerdem das Segelfahrzeug! Nein, da kommt wohl schon eher Seenot in Betracht."

„Ihr seid wohl dumm, Seenot bei dem stillen Wetter, das draußen geherrscht hat!"

Auch damit gab man sich nicht zufrieden, bis ein kleiner, gelbbrauner Hafenarbeiter, ein Javaner reinsten Schlages, unter listigem Augenzwinkern erklärte: „Es könnten ja auch kleine Belästigungen stattgefunden haben. Mancher greift gern zu, wo er sich großen Gewinn erhofft."

Mit einem Schlage war das Wort „Piraten" in aller Mund, und nun war es um den Arbeitsdrang im benachbarten Hafengebiet vollends geschehen.

Auf der „Stralsund" hatte sich inzwischen alles nach Wunsch abgewickelt. Sie hatte die „Maage" letzten Endes doch noch in Schlepp nehmen müssen, da die Kühlwasserpumpe schon wieder streikte. Die Ankunftzeit in Soerabaja hatte der Kreuzer funkentelegraphisch gemeldet, dazu auch die Tatsache,

daß er gefangene Seeräuber mitbringe. Nachdem der Kommandant den holländischen Beamten über Einzelheiten seines Eingreifens unterrichtet hatte, wurden die Gefangenen von seiten der Ortsbehörde übernommen. Der Beamte ließ seine Mannschaften die „Maage" besetzen. Kapitän Larsen schloß den als Arrestlokal dienenden Raum auf, die Piraten kamen heraus, voller Gleichmut in ihr Schicksal ergeben, um in die Regierungsboote gebracht zu werden.

Kaum war der Abtransport bewerkstelligt, als auch schon die Dampfpinaß der „Stralsund", mit einer Jolle in Schlepp, auf die „Maage" zuhielt.

„Ich werde abgeholt." Klaus trat auf Kapitän Larsen zu. Seine Sachen hatte er längst gepackt. „Jetzt gilt es, Abschied zu nehmen."

Dem Riesen tropften schon wieder Tränen aus den Augen. Er brummelte unverständliches Zeug vor sich hin. Plötzlich legte er seine Pranken auf die Schultern von Klaus. „Mir fällt es schwer, Sie ziehen zu lassen", polterte er heraus. „Wollen Sie nicht bleiben?"

„Bei Ihnen auf der ‚Maage'?"

„Ja doch! Warum nicht? Sie erinnern mich so an meinen Sohn. Den hat mir der Krieg geraubt; ein deutsches U-Boot ..."

Klaus begriff den Kummer seines Gönners. Stumm drückte er dem andern die Hand, um dann nach einer Weile zu erklären: „Nein, bleiben kann ich nicht. Aber ich will Zeit meines Lebens an Sie und die ‚Maage' denken. Ich habe viel bei Ihnen gelernt, Kapitän Larsen, und ich hoffe nur das eine ..."

„Daß ich keinen Groll mehr auf Deutschland und die Deutschen hege?"

Klaus nickte lebhaft.

„Die Hoffnung soll Sie nicht trügen", versicherte der Riese feierlich. „Was noch an Flecken in meiner Erinnerung lebte, ist längst ausradiert." Er wandte sich jäh ab, da er vor Trübsal nicht mehr Herr über sich selber war.

So schnell, wie er es sich ersehnt hatte, sollte Klaus aber doch nicht an Bord seines Schiffes gelangen. Die Dampf-

pinaß holte zwar ihn, sein Gepäck und die von der „Stralsund" gestellte Wachmannschaft ab. Klaus wurde jedoch bedeutet, daß er sofort, so wie er war, weiterfahren müsse, um seine Aussage über den Überfall der Piraten vor dem zuständigen Untersuchungsrichter zu machen. Zusammen mit dem Schiffszahlmeister und der Briefordonnanz wurde er an Land gesetzt.

„Man erkennt Sie gar nicht wieder", behauptete der Zahlmeister freundlich, während die Pinaß das Wasser durchfurchte.

Klaus war um eine Antwort verlegen. Es stieg etwas wie Groll in ihm hoch. „Warum soll gerade ich von den Holländern verhört werden", forschte er, „ich allein?"

Der Zahlmeister verstand den Schmerz. „Sie zieht es wohl an Bord zurück? Nun, ich will es Ihnen erklären. Sie gelten als ein Hauptzeuge des Überfalls. Außerdem sind Sie an Bord der ‚Maage' als Zivilperson gefahren. Was die Offiziere und Mannschaften der ‚Stralsund' auszusagen haben, wird protokollarisch festgelegt und dann den Ortsbehörden übergeben werden. Bei Ihnen hat der Kommandant aber um einen Mittelweg gebeten, nachdem er gehört hat, daß Kapitän Larsen und seine Mannschaft für längere Zeit in Soerabaja festgehalten werden müssen, bis alles geklärt ist."

„Und mein Bruder?" Klaus schoß Sorge ins Herz. Hans gehörte doch zur Besatzung der „Maage". „Ob man auch ihn zurückhalten wird?"

Der Schiffszahlmeister zuckte mit den Achseln. Hierüber vermochte er keine Auskunft zu erteilen.

Im übrigen wurde Klaus von dem holländischen Richter nicht lange auf die Folter gespannt. Er machte seine Aussagen knapp, klar und verständlich und wurde sofort wieder entlassen. Es war um die Mittagstunde, als er an Bord der „Stralsund" zurückkehrte. Ein wahrer Wall von Seekadetten empfing ihn, und ein Sturm von Fragen brauste auf ihn ein. Etliche lachten auch. „Mensch, wie siehst du denn aus? In Pumphosen und mit 'ner Schiebermütze!"

Plötzlich ein scharfes: „Ordnung!" Sierstorff war erspäht. Er kam, um Klaus zu begrüßen. Die eben noch schwatzende

und lachende Schar der jungen Leute erstarrte in militärischer Haltung. Nur das Leuchten der Augen blieb, sonst rührte sich nichts.

„Hallo", rief Sierstorff, „da ist er ja, unser Weltreisender, der Überwinder mexikanischer Räuberbanden, der Scharfschütze beim Kampf mit gelben Piraten ..."

„Herr Kapitänleutnant wissen schon um mein Pech, daß ich meinen Revolver nicht geladen hatte? Sonst ..."

„Sonst wäre ein Sieg erfochten worden, gegen den Salamis an Bedeutung verblaßte. Nun aber Spaß beiseite! Freuen Sie sich, wieder bei uns zu sein?"

„Herr Kapitänleutnant ..." Mehr vermochte Klaus nicht hervorzubringen, worauf Sierstorff lachte. „Bloß nicht weich werden! Fein ist's, daß Sie wieder hier sind, und zum mindesten das Stillstehen, das haben Sie nicht verlernt."

Umgeben von seinen näheren Freunden, suchte Klaus zunächst die Seekadettenmesse auf. Fast kam es ihm so vor, als sei er gar nicht fort gewesen. Dann ging er an sein Spind. Herunter mit dem Zivilzeug, mit Jacke, Pumphose und braunen Stiefeln, und hinein in die Uniform, war es auch nur das zweite Päckchen Arbeitszeug!

„Kinder, ist das schön" — Klaus tastete an sich herum — „nun wieder dabei zu sein! Ihr ahnt ja gar nicht ..."

„Erzähle von deiner Reise, von Mexiko, vom Bahnüberfall, von Kapitän Larsen und den Malaien!"

Klaus lehnte lachend ab. „Später, später! Vorerst bin ich neugierig, von euch zu hören, was ihr alles erlebt habt. Noch wichtiger ist mir aber: was macht mein Bruder?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, raffte er seine Briefschaften zusammen. Dann begab er sich zum Schiffslazarett. Die Freunde begleiteten ihn. Vor der Tür machten sie jedoch halt. „Du möchtest wohl allein bleiben?" Klaus nickte und trat ein.

Er hatte Glück. Das Lazarett war leer. Nur sein Bruder lag in einer der Schlingerkojen; offenbar schlief er.

Klaus trat langsam näher. Sinnend betrachtete er die Züge des Schlafenden, und ihm wurde klar, Hans war der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten. Merkwürdig, diese Ähnlich-

keit! Ob sie mitsprach bei der großen Sehnsucht der Mutter nach ihrem Ältesten?

Klaus räusperte sich und erschrak dabei über sein Tun. Durfte er den Bruder überhaupt wecken? Wie, wenn er gegen Anordnungen des Schiffsarztes verstieß? Besser, man erkundigte sich.

Auf Zehenspitzen strebte er dem Ausgang zu. Im selben Augenblick wurde die Tür geöffnet; der Oberstabsarzt erschien in höchsteigener Person. „Hallo!" rief er im ersten Erstaunen und fuhr gleich darauf fort: „Ah, das ist ja unser Seeigelpatient! Natürlich, Sie wollten nach dem Bruder sehen?"

„Zu Befehl, Herr Oberstabsarzt!" Klaus war auch im Verkehr mit seinen Vorgesetzten ganz so zumute, als habe er überhaupt keinen Fuß von der „Stralsund" gesetzt.

Inzwischen war der Schiffsarzt an die Schlingerkoje getreten und rührte Hans Wesselingk an der Schulter. „Aufwachen!" mahnte er dabei. „Sie bekommen Besuch."

Der Verletzte schlug die Augen auf. Ein weiches, müdes Lächeln irrte über sein Gesicht. „Ich habe sehr tief geschlafen", gestand er, „und geträumt ..."

„Nun aber ist die Wirklichkeit da", fiel ihm der Oberstabsarzt ins Wort, „und zwar in Gestalt Ihres Bruders."

Es ging wie ein Ruck durch den Verletzten. „Mein Bruder?" wiederholte er gedehnt, und seine Augen suchten Klaus.

Der Oberstabsarzt machte sich an seinem Arbeitstisch zu schaffen. Es dauerte nur Sekunden. Er sah etwas nach im Krankenbuch. Dann zog er sich still zurück.

Klaus trat neben die Koje. Beiden Brüdern verschlug es die Stimme. Sie starrten sich prüfend an, bis Hans schließlich sagte: „Ich kann mich noch ganz gut an dich erinnern. Du hast früher immer Schiff gespielt und hast dir dazu im Kinderzimmer aus Tischen und Stühlen Fahrzeuge zusammengestellt, so geschickt, daß die Eltern oftmals staunten."

„Hans!" Klaus begehrte fast heftig auf. „Warum hast du in der ganzen langen Zeit nie etwas von dir hören lassen? Warum hast du nicht geschrieben? Kein Lebenszeichen kam. Es hat schwer an Vater und Mutter gezehrt. Wenn du wüßtest, wie du dich versündigt hast!"

„Versündigt?" Der Bruder atmete tief. „Ja, ich habe mich versündigt. Wer aber ehrlos geworden ist, für den ist der Weg zum Guten versperrt."

„Nicht doch!" Über Klaus war eine große Sicherheit gekommen. Er fühlte, jetzt galt es den letzten Kampf auszufechten, um den Bruder zurückzugewinnen, jetzt kam alles darauf an, den Gestrauchelten aufzurichten.

Er nahm sich einen Stuhl und setzte sich neben die Koje. Dann schlug er vor: „Wie wäre es, wenn du mir erzähltest, ganz kurz, nur in großen Zügen, wie das Leben dir mitgespielt hat? Nenn' es ruhig eine Beichte! Hinterher lesen wir dann gemeinsam die Briefe der Eltern."

Der Verletzte fuhr hoch. „Laß uns die Briefe sofort lesen!"

Klaus schüttelte den Kopf. „Habe ich mich bis heute beherrscht, nur dir zuliebe, so mußt du mir jetzt schon den Gefallen tun ..."

Hans sank auf sein Lager zurück. „Gut", räumte er ein, „ich will mich fügen, obwohl ich der Ältere bin."

Es dauerte aber noch eine geraume Weile, bis er damit begann, was Klaus eine Beichte genannt hatte. Er empfand zwar das Treffende der Bezeichnung wohl und lehnte sich doch dagegen auf. Schließlich überwand er sich und begann mit stockender Stimme: „Es war Angst, Klaus, bleiche Furcht vor dem Tode, was mich zu dem unseligen Schritt trieb, fahnenflüchtig zu werden. Ich hatte die Hölle vor Ypern mitgemacht ..."

Klaus hob die Hand. „Laß das!" bat er. „Davon will ich nichts hören, nur von deinem Auslandleben während der langen Jahre."

„Ja, während langer Jahre!" Hans seufzte auf, wandte sich in seiner Koje um, so daß er dem Bruder den Rücken kehrte — Schamröte überflammte ihn — und dann wie im Selbstgespräch fortfuhr. Es wurde eine bunte Erzählung, aus hundert Schicksalen zusammengeflickt, voller Abenteuer, angefüllt mit der Schilderung schwerster Entbehrungen und härtester Demütigungen, durchsetzt von Weh und Leid. Über die holländische Grenze war Hans entwichen. In Rotterdam hatte er Unterschlupf in einem übelberüchtigten Hause gefun-

den, wo viele deutsche Fahnenflüchtige verkehrten. Aufs schärfste angewidert, hatte er sich auf und davon gemacht, um zunächst eine Art Sekretärstellung bei einem Winkeladvokaten zu finden. Damals hatte er an die Eltern schreiben wollen. Die Scham hatte ihm aber die Feder immer wieder aus der Hand gewunden. Als er dahinterkam, daß der Winkeladvokat im Grunde genommen nichts Besseres war als ein politischer Agent, der in britischem Solde stand, war er ein drittes Mal geflohen, vor seinem Brotherrn, aber auch vor seinem Schicksal. Als Steward an Bord eines holländischen Dampfers war er übers große Wasser gefahren. In den Vereinigten Staaten hatte er sich als Kellner, als Schuhputzer, als Sprachlehrer und Notenschreiber versucht. Mitunter war er am Verhungern gewesen. Noch ärger als der leere Magen hatte aber das Kainszeichen des Vaterlandsverräters geschmerzt. Kanada hatte ihn gesehen, dann war er auf die Inselwelt der Antillen verschlagen worden. Dort hatte er als Farmarbeiter sein Brot verdient, als Schreiber und Hausknecht, um schließlich in Mittelamerika als Bänkelsänger seinen Lebensunterhalt zusammenzugröhlen, wie er es selber voller Bitterkeit nannte.

„In Mexiko-Stadt ist ein Herr Kröning auf dich aufmerksam geworden", unterbrach Klaus den nur noch stammelnden Bruder. „Und von ihm haben die Eltern erfahren ..."

„Was denn?" Hans fuhr herum. „Was denn, Klaus?"

„Nun, die beruhigende Nachricht, daß du noch lebtest."

„Daß ich noch lebte?"

„Und daß somit Hoffnung bestünde ..."

„Hoffnung bestünde?"

„Dich wiederzusehen!"

„Mich wiederzusehen!"

Wie teilnahmlos hatte Hans die letzten Worte des Bruders wiederholt. Dabei war er bis ins Innerste gepackt und fühlte, wie Schlacke um Schlacke von ihm abfiel, daß ein anderer Mensch aus ihm wurde, und daß dort wieder Leben einzog, wo es tot und starr geworden war, in sein Sehnen und sein Hoffen, in seinen Glauben an die Menschheit, in seine Lebenszuversicht.

„Nun das Letzte, Hans!" verlangte Klaus nach einer Pause des Abwartens. „Nun laß mich auch noch das Letzte wissen! Was hat dich an Bord der ‚Maage' getrieben?"

„Die Heimatsehnsucht."

„Das verstehe ich nicht. Du wolltest nach Hause über Indien?"

„Man hatte mich um all mein Erspartes geprellt. Ein Deutscher war der Schuft, ein völlig heruntergekommener, vom Alkohol geknechteter Mensch, ein Sänger wie ich."

„Nannte er sich Bardo alemán?"

Hans nickte eifrig, ohne in seiner Erregung über die Frage des Bruders irgendwelches Erstaunen zu verraten. „Ja, so nannte er sich. Er hat mich ausgeplündert, an der Westküste von Mexiko war es, und da habe ich mich in meiner Verzweiflung als Kohlentrimmer auf dem dänischen Dampfer ‚Maage' anheuern lassen."

„Unter falschem Namen?"

„Ja doch; daran war ich längst gewöhnt."

„Warum gerade auf dem Dänen?"

„Weil er nach Colombo wollte."

„Nach Colombo? Was zog dich dorthin?"

Hans formte die Gedanken, ehe er Antwort erteilte. „Ein ganz bestimmter Plan", entgegnete er schließlich, noch immer etwas zögernd. „Lach' mich nicht aus! Es handelt sich um folgendes: Bei der Artistengruppe, mit der ich durch Mexiko gezogen bin, befand sich auch ein Tierbändiger, ein Schwede, von dem ich allerhand gelernt habe. Es ist seltsam, aber ich besitze von Natur die Gabe, mit allen Tieren gut auszukommen, selbst mit Raubtieren, obwohl ich doch während des Krieges" — nun quälten sich die Worte wieder von den Lippen — „wahrlich kein Held gewesen bin. Der Schwede hatte meine Fähigkeit wohl erkannt. Umso ängstlicher hielt er mich von seinen Tieren fern. Brotneid war es, nichts anderes. In mir wuchs aber die Erkenntnis: hier liegen die Wurzeln deiner Kraft."

„Und was hat Colombo damit zu tun?" Klaus empfand ein leises Gefühl des Unbehagens. War der Bruder am Ende ein unheilbarer Phantast oder, gar noch schlimmer, ein un-

verbesserlicher Landstreicher? Er starrte auf das bleiche Gesicht und sah in flackernde Augen. Doch sie blickten ehrlich, die Augen, so daß Klaus sich zu schämen begann und sich insgeheim schalt ob seines Verdachtes. „Ich muß gestehen", brachte er mühsam hervor, „noch sehe ich nicht klar."

„Kannst du auch nicht", mit einem Schlage wurde Hans sicherer; „denn es sind gewisse Kenntnisse erforderlich. Also, hör' zu! Von Colombo aus werden viele fremdartige Tiere nach Europa verfrachtet, für Zoologische Gärten, für Wanderschauen und Zirkusse. Mein Plan war nun, hierbei meine Fähigkeiten auszunutzen, und als letztes, als höchstes Ziel stand mir vor Augen ..."

„Auf diese Weise nach Deutschland zurückzugelangen?"

Hans nickte eifrig. „Ja, und zwar mit der Firma Hagenbeck, die wieder voll in Blüte stehen soll."

Klaus schwirrte der Kopf. War das möglich? Er zermarterte sich sein Gehirn. Ging das an? Durfte er zureden? Was würden die Eltern sagen?

Plötzlich klang es ganz weich an sein Ohr: „Klaus, löst du jetzt dein Versprechen ein?"

„Mein Versprechen?"

„Ja doch, die Briefe!"

Da sprang Klaus vom Stuhl und schüttelte dem Bruder die Hände. „Gewiß, jetzt kommen die Briefe an die Reihe. Wir beide, wir lesen sie zusammen und schreiben dann gleich an die Eltern. Die Freude zu Hause, wenn man sie bloß miterleben könnte! Ich sehe Mutter ordentlich, und Vater, unsern Vater! Wird das einen Jubel geben! Sollen wir am Ende auch telegraphieren?"

Doch der Ältere lehnte ab, und nun machten sich die beiden über das Briefelesen her. Es wurde eine Feiertagstunde. —

Als der Kommandant der „Stralsund" über die Einzelheiten des Wiedersehens der beiden Brüder unterrichtet worden war, bestimmte er in seiner warmherzigen Weise, daß Hans Wesselingk an Bord gesund gepflegt werden solle. „Bis Colombo nehmen wir ihn mit. Dann allerdings, dann muß er allein für sich weitersorgen, denn einen Fahnenflüchtigen aus dem Kriege als Freiwilligen einstellen, und zwar nur auf

Zeit — hm, das will mir denn doch nicht in den Kopf. Also bis Colombo", so wurden der Erste Offizier und der Schiffsarzt unterwiesen, „dann wird Schluß gemacht."

Von Soerabaja aus setzte die „Stralsund" ihre Reise nach Batavia fort. Klaus stürzte sich mit wahrem Feuereifer in den Dienst. Bisweilen fiel es ihm schwer, den Kopf oben zu behalten. Allzuweit klafften Lücken der Unkenntnis. Die Kameraden hatten unter Sierstorffs Leitung ihre Zeit genützt und gewaltige Fortschritte gemacht. Auf Schritt und Tritt wurde Klaus dessen inne. Täglich galt es, die Zähne zusammenzubeißen, um nicht kleinmütig zu werden.

In dieser Zeit erwarb sich Bootsmannsmaat Braun besondere Verdienste um Klaus. Aus freien Stücken nahm er sich seiner an, um seinem Wissen auf die Beine zu helfen. Er opferte viele Stunden der Freizeit, so daß Klaus sich fast schämte. Wenn er aber dem Unteroffizier damit kam, er könne solche Opfer nicht annehmen, dann knurrte der treue Mann und erklärte: „Keiner hat während des Krieges besser für seine Leute gesorgt als mein Kommandant auf dem U-Boot, als Kapitänleutnant Sierstorff. Wo ich nun weiß, daß er große Stücke auf Sie hält, soll's mir eine willkommene Gelegenheit sein, meinen Dank auf diese Weise abzutragen."

Klaus versagte sich jede Zerstreuung. Der Unteroffizier tat es ihm gleich. So blieb der Erfolg nicht aus; das Grundwissen, das Bootsmannsmaat Braun vermitteln konnte, holte Klaus in raschem Fluge nach, und bei den streng wissenschaftlichen Fächern, dem von den Offizieren erteilten Unterricht, da sprangen die Kameraden ein, in erster Linie Kirsten und Brechtingen, um Klaus zu helfen.

Während stiller Stunden aber, auf Nachtwachen, wo es nichts Besonderes zu tun gab, da ließ er sich von seinen Freunden über den Aufenthalt der „Stralsund" in den fremden Häfen berichten, über Panama, Los Angeles und San Franzisko, über Honolulu, Japan und Manila. Mitunter konnte ihm dann ganz schwer ums Herz werden. Er hatte viel, sehr viel versäumt und hielt mit seinem Kummer nicht zurück. Kröning wußte jedoch jedesmal ein Mittel, das seinen Schmerz linderte. Er erinnerte an das Auffinden des Bruders, und

wenn die andern dann noch hervorhoben, wie sehr sie Klaus um sein Abenteuer in Mexiko beneideten, war er schnell wieder getröstet.

Als die „Stralsund" in Batavia angekommen war, begab sich Klaus aber doch an Land. Für den wachfreien Teil der Besatzung war eine Fahrt nach Buitenzorg, auf Deutsch „Ohnesorge", vorgesehen, und diesen Ausflug mochte er sich nicht entgehen lassen.

Buitenzorg liegt auf einer von Flüssen umgebenen Ebene, inmitten von Reisfeldern, Palmen- und Bananengärten, angelehnt an die Hänge der von Urwald bedeckten Vulkane Salek und Gedeh. Der überaus fruchtbare Boden erzeugt im Verein mit reichlichen Regenfällen eine Üppigkeit, die selbst im tropischen Asien ihresgleichen sucht. Dieser Umstand hat dazu geführt, in Buitenzorg einen Botanischen Garten anzulegen, wie die Welt keinen zweiten kennt. Ein wahres Paradies ist dort entstanden, märchenhaft in seiner Schönheit, unerschöpflich an Gestaltung und Reichtum des Gebotenen.

Zu den Reizen der Natur und ihrer Vervollkommnung unter der Pflege durch Menschenhand, woran auch deutsche Gelehrte hervorragend beteiligt sind, kam aber noch etwas anderes hinzu, was den Ausflug zu einem Ereignis besonderer Art stempelte: der warmherzige Empfang durch die holländischen Behörden. Schon auf dem Bahnhof begann es damit. Als der Zug mit den Mannschaften der „Stralsund" einlief, schmetterte eine Bataillonsmusik die deutsche Hymne. Der Bürgermeister der Stadt hatte sich eingefunden, der Resident und zahlreiche Vertreter der Armee. Die deutsche Kolonie lud zu einem Essen in einer festlich geschmückten Halle ein, hoch gingen die Wogen der Begeisterung, Herz fand sich zu Herzen.

Das Schönste blieb aber doch der Rundgang durch den Zaubergarten Buitenzorgs. In kleineren Trupps wanderte man umher, stets von freundlichen Führern begleitet. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Klaus, trotz Schauen und Genießen, das meiste über die Erlebnisse seiner Kameraden erfuhr, denn die Frage: „Wißt ihr noch?" tauchte immer wieder auf, und dann gab es alsbald ein Erzählen und Berichten, so

lebhaft und angeregt, wie es nur erfolgen kann, wenn froheste Laune die Stimmung beflügelt.

„Kinder, erinnert ihr euch noch an Panama und Bilbao?" fragte Kröning. „Und an das Denkmal für die zweitausendzweihundert Menschen, die beim Bau des Panamakanals ihr Leben haben lassen müssen?"

„Und hier dieser Gottesfriede!" Brechtingen verstand den Freund. „Als ob's überhaupt kei Sterbe gäb'."

Klaus hakte bei dem Kameraden aus Württemberg unter. „Ich hab' mich noch gar nicht erkundigt, wie es deiner Mutter geht."

Brechtingen wurde ernst. „Leider gar net gut. Sie ischt immer noch in Italien. Sie klagt net grad', aber i werd' halt meine Sorg' net los."

Inzwischen war Kröning schon wieder auf etwas ganz anderes gekommen. „Es ist herrlich, daß man hier draußen so viele Landsleute trifft", sagte er zu dem Führer seiner Gruppe, einem jungen deutschen Botaniker. „Wir haben es auch an der mittelamerikanischen Küste dankbar empfunden, in Guatemala, in San Salvador und Honduras. Über ein Jahrzehnt hatte sich dort kein deutsches Kriegschiff gezeigt, und die Freude der Deutschen war einfach rührend."

„Ich glaub's, ich glaub's", versicherte der Gelehrte. „Uns geht's ja hier nicht anders, und wir haben nur den einen Wunsch, daß die junge Reichsmarine das Wiederkommen nicht vergißt."

Nein, darüber bestand kein Zweifel, wiederkommen wollten sie alle gern. Es fragte sich nur, wann und wie? „In Los Angeles haben wir es versprochen", erinnerte Kröning die andern, „in San Franzisko und Honolulu . . ."

„Und erst in Japan!" fiel Söldlinger ihm ins Wort. „Wenn i an den Ausflug von Nikko aus denk', wo wir barfuß und im Kimono auf'm Boden g'hockt sind, um Reis zu futtern, nix als Reis, und dazu ein Teegeschlampe . . ."

„Da haben Sie wohl geschimpft", scherzte der junge Botaniker, „und an einen heimischen Maßkrug gedacht?"

Doch Söldlinger schüttelte den Kopf. „Der hätt' gar net dazu paßt. Glauben S' denn, die kloan Japanerinnen hätten

a Maß trag'n können, die mit ihren Wurschtlhändchen?" Er prustete förmlich vor Entrüstung, um gleich darauf einzugestehen: „Aber fein war's doch, und ‚auf Wiedersehn' ham mer auch dort g'wünscht."

Klaus wußte nicht, woran es lag, aber die ersten Wochen nach seiner Wiedereinschiffung rasten für ihn nur so dahin. Ihm wurde ordentlich unheimlich zumute, bis er sich mit Kirsten darüber aussprach. Der sann kurz nach und erklärte dann: „Es kann nur an einem liegen: du arbeitest und schufftest zuviel, so daß du überhaupt keine Ruhe mehr kennst. Übertreib's nicht, leg' heute abend die Bücher beiseite und setz' dich zu uns! Ich verspreche, es wird gemütlich."

Klaus sah ein, der Freund hatte recht. So folgte er seinem Rat. —

Die „Stralsund" war wieder einmal in See. Java lag hinter ihr, Zeylon wurde angesteuert. Die Seekadetten hockten an Oberdeck auf ihrem Freizeitplatz zusammen. Tagsüber hatte es geregnet, am Abend war es licht geworden. Noch zogen Wolken unterm Himmel, aber die Sterne blinzelten schon hervor, und in behäbiger Schwere stemmte sich, puterrot vor Anstrengung, der Vollmond über die Kimm.

„Heute nacht passieren wir den Äquator", wußte einer zu berichten, „nordwärts zum zweitenmal."

„Ob Neptun wieder kommt?" fragte ein anderer.

„Ausgeschlossen; der zeigt sich nur einmal auf jeder Reise."

„Daß ich die Linientaufe nicht mitgemacht habe", Klaus reckte die Arme über dem Kopf und gähnte, ihm war wohlig müde zumute, „tut mir doch sehr leid."

Einige begehrten auf. „Was, du bist noch nicht getauft, bist noch nicht geläutert und gereinigt, besitzt keine Taufurkunde?"

Klaus schüttelte den Kopf. „Wie sollte ich denn! Auf der ‚Maage' hat man an andere Dinge zu denken gehabt, als wir die Linie passierten."

Das Gespräch verstummte. Man sann nach: was war zu tun? Der Fall lag durchaus nicht einfach. Bis Kröning schließlich erklärte: „Es wird mit Neptuns Einwilligung geschehen sein, daß Wesselingk die Linie ungetauft passiert hat. Also ist der Fall erledigt."

Die andern waren es zufrieden, und nun erhob sich ein eifriges Geschwatze über die Späße, Tücken, Nöte und Unbilden der Linientaufe, wie sehr man gelacht habe über Neptun in seinem langwallenden Königsmantel, mit einer goldenen, aus Tauwerk geflochtenen Krone auf dem Haupt, dem Dreizack in der schwieligen Rechten; über Thetis, seine holdselige Gattin, mit frecher Stupsnase; über den Hofnarren, dessen Mundwerk nicht stillstand; über den Astronomen mit seinen mächtigen Sextanten, den Aktuar mit der Liste der Täuflinge, den Hofbarbier und den Leibarzt mit riesiger Zange zum Ziehen des „altbackschen" Zahns; über den Kellermeister, der kaum über seinen dicken Bauch hinwegsehen konnte, und über all die andern Trabanten und Helfershelfer, schwarze, braune, gelbe.

„Kinder, es war ein Spaß! Nie hab' ich in meinem Leben auch nur ähnlich gelacht."

„Gottlob, daß der Kellermeister hinterher einen Schnaps ausschenkte, denn all das Seifenwasser — brrr!"

„Und das Rasieren und der berühmte ‚Glatzentod' des Barbiers!"

Im Augenblick schwirrten die Stimmen nur so durcheinander. Man lachte und lebte ganz in seiner harmlos-heitern Erinnerungswelt, bis einer anfing zu singen. Da wurde die Stimmung ernster. Heimatlieder wurden wach. Kröning hielt die zweite Stimme. Es hörte sich gut an. Dann kam fast das Schönste. Brechtingen war hier der Meister, Brechtingen mit seinem sanften, ein wenig verschleierten Organ. Er trug vor, was sie in Honolulu gelernt hatten, ein Willkommenlied in hawaiischer Sprache. „Aloha hoi", so begann das Lied. Wieder und wieder mußte Brechtingen es singen, und die Kameraden summten leise mit.

Kirsten lag neben Klaus an Deck, und ganz erregt flüsterte er ihm zu: „Ach du, es waren herrliche Tage! Erst in Los Angeles und San Franzisko, dieses unheimliche Leben und Treiben, dazu die fabelhaften Empfänge, die die Amerikaner uns boten. Wie gewaltig es war — du machst dir keinen Begriff. Unsere Landsleute suchten womöglich noch zu übersteigern, was das amtliche Amerika uns an Gastfreundschaft

antat. Dann folgten, als wirkungsvollster Gegensatz, sonnige, traumhaft schöne Tage auf Oahu, der Hauptinsel der Hawaiis. Kaum hatten wir in Honolulu am Kai festgemacht, von Tausenden von Menschen erwartet, da scholl uns auch schon das ‚Aloha' entgegen, wie du es eben gehört hast. Lachender Sonnenschein, lachende Menschen begrüßten uns. Frauen und Männer, alle trugen frische Blumenkränze in der Hand, und wer sich von uns nur blicken ließ, der wurde mit den Blumen geschmückt."

„Du schwärmst ja förmlich, Kirsten."

„Warum nicht? Mir ging das Herz damals auf, denn so viel Sonnenschein und Jubel hatte ich noch nie erlebt. Als wir in See gingen, war es nicht anders. Wiederum zierte man uns mit Blumen, uns alle, jeder wurde bedacht."

„Aloha hoi", sang Brechtingen, „aloha hoi . . ."

Kurz darauf zwitscherten die Pfeifen der Bootsmannsmaate. „Klar bei Hängematten!" wurde befohlen. Die Seekadetten stoben davon, um zur Ausgabe pünktlich zur Stelle zu sein. –

Die Fahrt nach Colombo war von herrlichstem Wetter begünstigt. Spiegelglatt breitete sich die See, als könne sie, nach Sierstorff, kein Wässerchen trüben. Wenn die Sonne tagsüber auch brütete, pratschig fast und voller Hochmut, so meinte es ein kühler Monsun wieder gut, der von achtern über das Schiff wehte und ihm dazu noch seine vorwärtstreibenden Kräfte lieh.

Es war ein Sonntag, als Klaus um vier Uhr in der Frühe auf Morgenwache zog. Die Südspitze von Zeylon lag querab. Hell leuchtete das Feuer von Dondra Head, eine strahlende Lichtquelle.

Kommandant und Navigationsoffizier waren auf der Brücke. Sauber und auf die Seemeile genau wurde navigiert. Klaus stand am Ruder. „Kursänderung", wurde befohlen, „Nordwest!"

„Nordwest!" wiederholte Klaus, um alsbald den neuen Kurs anzulegen. Später ging es auf Nord, an der Westküste der Insel entlang.

Über dem hohen Lande lag grauviolette Dämmerung. Ganz

sachte stahl sich Helligkeit hoch. Erst fing sich Gold in Nebelschwaden, dann zuckten gleißende Pfeile. Den Himmel überrannen keusche Farben, lichtgrün und rosa. Die Nebel zergingen, die Sonne stieg, und um das glasklar liegende Land säumten schneeige Brandungstreifen.

Fischerboote tauchten auf, helleuchtende Segel. In Schwärmen zogen sie ihre Bahn. Die „Stralsund" kurvte zwischen ihnen hin, und wenn Klaus einen flüchtigen Blick abseits vom Kompaß wagte, dann sah er, daß die Boote mit nackten braunen Gestalten bemannt waren, zum Teil schon mit den Netzen beschäftigt, andere wieder in lässiger Ruhe an Deck.

Im Hafen lag ein Kriegschiff. War es ein Brite? Sicherlich! Manchen an Bord der „Stralsund" beschlich ein eigenartiges Gefühl. Bisher hatte es das Reiseschicksal so gewollt, daß man außer in Pontevedra keinem Engländer begegnet war, und nun sollte man mit dem erbittertsten Gegner aus dem Weltkriege in Nachbarschaft liegen. Ein seltsames Gefühl!

Doch Dienst und Zeremoniell, international streng geregelt, ließen für ablehnende Gedanken keinen Raum. Der Salut für die Landesflagge donnerte durch die Morgenstille, von Land aus sofort erwidert. Dann machte die „Stralsund" fest, Bug gegen Bug mit dem Briten, einem neuen Kreuzer, dem Flaggschiff des indischen Geschwaders.

Bootsmannsmaat Braun hatte seinen Posten vorn auf der Back. Er hatte schwere Augen bekommen, sobald er den Briten sah. Als er nach beendetem Manöver wegtrat, da kam es ihm hart von den Lippen: „Man gut, daß es keiner von denen ist, die im Kriege gegen uns gefochten haben! Sonst — ich weiß nicht, aus seiner Haut kann eben niemand heraus."

Sierstorff hatte Gelegenheit genommen, die Seekadetten noch einmal zu bestem Auftreten an Land zu ermahnen. „Der Krieg ist vorbei", hatte er betont, „und zu unsern vornehmsten Aufgaben gehört es, der friedlichen Zusammenarbeit der Völker zu dienen. Die ganze Welt verfolgt unsere Reise; so wird ein jeder von uns zum Bahnbrecher des Deutschtums und zum Überwinder jenes Lügenfeldzuges, der uns am schwersten getroffen hat, schwerer als die militärischen Waffen."

Noch während Sierstorff sprach, war in Klaus die Er-

innerung an Mister Baratela lebendig geworden. Bei erster Gelegenheit erkundigte er sich: „Was macht denn eigentlich unser alter Freund und Gönner?"

Die Kameraden zuckten die Achseln. „Seit seinem plumpen Sperrversuch im Panamakanal haben wir nichts mehr von ihm gehört. Entweder ist ihm die Lust oder das Geld ausgegangen."

„Hoffentlich beides!" trumpfte Klaus auf, worauf die andern lachten.

Es war am Tage vor der Abreise von Colombo, als der Schiffsarzt dem Kommandanten meldete, daß Hans Wesselingk so weit wiederhergestellt sei, um ohne Sorge aus ärztlicher Behandlung entlassen werden zu können.

Der Kommandant nickte zustimmend. Man merkte ihm an, er überlegte noch. „Ich möchte den jungen Menschen in Ihrem Beisein sprechen", sagte er schließlich zu dem Sanitätsoffizier und klingelte gleich darauf. Dem eintretenden Kajütposten trug er auf, die Brüder Wesselingk, den Zivilisten und den Seekadetten, zu rufen.

Als die beiden eingetreten waren, sichtlich in Erregung, wandte sich der Kommandant zunächst dem Älteren zu. „Wie steht's nun?" fragte er. „Haben Sie Aussicht, eine Ihnen genehme Anstellung zu finden?"

Hans rang nach Worten. „Herr Kapitän, es ist überraschend leicht gefallen. Fast muß ich annehmen, daß ich einen hohen Fürsprecher gefunden habe."

„Lassen Sie das!" lehnte der Kommandant ab. „Gewiß, ich habe mit unserm Reichsvertreter verhandelt."

„Tausend Dank, Herr Kapitän! Wenn ich nur wüßte, wie ich mich für alle Ihre Großmut erkenntlich zeigen könnte!"

„Indem Sie", hart trat der Kommandant auf ihn zu, und seine blauen Augen blitzten, „Ihrem Entschluß treubleiben und als reuiger Sünder nach Hause zurückkehren."

„Herr Kapitän, daran soll niemand mehr zweifeln."

„Versprechen Sie es mir in die Hand?"

Über Hans kam eine mächtige Bewegung. „Gern, Herr Kapitän, und ohne jeden Hintergedanken."

Für Sekunden, für lange Sekunden hielt der Kommandant

die dargebotene Rechte fest. Hans überrieselte es heiß, nicht minder aber Klaus, als der Kommandant fortfuhr: „Schon

Für Sekunden, für lange Sekunden hielt der Kommandant Hans Wesselingks dargebotene Rechte fest (S. 248).

mancher Mensch ist im Leben gestrauchelt. Wir alle haben den Griff der Versuchung gespürt. Wer sich aber selbst emporreißt, dem wird der Allmächtige helfen. Ihre vornehmsten Pflichten sind von Stund' an, Ihren Eltern wieder Freude zu machen und dem Vaterlande mit allen Kräften zu dienen, wohin das Schicksal Sie auch stellen mag. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden."

Dann hieß es zum Schluß zu Klaus: „Ich beurlaube Sie für heute. Gehen Sie zusammen mit Ihrem Bruder an Land! Sprechen Sie mit ihm bei unserm Landsmann Herrn Sachsberg vor! Er wird Ihnen nähere Auskunft erteilen."

Die beiden jungen Menschen wußten kaum, wie sie aus der Kajüte herausgekommen waren. Eines stand aber mit deutlicher Schrift in ihren Herzen verzeichnet, daß der Kommandant der „Stralsund", im besten Sinne des Wortes, ein ganzer, ein kerndeutscher Mann war, eine Führernatur, wie die Menschheit sie braucht.

Klaus meldete Sierstorff seine Beurlaubung und zog sich im Fluge um, während Hans den Rest seiner Sachen zusammenpackte. Dann begaben sich beide an Land.

Herr Sachsberg gehörte zu den angesehensten Deutschen Colombos. Als die Brüder Wesselingk nur andeuteten, daß sie zu ihm wollten, fanden sich sofort Führer bereit, um den Weg zu zeigen.

Klaus traute seinen Ohren nicht. „Die Leute sprechen ja Deutsch!" Ein Bettler hatte ihnen zugerufen: „German beste Volk, viel Geld, viel Geld!" Und er hatte dazu in nicht mißzuverstehender Weise seine Hand gereckt.

In solchen Lagen erwies sich Hans als der Erfahrenere. „Auf derartige Schnacks darf man nichts geben", sagte er. „Das Volk spricht jeden Fremden in seiner Muttersprache an. Betteln scheint hier ein Beruf zu sein, und ein paar fremde Brocken sind rasch genug aufgepickt. Wenn ich an mich selber denke, was ich darin alles geleistet habe . . ."

Er verstummte und senkte den Kopf. Immer aufdringlicher und frecher wurde das Bettelvolk, braune, zerlumpte Geschöpfe. „Guten Morgen", hieß es von links und von rechts oder auch, unbekümmert um die Tageszeit: „Guten Abend!

Seid ihr wieder da?" Die Führer lachten; ihnen machte das Gebaren der andern Spaß. Klaus hingegen war peinlich berührt. Man stolperte ja förmlich über die aufdringliche Gesellschaft. Einen Bengel von zwölf Jahren hatte er schon unsanft beiseite gestoßen. Da geschah etwas, was im Handumdrehen einen kleinen Auflauf hervorrief. Hans blieb nämlich plötzlich stehen und zog seine Geldtasche heraus. Er plünderte sie bis auf den Grund aus, das ganze Ersparte von der „Maage", und streute das Geld unter die Menge. Unter Gejohl, Geschrei und Gequieke folgte eine wüste Katzbalgerei. Der üppige Spender schritt aber eilenden Fußes weiter, nicht im geringsten gewillt, sich an dem Anblick zu erfreuen.

„Hans, was hast du gemacht!" Aus Klaus' Stimme sprach ernster Vorwurf. „Fängt der Leichtsinn schon wieder an? Hast du die Worte meines Kommandanten in den Wind geschlagen?"

Der andere schüttelte den Kopf, nicht im mindesten ob der Vorwürfe erzürnt. „Sieh", entgegnete er, „ich bin in den letzten Jahren im Grunde genommen nichts Besseres gewesen als diese Burschen hier. Jetzt trenne ich mich von der Brüderschaft. Wenn ich dabei einigen von ihnen noch einen Feiertag beschere, so hoffe ich, es wird mir zugute kommen."

„Trotzdem — wovon willst du denn leben?" Klaus war beileibe noch nicht bekehrt.

„Das laß meine Sorge sein!" entgegnete Hans mit fester, ruhiger Stimme. „Ich weiß nun, daß ich nach Hause komme, und für meine Arbeitslust wird sich dort schon irgend ein Pöstchen finden."

Herr Sachsberg empfing die Brüder mit großer Freundlichkeit. Er schien über alles unterrichtet. „Ich habe für Sie", sagte er zu Hans, „eine Stellung bei einer englischen Firma ausfindig gemacht. Sie müssen sich zunächst ins Innere begeben. Es steht aber zu erwarten, daß bereits in vierzehn Tagen ein starker Tiertransport nach Hamburg abgeht."

„An dem ich mich beteiligen könnte?"

„Wenn Sie sich entsprechend einarbeiten, ja."

„Um was für Tiere handelt es sich?"

„Hauptsächlich um Affen, dann aber auch um Wasserbüffel, Schlangen und Elefanten."

„Für letztere kommen Singhalesen mit?"

„Voraussichtlich. Was aber nicht auszuschließen braucht, daß auch Sie bei der Wartung Verwendung finden."

Nachdem der geschäftliche Teil der Angelegenheit durchgesprochen war, lud Herr Sachsberg Hans und Klaus zum warmen Frühstück ein. Er und seine Frau waren treffliche Wirte, und wenn sie viel von ihrem Ältesten erzählten, der in Deutschland auf dem Gymnasium sei, und dabei klagten, wie sehr sie den Jungen entbehrten, dann geschah dies nicht ohne Absicht. Die Wirkung auf Hans blieb auch nicht aus; er verlor mehr und mehr, was noch an Starrheit und Unsicherheit auf ihm lastete, und kam bald nicht davon los, immer wieder von seiner Heimkehrfreude zu schwärmen.

„Leider schlägt jetzt die Trennungstunde", erklärte Herr Sachsberg, als man nach dem Essen seine Zigarre aufgeraucht hatte, „denn die Reise ins Innere muß noch heute angetreten werden."

Die Worte wirkten verwirrend. Daß es so eilig war, hatten die Brüder nicht erwartet. Doch Herr Sachsberg verfuhr offenbar nach einem klar vorgezeichneten Plan, denn er gab hinterher noch bekannt, daß für Hans bereits gewisse Ausrüstungsgegenstände beschafft worden seien, so daß es sich empfehle, sie ungesäumt anzuprobieren.

Klaus begriff; es war für ihn das Gebotene, sich zurückzuziehen. Er trat auf den Bruder zu und gab ihm die Hand. „Nun wirst du noch eher zu Hause eintreffen als ich."

„Ich hoffe es, Klaus." Hans suchte mit den Augen nach Herrn Sachsberg, doch der war wie in einer Versenkung verschwunden. „Bei euch dauert es ja noch Monate."

„Erst die Hälfte der Zeit liegt hinter uns. Wir kehren im Frühjahr zurück."

„Ich weiß, im März. Und mir, mir wird es vielleicht glücken, schon das Weihnachtsfest bei den Eltern zu verleben ..." Hans kam nicht weiter, Tränen rannen ihm über die Wangen, Tränen der Ergriffenheit.

Klaus legte ihm den Arm um die Schultern. Auch ihm ver-

schlug es die Stimme. „Sei tapfer", sagte er immer nur, „sei tapfer und gutes Muts!"

Da war es Hans, der sich gewaltsam zusammenriß. „Ja, wahrhaftig, das will und muß ich sein! Hinter mir liegt es wie ein Sumpf. Nun will ich Neuland betreten und es wacker beackern."

Es raschelte. Herr Sachsberg war wieder ins Zimmer getreten. „Nun", fragte er, „haben Sie sich Lebewohl gesagt?"

Hans und Klaus nickten eifrig, worauf ihr Gastgeber erklärte: „Gut, dann muß endgültig geschieden sein."

Klaus war ganz eigen zumute, als er an Bord zurückkehrte. Würde nun alles glatt verlaufen, so wie Hans und er es sich gedacht hatten? War der Bruder wirklich gerettet, oder drohte noch immer Gefahr, daß er zurücktaumelte in den Sumpf, wie er seine Vergangenheit selber bezeichnet hatte?

Sierstorff war es, der Klaus die Zweifel nahm. Er ließ ihn zu sich in seine Kammer kommen, und nachdem er sich hatte Bericht erstatten lassen, fragte er: „Ihr Bruder wird nun auf den rechten Weg zurückfinden?"

„Ich hoffe es, Herr Kapitänleutnant."

„Sie können es als sicher annehmen. Ich hätte mich sonst nicht für ihn eingesetzt."

Klaus machte erstaunte Augen. Da fuhr Sierstorff auch schon fort: „Ich habe Ihren Bruder, während er bei uns an Bord war, wiederholt im Lazarett besucht und dabei durchaus den Eindruck gewonnen, daß er emporstrebt. War es schon merkwürdig, unter welchen Umständen Sie ihn trafen, so darf es ebenfalls als eine besondere Schicksalsfügung bezeichnet werden, daß ich just in Colombo einen Verwandten in bevorzugter Stellung hatte."

„Herrn Sachsberg, Herr Kapitänleutnant?"

Sierstorff nickte. „Denselben." Das war sein Lieblingswort. Dann brach auch schon wieder sein goldener Humor durch. „Ich meine", beteuerte er, „wen die Götter mit so viel Schicksalsfügungen beglücken, wie Ihren Bruder Hans, der kann getrost in die Zukunft schauen. Der Aderlaß auf der ‚Maage' hat ihn gesunden lassen. Sein Blut rinnt nunmehr wieder rein."

Klaus wußte dem Vorgesetzten für die erteilte Auskunft aufrichtigen Dank. Viel Worte durfte er nicht machen, dies verboten die dienstlichen Umgangsformen, aber seine Augen verrieten genug. So trennten sich Sierstorff und er als zwei zufriedene Menschen.

Dreizehntes Kapitel

Über Aden nach Port Said

„Auf Wiedersehen! Ich steige ab heute in die Unterwelt." Klaus bot Kröning die Hand, und Kröning lachte. „Bester, deine Heizraumausbildung beginnt? Das hast du dir aber unpraktisch eingerichtet. Im Indischen Ozean und nachher im Roten Meer — ich gratuliere, die Hitze!"

Klaus zuckte mit den Schultern. „Was hilft's? An allem ist der Seeigel schuld. — Hier ist übrigens der Brief an deinen Vater."

„Gut, daß du geschrieben hast! Die Nachrichten über deinen Bruder werden ihn lebhaft erfreuen."

Colombo lag bereits wieder acht Tage hinter der „Stralsund". Das Schiff befand sich auf der Fahrt nach Aden. Morgen sollte es dort zu kürzerem Aufenthalt eintreffen, in der Hauptsache nur, um Kohlen zu ergänzen; dann ging es weiter durchs Rote Meer und durch den Suezkanal nach Port Said.

Klaus stieg tief ins Innere des Schiffes hinab. Er begab sich in den Heizraum. Für eine volle Woche bekam er dort zu tun, vier Stunden am Tage, vier Stunden in der Nacht, denn der Ausbildungsplan verlangte es, daß der künftige Seeoffizier auch einen gründlichen Einblick in den schweren Dienst des Heizraumpersonals gewann. Theoretisch hatte sich Klaus bereits allerhand Kenntnisse angeeignet, nun galt es aber, der Kesselanlage praktisch gegenüberzutreten, zu lernen, was es heißt, Feuerungen zu reinigen und zu beschicken, zu kämpfen mit der kräfteverschlingenden Glut, die einem beim Öffnen der Feuerungstüren grell entgegenprallte, schwere Kohlenlasten zu schleppen und Manometer- und Wasserstandsgläser

zu beobachten. Es war nur eine kleine Gruppe von Seekadetten zurückgeblieben, die den Heizraumkursus noch nicht erledigt hatte. Klaus war der älteste. Er meldete sich und seine Kameraden beim Heizraumunteroffizier zur Stelle. Dann warteten die jungen Leute gespannt auf das, was nun folgen würde.

Der Unteroffizier musterte sie und bestimmte: „Acht Mann? Es jut, es stämmt, macht zwei auf den Kessel." Und er teilte die Seekadetten entsprechend ein.

Klaus überrann ein Gefühl der Zufriedenheit. Gottlob, da hatte man ja einen guten Griff getan! Der Unteroffizier war der Maschinistenmaat Baltruweit aus Königsberg in Ostpreußen; er war die Herzensgüte selber, wenn auch streng im Dienst.

Auch im Heizraum herrschte eine Uhr, die Heizklingeluhr. Alle fünfzehn Sekunden schlug sie hell und mahnend an, abwechselnd einmal und zweimal, und das bedeutete dann jedesmal: Feuerung eins oder Feuerung zwei beschicken! Jeder von den vier Kesseln hatte zwei Feuerungen.

„Nu hört mal zu!" begann Baltruweit seine Unterweisung. „Wenn's ainmal klingelt, dann wärfen die Ungeraden von aich ainen Läffel Kohle in ihre Fairung. Klingelt's aber zwaimal, dann kommen die Geraden 'ran. Schippt die Läffel nich zu voll, sonst fluscht das Jeschäft nich!"

Klaus nahm eine Kohlenschaufel, von dem schwerleibigen Unteroffizier geringschätzig mit „Läffel" bezeichnet, zur Hand, und im selben Augenblick, wo das Klingelzeichen ertönte, beförderte er auch schon eine Ladung Kohle in den Feuerschlund. Das knisterte und prasselte in der weißen Glut, als begehre ein Rudel wilder Tiere auf. Flammen leckten gierig empor, rasch wurde die Kohle auf den Rosten verteilt. Mit hartem Schlag flog die Feuertür wieder dicht.

Erst half der Wetteifer, später mußten die Seekadetten aber doch die Zähne zusammenbeißen, um nicht schlapp zu machen. Allzu ungewohnt war die Tätigkeit. Vor allem war es die Hitze, die die Kräfte der jungen Leute verzehrte. Man trug zwar kaum etwas am Leibe, trotzdem rann der Schweiß in Strömen, und eine große Kanne mit kaltem Tee war bereits nach einer Stunde geleert.

Maschinistenmaat Baltruweit hatte ein Einsehen. „So, das war für den Anfang janz jut", begutachtete er. „Ihr seid bloß zu scharf ins Geschärr gegangen. Auf der nächsten Wache schippen wir länger. Nu wollen wir uns mal besähen, was es sonst noch in unserm schwarzen Salon zu tun und zu beachten gibt."

Er kroch mit der jungen Schar in sämtliche Ecken und Winkel des Heizraums und unterwies sie in seiner breiten, behäbigen Art über alles, was wissenswert war. Pumpen, Rohrleitungen, Ventile, die gesamten Kesselausrüstungsteile, es gab nichts, was er nicht erwähnte, und da die Seekadetten theoretisch vorgebildet waren, blieb auch vieles haften.

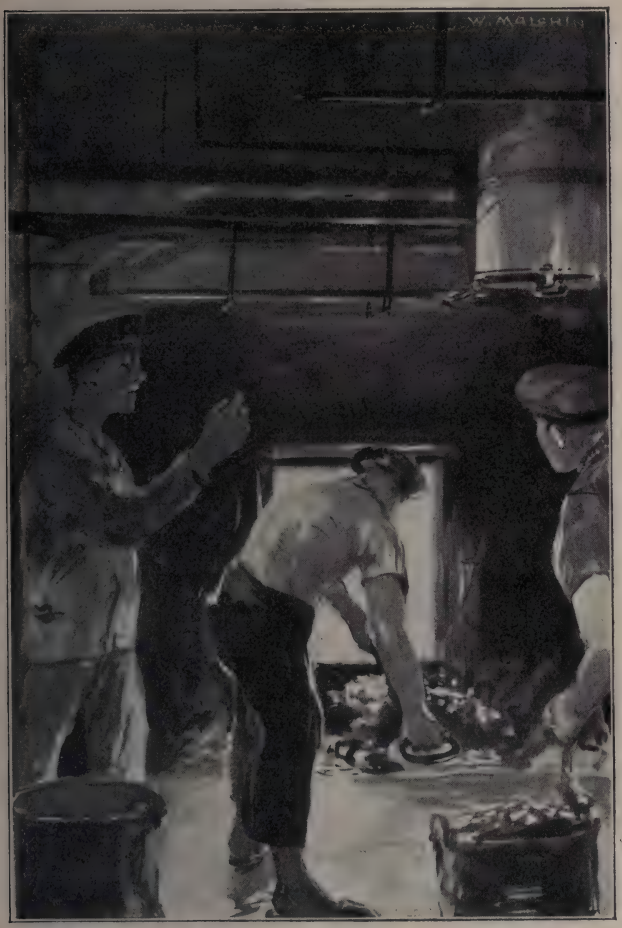
Wenn nur die Bullenhitze nicht gewesen wäre! Immer drückender lastete sie, dazu kam die kohlendurchdunstete, ölgeschwängerte Luft. Die Lampen schienen nur noch trübe zu glimmen, am hellsten fackelte der Feuerschein unter den Kesseln. Als einer der Kameraden Klaus zuraunte, es sei schlimmer, als wenn man zu Hause im Juli bei geschlossenen Fenstern einheize, da nickte er zustimmend und wurde sich zum ersten Male im Leben darüber klar, was man unter einer ausgedörrten Kehle zu verstehen habe.

Trotzdem ging die Wache vorüber, auch diese vier Stunden fanden schließlich ihr Ende, und als Klaus im Heizerbade stand und sich warm abbrauste — es gab keinen Fleck an seinem Körper, der nicht kohlen-schweiß-öl-überronnen war —, da fühlte er sich zwar rechtschaffen müde, gestand sich aber doch insgeheim ein, daß er sich den Dienst im Heizraum vielleicht noch schlimmer vorgestellt hatte, als er in Wirklichkeit war.

Kaum hing jedoch seine Hängematte, als er auch schon hineinkroch, und dieses Hineinkriechen war um vieles schöner und angenehmer als das Geweckwerden und Aufstehen vier Stunden später. Doch was half's? Als der neue Tag begann, punkt zwölf Uhr, zur Geisterstunde, war Klaus bereits wieder mit seinen sieben Kameraden im Heizraum angetreten und meldete sich und die andern bei dem Maschinistenmaaten Baltruweit zur Stelle.

„Na, habt ihr ausjeschlafen?" redete sie der Dicke gähnend an.

„Zu Befehl, Herr Maschinistenmaat!"
„Dann wollen wir uns mal besähen, was man unter einer



Die Arbeit der Feuerreinigung verlangte viel Schweiß, denn die langen Poker waren schwer und ungefüge (S. 258).

Faierrainijung versteht." Und weiter hieß es in der Unterweisung: „Das Faierrainigen gehört zum Kessel wie das Atmen zum Männschen und das Bier zum Durscht. In der Regel wird's alle zwölf Stunden vorgenommen. Das heißt, das Atmen öfter und das Trinken fältener. Beim Faierrainigen beseitigt man die Schlackenbildung, das Erbübel aller Kessel. Es erfordert viel Geschicklichkeit und Schnälligkeit, da es bei offenstehenden Fairungstüren vorjenommen werden muß — nämlich so ..."

Und nun schoß plötzlich in die etwas schwammige Gestalt ein Leben, das man dem Unteroffizier nie zugetraut hätte. Er ergriff eine lange Eisenstange, den Poker, riß die eine Feuertür auf und begann unter Aufbietung von viel Schwung und Kraft mit dem Schüreisen in dem weißglühenden Schlunde zu arbeiten. Die Schlacke fiel nach unten in den Aschfall. In die Feuerung kam frische Kohle, die mit viel Liebe, wie Baltruweit sagte, auf dem Rost verteilt wurde, und dann — aufatmend stand der Unteroffizier da —, dann war das Werk geschafft.

„So", hieß es, „nu spuckt in de Hand und macht es mir nach! Es muß aber schnäller gehen, als wenn der Daiwel Hochzeit macht."

Die Arbeit verlangte abermals viel Schweiß, denn die langen Poker — Baltruweit nannte sie verächtlich Zahnstocher — waren schwer und ungefüge, und festgebrannte Schlacke will erst gelockert sein.

Als man mit dem Feuerreinigen durch war, rief Baltruweit die Seekadetten zusammen, um salbungsvoll zu erklären: „So, nu kommt zur Belohnung 'was Laichteres und Anjenehmeres an die Raihe, nämmlich das Messen des Salzjehalts. Dazu verwänden wir den Salinometer. Bei Wasserrohrkässeln, wie wir sie haben, darf das Kässelwasser keinen mäßbaren Salzjehalt nachweisen, widrigenfalls es als unjeaignet bezaichnet werden muß." Er machte die Probe, indem er etwas Kesselwasser entnahm. Sie fiel einwandfrei aus, was auf seinem kohlengeschwärzten, verschwitzten Gesicht einen Schein der Verklärung hervorrief.

Hinterher gab es aber wieder zu heizen, zu heizen und

immer wieder zu heizen; die Heizraumklingel ließ nicht nach zu mahnen. Und da selbst die Nacht dem Schiff keine Kühlung brachte, waren Klaus und seine Kameraden um vier Uhr in der Frühe, als die Mittelwache, gemeinhin auch „Hundewache" genannt, ihr Ende fand, wieder wie aus dem Wasser gezogen.

Mit Hellwerden stiegen die zackigen Bergrücken der Südspitze Arabiens über der Kimm empor. Auf See herrschte ein reger Verkehr, ein Dutzend Dampfer und mehr ließen sich mühelos zählen. Sie strebten unter der Küste westwärts zum Eingang des Roten Meeres oder verteilten sich auch strahlenförmig nach Osten und Süden über die weite Fläche des Indischen Ozeans. Die Sonne brütete zum Ersticken heiß. Kein Lufthauch ging, nichts schwellte oder rippte die See. Steil stieg der Rauch aus den Schornsteinen in die Höhe. Träge schwärzte er die Luft.

Je näher man dem Lande kam, desto lebhafter wurde das Bild. Die Wasserstraße des Suezkanals strahlte bereits ihre Wirkung aus. Sie hat aus Aden einen wichtigen Stützpunkt des indisch-ostasiatischen und australischen Seeverkehrs gemacht, und Alt-England hat es sich angelegen sein lassen, diesen Stützpunkt auch militärisch auszubauen, so daß er fest in britischen Händen liegt.

Ein ausgebaggertes Fahrwasser führte von der Außenreede zum Innenhafen Ras Marbut. An Steuerbordseite begleiteten rote spitze, und an Backbordseite schwarze stumpfe Leuchttonnen die „Stralsund" während ihrer Fahrt durch die Rinne. Als der junge Leipziger bei diesem Anblick, wenn auch nur leise, frohlockte: „Das is eich ja de reinste Babbel-Allee", da machte sich selbst unter den zum Dienst angetretenen Seekadetten ein fröhliches Geschmunzel bemerkbar.

Im Innenhafen machte das Schiff zwischen zwei Festmachertonnen fest, und alsbald kamen die funkentelegraphisch bestellten Kohlenprähme längsseit. Man war noch mit den letzten Vorbereitungen zum Kohlennehmen beschäftigt, als plötzlich ein Kriegschiffboot nahte, der Flagge nach ein Italiener. Ein junger Offizier, schwarzhaarig, dunkeläugig, lebhaft in Haltung und Gebärde, betrat das Deck der „Stral-

sund". Bootsmannsmaat Braun pfiff am Fallreep die Seite, den vorgeschriebenen Ehrengruß.

Der Italiener begrüßte nach den Gepflogenheiten internationaler Höflichkeit den deutschen Kreuzer. Er teilte auf Französisch mit, daß er von der „Taranto" komme und daß sein Kommandant jede gewünschte Hilfe anbiete. Ein stummes Verneigen seitens des deutschen auf Wache befindlichen Offiziers war die Antwort. Als der Italiener dann noch erfuhr, daß der Kommandant der „Stralsund" bedaure, ihn nicht empfangen zu können, da er dienstlich sehr stark in Anspruch genommen sei, fuhr er wieder von Bord.

Merkwürdig aber, der Besuch hatte auf der „Stralsund" eine seltsame Stimmung erzeugt. Es währte nur Minuten, dann erhob sich ein Getuschel und Geraune, und kurz darauf war es allenthalben herum: unter dem Namen „Taranto" verbarg sich ein deutsches Schiff, ein Schwesterschiff der „Stralsund" sogar, die alte, brave „Straßburg".

Da ballte sich so manche Faust, man sah bestürzte, aber auch grimmige Gesichter. Allen fraß die Scham am Herzen. Ein deutscher Kreuzer unter fremder Flagge? Ein Schiff, aus heimischem Stahl gefügt, ersonnen von deutschen Schiffsbaumeistern, zusammengeschmiedet unterm Hammerklang deutscher Fäuste, und nun Eigentum eines Gegners aus dem Großen Kriege? Das war zuviel, das zerriß einem das Herz.

Inzwischen hatte die Kohlenübernahme begonnen. Die Windemaschinen ratterten ihre schnellste Gangart. Es war, als seien auch sie in Groll und Zorn gefahren. Das Deck zitterte unter der Wucht ihrer Arbeit. An den Bootsdavits, heute zu Ladebäumen umgewandelt, wanderten die Kohlenkörbe, riesigen Traubenbündeln gleich, zu Dutzenden in die Höhe, um gleich darauf mit dumpfem, hartem Gekrach ihre Last an Deck zu schmettern. Flinke Hände hakten die Körbe los und schleppten sie zu den Schütten, die nach den Bunkern führten. Hinein mit der Kohle in den hungrigen, schwarzgähnenden Schlund! Raschelnd und hundertfältig hämmernd, polterten die klobigen Stücke abwärts. Inzwischen fiel immer wieder das eine Wort „Straßburg" oder auch „unsere Straßburg". Es bedurfte keines Befehls, keiner Anfeuerung bei der Koh-

lenübernahme, obwohl die Hitze zentnerschwer lastete. Aus Ingrimm gab jeder sein Bestes her. Kaum daß man die Pfeifensignale zum Fieren und Heißen abwartete. Hatte es denn im Weltkriege überhaupt einen Gegner gegeben, der einem an Tüchtigkeit gleichgekommen wäre? Und nun waren die Italiener Herren der „Straßburg", des von Kriegsnarben gezierten Schiffes, das nach der Tat von Scapa Flow an die Sieger hatte ausgeliefert werden müssen. Die Schaufeln stießen sich immer heftiger in die Kohle. Es klang nach Weh und Leid. Die Winden jammerten und kreischten, Empörung schüttelte die „Stralsund".

„Wenn ich bloß daran denke", Bootsmannsmaat Braun grollte es vor sich hin, „daß ich bei Kriegsbeginn noch an Bord der ‚Straßburg' war, dann überläuft's mich heiß und kalt, und ich weiß nicht, was ich tun soll." Er schwang einen Hammer hoch und zertrümmerte mit wuchtigen Schlägen große Kohlenstücke. Aus seiner Brust rang sich dabei ein Stöhnen, dröhnend wie die Stimme eines Löwen.

Dem Ersten Offizier entging es nicht, wie die Mannschaft sich erhitzte, und er überlegte schon: wie wird es an Land werden, wenn sich die Beurlaubten mit den Italienern von der „Taranto" treffen? Mustergültig war bisher das Verhalten seiner Leute gewesen, nicht eine einzige Ausschreitung war während der ganzen Reise vorgekommen, und nun, nun wurde man vor eine Prüfung gestellt, die kaum zu bewältigen schien. Selbst unter den Offizieren sah es nicht anders aus als bei den Leuten, nur daß sie ihre Wut in sich hineinfraßen. Was tun, wie sich entschließen?

„Herr Kapitän", der Adjutant nahte mit schnellen Schritten, „darf ich gehorsamst etwas Traurig-Tröstliches melden?"

„Nun?" Der Erste Offizier fuhr aus seinem unerfreulichen Nachsinnen hoch. Er hob den Kopf und machte große Augen.

„Wir haben soeben in Erfahrung gebracht", das Gesicht des Adjutanten strahlte vor Genugtuung, „daß die ‚Taranto' bereits seit fünf Monaten in Aden festliegt und das Weiterfahren vergißt."

„Warum denn? Seit fünf Monaten? Das schöne Schiff?"

„Seine Kessel und Maschinen sind völlig zusammengebrochen. Es hat aus gleichem Anlaß schon einmal ein unfreiwilliges Gastspiel von dreizehn Monaten in Aden gegeben."

„Gott sei Dank", entfuhr es dem Ersten Offizier, „das gibt Luft! Unter der deutschen Flagge hat die ‚Straßburg' solche Mußestunden nicht gekannt." Er sorgte dafür, daß die Kunde vom Zusammenbruch der alten, kriegserprobten „Straßburg" unter der Besatzung der „Stralsund" bekannt wurde. Wie ein Wunder wirkte es, wie ein echtes Wunder. Im Handumdrehen schwanden Ingrimm, Zorn und Groll, und es blieb nur noch ein Gefühl berechtigten Selbstbewußtseins zurück.

Am Nachmittag wurde Klaus zu Sierstorff befohlen. „In einer halben Stunde", hieß es, „begibt sich eine Abordnung an Land, um die Kriegergräber in Ras Marbut zu besuchen. Von den Seekadetten nehmen Sie und Brechtingen teil."

Klaus antwortete nur: „Zu Befehl!" und machte, daß er zum Umziehen kam. Im ganzen fuhren sie zu acht Mann an Land. Ein Leutnant zur See führte die Abordnung.

Kaum war man an Land, als sich auch schon dasselbe wiederholte, was Klaus in Colombo aufgefallen war: ganze Haufen von Eingeborenen umschwärmten die Fremden, meist in der Absicht, zu betteln oder Geschäfte zu machen. Alles schrie und gestikulierte wild durcheinander, bot Früchte an und minderwertige Erzeugnisse des Landes, die oft nicht einmal echt waren, oder auch Kraftwagen und andere Fuhrwerke. Araber und Somalineger, Hindus, Malaien, Perser, Juden und Mischlinge aus diesen Rassen waren beteiligt. In einem glichen sich alle, und das war die Aufdringlichkeit. Höchstens, daß die Araber einen Rest ererbter Würde bewiesen.

Das Land selbst war kahl und nüchtern. Die Eingeborenen lebten in Hütten, das Europäerviertel wies Steinhäuser auf. Die machtvollsten Bauten waren aber die Kasernen der britischen Garnison. Unmittelbar hinter den Häusern erhob sich steiles Felsengewirr, wild zerklüftet, als sei es von einer Riesenfaust zerschmettert worden. Ringsum war kein Baum zu sehen, und wenn man auch versucht hatte, Anlagen zu schaf-

sen, so war es selbst gärtnerischen Händen nicht geglückt, aus dem dürren, vom Sonnenbrand überlohten Boden Strauchwerk zu locken, das höher wuchs als halbe Manneshöhe. Nur der Friedhof war gut in Stand gehalten. Fast schien es, als ob die Europäer, die nach dem öden Aden verschlagen waren, allen Fleiß darauf verwandten, die Stätte letzter Ruhe mit einem bescheidenen Schimmer von Schönheit und warmem Glanz zu umgeben.

Mit abgezogener Mütze trat die Abordnung der „Stralsund" vor die deutschen Soldatengräber, um durch stilles Gedenken die Toten zu ehren, und wenn dieser oder jener auf dem Wege noch teilnahmlos geblieben war und sich innerlich die Frage vorgelegt hatte: „Was sollst du hier, warum besuchst du die fremden Gräber? Sie gehen dich nichts an", so wurde er bald eines Bessern belehrt. Man sah viele Kreuze und las ihre Inschriften, und es sprach ein ernstes Mahnen aus ihnen. Deutschlands vergangene Größe wuchs empor, die deutsche Geschichte jüngstvergangener Zeiten wurde wach, die Geschichte der kaiserlichen Marine und die Geschichte kolonialer Betätigung. Mannschaften von Bord der alten „Niobe", des „Geier", der „Prinzeß Wilhelm" und des „Bussard" waren in Aden beigesetzt worden. Von S. M. S. „Möwe" ruhte auf dem Friedhof seit dem Jahre 1888 ein Leutnant zur See Karl von der Osten. Korvettenkapitän Donner, einst Erster Offizier der „Leipzig", hatte hier seine letzte Ruhe gefunden, nachdem er im Gefecht bei Bagamoyo zu Tode verwundet worden war, und von dem ostasiatischen Expeditionskorps, das einst nach China ging, hatten mehrere Kanoniere und Gefreite die Reise nach Aden nicht überlebt. Von Grab zu Grab wandelten die Leute der „Stralsund" unter Vorantritt ihres jungen Leutnants. Hinter sich wußten sie eine fremde Welt, fremd an Sitten, Sprache und Aussehen, vor ihnen aber lebte die Heimat auf. Sie grüßte durch den Mund der Toten und forderte zugleich: Seid ebenso treu wie die, die hier ruhen, dann wird es mit Deutschland wieder vorwärts gehen!

Als die Abordnung an Bord zurückkehrte, war Post eingetroffen. Man hatte nicht einmal mit Sicherheit damit rechnen dürfen; umso größer war die Freude. Klaus hatte einen

Brief von seiner Mutter, und es bereitete ihm stille Genugtuung, daß der Tag nun nicht mehr allzu fern sein würde, wo die Eltern von ihm und Hans hörten, von ihm und dem wiedergefundenen Bruder.

Einen gab es aber unter den Seekadetten, dem die Post schwere Herzensnot bereitete, und das war Brechtingen. Sein Vater teilte ihm mit, daß die Mutter an der Riviera ihrem Leiden erlegen sei. „Still und friedlich ist sie zur letzten Ruhe hinübergeschlummert", so hieß es in der Trauerbotschaft, „im wachen Zustande, für dich, mein lieber Sohn, ihr letztes Kind, einen letzten Gruß auf den Lippen."

Brechtingen blieb äußerlich gefaßt. Wenn er auch weicher Gemütsart war, so lebte doch ein zäher Wille in ihm, der ihn noch immer zu größeren Leistungen befähigt hatte, als es im Grunde genommen seiner körperlichen Veranlagung entsprach. Was er nach dem Lesen des Briefes tat, wie er sich aufführte, er wußte es selber nicht. Ihn drängte es, sich abzuschließen vom Leben der andern, um sich ganz in den Kummer darüber zu vergraben, daß er seine liebe, seine lebenslustige Mutter nun nicht wiedersehen sollte. Noch schien es ihm nicht faßbar, noch glaubte er der Stimme des eigenen Ichs nicht. Nur wenn er den Brief vornahm und mit verschwommenem Blick die Zeilen des Vaters überflog, so fest und klar geschrieben wie immer, dann gab es kein Zweifeln mehr, dann bohrte sich ihm die Gewißheit in Hirn und Herz, daß ein Band zerrissen war, unknüpfbar zerrissen, wie es kein festeres und treueres gibt, das Band der Mutterliebe und Mutterſorge, und daß es etwas Grausames ist, wenn Schicksalschläge in die Ferne treffen müssen. Wär' ich nur daheim, der Gedanke verließ ihn nicht, jetzt nur daheim!

Brechtingen hatte Mittelwache. Stille lag über dem Hafen. Die Sterne sprühten klar. Ein dünner Wolkenhauch tastete sich zart über den Himmel. Ab und zu schwoll Lärm vom Land herüber. Es glitten auch Boote übers Wasser, getrieben von Riemenschlag, selten nur ein Dampf- oder Motorboot.

Kurz nach zwölf Uhr kam das letzte Boot der „Stralsund" von Land. Sierstorff saß in ihm mit mehreren Offizieren. Als er übers Fallreep schritt — Brechtingen stand mit einer

Lauflaterne auf dem Podest — merkte er sofort, daß dem jungen Menschen etwas fehlen müsse. Er winkte ihn zu sich heran. „Fühlen Sie sich nicht frisch? Sind Sie krank? Vielleicht überanstrengt vom Kohlen?"

„Nein, Herr Kapitänleutnant! Ich habe bloß einen Brief von meinem Vater bekommen."

„Etwa eine Trauernachricht?"

Brechtingen nickte nur; die Stimme wäre ihm unter Tränen erstickt. Da nahm sich Sierstorff seines Seekadetten an, und in der Erkenntnis, daß es das Gebotene war, den jungen Menschen unter den obwaltenden Umständen nicht allein zu lassen, veranlaßte er, daß Klaus aus dem Kesselraum heraufkam und seine Wache ausnahmsweise an Deck ging.

„Sprechen Sie sich mit Ihrem Freunde aus!" riet er dem tiefbetrübten Brechtingen. „Es tut nicht gut, schwere Trauer mit sich allein abzumachen."

Klaus bewies ein mitfühlendes Herz. „Heute nachmittag erst", sagte er, „haben wir in Ergriffenheit vor Gräbern gestanden. Es waren fremde Gräber. Und nun, nun weißt du, daß auch zu Hause auf dich ein Grab wartet."

„Meiner Mutter Grab!" Endlich kamen Tränen, und sie linderten den jähen Schmerz. —

Um die Mittagstunde des nächsten Tages ging die „Stralsund" bereits wieder in See. In der Nacht wurde die Straße von Bab el Mandeb durchlaufen, unsicherer Stromverhältnisse halber von den Seefahrern einst erheblich gefürchtet. Auch hier reckte sich ein Eckpfeiler britischer Seemacht: Das kahle Felseneiland Perim wuchs aus der dunklen See empor, ein Wachtposten, ständig bereit.

Im übrigen machte das Rote Meer seinem Ruf als ein kochender Riesenkessel alle Ehre. Obwohl es Winter war, wich und wankte das Thermometer selbst in der Nacht nicht von seinem hohen Stande. Dazu war die Luft von einem Feuchtigkeitsgehalt, daß man in einem Dampfbade zu stecken glaubte. Der Heizraumdienst war unter diesen Umständen wahrhaftig keine Kleinigkeit, aber die kräftigen jungen Leute überstanden auch diese Anstrengung aufs beste.

Am Tage, da die „Stralsund" die Tropen verließ, fand

der Heizraumdienst der Seekadetten sein Ende. Einzelne der Kameraden bedauerten Klaus. „Das hast du dir ja fein eingerichtet, jetzt, wo es kühler wird!" Andere wieder waren mit spöttischen Ratschlägen zur Hand. „Erkälte dich bloß nicht! Du bist nachgerade an höhere Temperaturen gewöhnt."

Mit dem Sinken von Hitze und Feuchtigkeit ging ein seltsames Klarwerden der Luft Hand in Hand. Obwohl sich die „Stralsund" mitten im Fahrwasser hielt, so daß es nach beiden Seiten achtzig Seemeilen bis zur Küste waren, traten doch die hohen Bergzüge deutlich hervor. Nach dem Sinai wurde aber vergeblich gesucht, bis ein Kundiger verriet, daß er niedriger sei als die Gebirgstöcke an der Küste und daher gar nicht hervorragen könne.

Vor Suez mußte kurz geankert werden, ehe das Schiff in den Kanal einsteuerte. Ehemals war der Ort ein bedeutender Handelsplatz gewesen, jetzt hat Port Said ihn überflügelt. Als Rastplatz der frommen Pilger, die nach Mekka und Medina wallfahren oder von dort zurückkehren, hat Suez aber noch immer seine Bedeutung bewahrt.

Dann begann die Fahrt durch den Suezkanal. Den jungen Mannschaften an Bord der „Stralsund" wurde dabei ganz eigen zumute. Woran es lag, wußte man selber nicht. Kam ein Heimatsehnen über das Schiff, jetzt, wo man der Alten Welt wieder näherrückte? Oder war es nur das Gefühl, eine der bedeutendsten Wasserstraßen der Welt kennenzulernen, was andächtig stimmte? Wie dem auch sei, an Bord machte sich jedenfalls eine fast feierliche Stille bemerkbar. Doch auch die Neugier hob ihr Haupt, denn an beiden Seiten nahezu greifbar Land zu sehen und dabei doch zur See zu fahren, das schien ein staunenswerter Vorgang, nachdem man sämtliche Weltmeere glücklich überquert hatte.

Dabei war das, was sich dem Auge bot, alles andere als anziehend. Links und rechts breiteten sich öde Wüsteneien aus, nur selten von einzeln stehenden Palmen unterbrochen und, wenn der Wind sich hob, von Staub überwölkt. So wirkte es schließlich wie die Befreiung von einem Banne, als der junge Leipziger mit dem Schreckensrufe: „Kinder, nu hab ich's euch

ja reeneweg verdämelt, im Roten Meer auf den alten Moses seine Furt aufzubaff'n!" eine wahre Lachsalve auslöste.

Eine Abwechslung in die Kanalfahrt brachte das Überqueren der verschiedenen Seen, des kleinen und großen Bittersees und dann vor allem des Timsahsees, des landschaftlich schönsten Teils des Kanals. Es tat dem Auge ordentlich wohl, hier wieder üppiges Grün zu sehen, nachdem man sich an Sand, an nichts als gelben Sand hatte gewöhnen müssen. Am Timsahsee lag Ismailia, der Sitz der Zentralverwaltung des Kanals, eine Stadt von dreizehntausend Einwohnern und zugleich der bedeutendste Ort zwischen Port Said und Suez. Weiter nordwärts, nach der Durchfahrt durch den Ballahsee, kreuzte der Kanalweg die Landenge von Kantarah, zu Deutsch „die Brücke", über die seit alter Zeit der Karawanenweg von Ägypten nach Syrien führt.

Die „Stralsund" hatte Glück. Mehrere Karawanenzüge hatten sich zur Abendrast niedergelassen, als das Schiff Kantarah berührte. Eine schier unübersehbare Menge von Kamelen und Eseln stand oder lag umher. Dazwischen hockten die Treiber, den roten Fes auf dem Kopf, in weiße Burnusse oder Kittelgewänder gekleidet. Es war ein buntes Bild, in Gedanken oft sehnsüchtig erschaut, in Wirklichkeit noch viel packender.

Der letzte Teil der Fahrt war in gewisser Hinsicht der eigenartigste. Er führte durch den Mansalehsee, der an der Ostseite trockengelegt ist und eine flache Sandebene bildet, die sich nur eben über den Wasserspiegel erhebt. Die Westseite des Sees liegt sogar niedriger als der Wasserspiegel des Kanals, so daß hier bei hohem Wasserstande des Nils eine völlige Überschwemmung eintritt. Die an den Ufern des Kanals aus festem schwarzen Sandschlick aufgeführten Deiche verhindern das Eindringen des Wassers aus dem Mansalehsee. Sie sind auf der ganzen Strecke ohne jede Öffnung.

Nach zwölfstündiger Fahrt, fast auf die Minute genau, erreichte die „Stralsund" Port Said. Es war acht Uhr abends, als das Schiff zu Anker ging und dann noch das Heck an der Kajung vertäute.

Klaus, der zur Freiwache gehörte, bekam noch am selben

Abend Urlaub. In Gesellschaft von Kirsten und Kröning fuhr er mit dem Boot eines Händlers an Land. Als sie sich der Anlegestelle näherten — der Hafen schien schier überfüllt —, packte Kirsten die andern plötzlich am Arm. „Liegt nicht dort der ‚Dolphin'?" stieß er hervor. Mehr als Erstaunen, fast Schrecken sprach aus seinen Worten.

Klaus und Kröning fuhren mit den Köpfen herum. „Nicht möglich! Sollte der Brite sich schon wieder zeigen? Man hatte ihn fast vergessen."

Der syrische Händler grinste. Wie alle Levantiner war er ungemein sprachgewandt. So hatte er zum Teil verstanden, worüber die Deutschen sich unterhielten. „You are right", sagte er, „that is the ‚Dolphin'. And the owner is a jolly good fellow." Wobei er die Bewegung des Geldzählens machte.

Das Fluten und Treiben an Land war derart atemraubend, daß die Freunde Mister Baratela, sofern er persönlich überhaupt anwesend war, bald wieder vergaßen. Eine Flut von Licht in grellstem Aufputz blendete die Augen. An zehn, zwölf Stellen zugleich dröhnte, gellte, schwirrte oder klagte Musik. Wie in einem Ameisenhaufen die Tiere, so schob sich die Menschheit durcheinander. In hundert Zungen wurde gesprochen, laut und leidenschaftlich, verschlagen und leise. Neben prunkenden Moscheen standen geschäftsmäßig ernste europäische Häuser und dürftige Eingeborenenbaracken. Unruhe quirlte überall. Sie quirlt in Port Said Tag und Nacht, Sommer und Winter, ohne Ruh und Rast. Die Stadt kennt keinen Schlummer, sie kennt kaum ein Atemschöpfen. Hier gibt sich die ganze seefahrende Welt ein Stelldichein. Sie fordert ihr Recht an Vergnügungen und läßt das Geld rollen wie kaum anderswo. Sie will aber auch zu jeder Stunde mit Löschen und Laden, mit Verfrachten und Kohlennehmen abgefertigt sein. So kennt auch der Kaufmann in Port Said keine Ruhe. Der heiße Atem der Tropen dringt bis in die Stadt, von Norden wettert dann wieder der kalte Winterwind. Port Said ist ein Umschlagplatz der Welt. In ihm kreist es von Gier und Leidenschaften, und wer Edelsinn sucht, wird ihn hier kaum finden.

Seit Monaten war es das erstemal wieder, daß die Mann-

schaft der „Stralsund" ihr blaues Zeug trug. In der heißen Zone war man an Land stets in Weiß gegangen. Anfänglich

Nach zwölfstündiger Fahrt, fast auf die Minute genau, erreichte die „Stralsund" Port Said (S. 267).

fühlte man sich in der dicken Uniform fast beengt. Man merkte aber nur zu bald, wie richtig der Befehl gewesen war, das blaue Zeug hervorzuholen. Manch einer begann zu frösteln. Das Thermometer wies zwölf Grad, und solch unerhört niedriger Temperaturen war man des längeren entwöhnt.

Klaus und seine Freunde nahmen in einem Konzertkaffeehaus Platz. Die Musik, die man zu hören bekam, machte Freude. Heimatklänge drangen ans Ohr, eine Damenkapelle aus Wien spielte; auch von den Kellnern sprachen mehrere Deutsch, es waren Schweizer und Österreicher.

Ein Herr setzte sich an den Tisch der Seekadetten, ein gepflegt aussehender älterer Herr. Man kam ins Gespräch. Die Unterhaltung lief wie am Schnürchen. Der Fremde berührte keinerlei heikle Dinge. Das einzige, wofür er Interesse bekundete, was das nächste Reiseziel der „Stralsund", und hierüber konnte man ja ruhig sprechen, da es kein Geheimnis war.

„Also Konstantinopel steht sicher?" fragte der Fremde noch einmal, als er sich verabschiedete. Er sprach Deutsch mit geringem Akzent. Er hatte sich als ein Deutschböhme ausgegeben.

„Ja, wir freuen uns schon sehr darauf", entgegneten die Seekadetten. „Konstantinopel muß doch ein Höhepunkt orientalischen Lebens sein."

„Wie man es nimmt", lautete die Antwort. „Die Stadt ist modern geworden und stark europäisiert. Die landschaftlichen Vorzüge können ihr allerdings nicht geraubt werden."

Die Seekadetten brachen kurz hinterher auf, um sich an Bord zurückzubegeben. In der Frühe winkte schon wieder ein Kohlenfest, da galt es auszuschlafen.

„Ein netter Herr war der Deutschböhme", bemerkte Kirsten, als sie zur Koje gingen.

Klaus nickte zustimmend. „Auch mir hat er gut gefallen." —

Der Fremde, dem dieses Lob galt, hatte es aber kaum verdient. Er war nicht nach Hause gegangen, wie er den Seekadetten vorgelogen hatte, sondern hatte sich in einen verschwiegenen Klub begeben, wo man den Freuden des Weins und dem Glücksspiel huldigte. Er wurde dort erwartet, und zwar von Mister Baratela und dessen Schatten Smith.

„Nun, Jefferson", redete Baratela den Fremden an, der in

Wirklichkeit ein britischer Kohlenhändler war, „wie steht's? Haben Sie festgestellt ..."

„Einwandfrei; es bleibt bei Konstantinopel."

„Trotzdem dort Fälle von Pest vorgekommen sein sollen?"

„Trotzdem."

„Dann ist alles in Ordnung." Baratela wandte sich wieder dem Spiel zu, das er für die Dauer des kurzen Gespräches unterbrochen hatte. Mit eiserner Maske saß er am grünen Tisch, das Einglas im Auge, tiefe Furchen auf den Wangen. In seinem Innern stürmte aber eine wilde Freude. Seit Monaten hatte er Pech gehabt. Trotz unsinniger Verschwendung von Geld hatte er die Spur der „Stralsund" nicht halten können. Falsche Nachrichten, Havarie an Bord von Dampfern, die er benutzte, hatten immer wieder seine spleenigen, von Haß genährten Gedanken durchkreuzt und nicht zur Reife kommen lassen. Ihn selber hatte wochenlang ein schweres Fieber geschüttelt. Nun war er endlich so weit, nun saß er mit seiner Rachsucht der „Stralsund" wieder im Genick, und daß das Schiff ausgerechnet nach Konstantinopel gehen würde, das kam ihm wie gerufen. Dort ließ sich im Trüben fischen wie kaum an einem andern Platz. Was er unternehmen würde, noch stand es bei ihm nicht fest. Daß es aber ein großer, ein vernichtender Schlag werden müsse, daran zweifelte er nicht im geringsten. Ihm war noch alles geglückt, was er im Leben angepackt hatte, also konnte es auch diesmal nicht anders sein. „Hallo, Smith", feuerte er seinen Vetter an, „du setzest ja so zag! Hast wohl keinen Murr mehr in den Knochen? Wer wagt, gewinnt. Sieh mich an!" Und er pflasterte einen kleinen Berg von Pfundstücken auf den Tisch Fortunas.

Vierzehntes Kapitel

Im Mittelmeer

Die „Stralsund" war im Gefecht, nicht in einem richtigen Gefecht, sondern nur in einem Kampf zum Schein bei einer großen Klarschiffübung. Schiffsleitung, Artillerie und Torpedowaffe, Maschinen- und Heizraum, Leckscherungsdienst

und Feuerwehr, alles war auf den Stationen, und der gesamte Dienst wurde in einer Weise gehandhabt, die bis an die Grenze der Wirklichkeit heranführte.

Kommandant, Navigationsoffizier und das Personal für die Schiffsleitung standen im gepanzerten Kommandostand. Er verkörperte das Gehirn des Schiffes, von ihm gingen sämtliche Fäden aus, die die Einzelkräfte zur Höchstleistung verbanden. Durch Telegraph und Telephon liefen die Befehle, und die Kabel waren die Nervenstränge, durch die es unaufhörlich zuckte, die den Schiffskörper befehlstechnisch beherrschten. Ihre wahre Kraft gewann die „Stralsund" aber aus dem Herzschlag der Menschen an Bord, aus dem Geist, der unter der Besatzung lebte, aus dem starken Willen einer vielhundertköpfigen Masse, alles daranzusetzen, um der Flagge und der Heimat Ehre zu machen, nichts als Ehre.

Ein kleiner, armseliger Dampfer, der einsam seines Weges zog und hart gegen den schroff und kalt blasenden Westwind ankämpfte, diente der „Stralsund" als Gegner. Der Dampfer stand weit, weit ab und ahnte es nicht einmal, daß sich Hunderte von scharfen Augen mit ihm als Ziel beschäftigten.

„Neunzighundert — Schieber links vierundzwanzig!" befahl der Artillerieoffizier, der hoch oben auf dem Artillerieleitungstand thronte. Im Handumdrehen war an den Geschützen der Backbordseite die befohlene Entfernung eingestellt. Die Rohre reckten ihre Mäuler empor, starrten steil gegen den Feind.

„Salve — feuern!" Die Schüsse fielen, nur markiert. Auf mit den Verschlüssen, eine neue Ladung ins Rohr! Hei, wie Stahl und Messing klangen!

„Sechsundachtzighundert — Salve — feuern!"

Störungen wurden angenommen. Leute fielen aus, Geschützteile klemmten, auf Oberdeck entstand ein Brand, im Schiffsinnern bekämpfte die Leckwehr die Wirkung eines Unterwassertreffers, der Schiffsarzt war tätig auf dem Gefechtsverbandplatz, Gasgefahr entstand, vom Luftdruck zerbeulte Türen ließen sich nicht mehr öffnen, das Ruder versagte, die Flaggleinen brannten auf — und doch, nichts ging von der

Ordnung verloren, jede nur denkbare Störung war den Leuten vertraut, um sachgemäß und schnell beseitigt werden zu können.

Als die Entfernung zwischen der „Stralsund" und dem ahnungslosen Dampfer abgenommen hatte, trat die Torpedowaffe auf den Plan. Ihre technischen Befehlsapparate waren längst als zerschossen bezeichnet. Schallrohre waren durch Trümmer verstopft, Zielapparate gab es nicht mehr. Flugs ließ der Torpedooffizier eine Kette bilden. Wo die Menschen in der Eile herkamen, man wußte es kaum. Zwei fielen aus, so wurde befohlen. Im Augenblick war auch schon der Ersatz zur Stelle, und so sicher wie die Artillerie gab auch die Torpedowaffe ihre Schüsse ab.

Als zur Kritik geschritten wurde, konnte der Kommandant nicht umhin, seine volle Anerkennung auszusprechen. „Es hat alles gestimmt bis auf den letzten I-Punkt", sagte er zu der Besatzung. „Was die ‚Stralsund' leisten kann, ihr holt es aus ihr heraus. Das soll euch ein Gefühl des Stolzes geben, denn Selbstvertrauen gehört nun einmal zum wahrhaft tüchtigen Mann."

Das Schiff war noch dabei, die Vorbereitungen zu der großangelegten Gefechtsübung zu beseitigen, als ein höchst bedeutungsvoller Funkspruch anlangte. Er kam aus der Heimat, aus Berlin, und enthielt die Trauerbotschaft, daß der Pestgefahr wegen Konstantinopel nicht angelaufen werden dürfe.

Selbst der Kommandant war im Augenblick betroffen. „Das wird unsern jungen Leuten hart ankommen", meinte er bedauernd. „Konstantinopel gibt man nicht gern preis, zumal wir beinahe schon an Ort und Stelle sind."

Er beugte sich über die Karte. Das Schiff stand dicht vor den Dardanellen. Die Insel Tenedos lag bereits hinter ihm. Die Städte Seddil Bahr und Jenischehir an der kleinasiatischen Küste waren deutlich zu erkennen. Offen bot sich die Einfahrt in den Hellespont. Und nun, nun sollte man umkehren?

Der Kommandant richtete sich strack in die Höhe. Um's Himmels willen, er durfte weder Enttäuschung noch Ärger verraten, er mußte, kam, was wollte, die gleiche zufriedene Miene zeigen, sonst beging er ein Unrecht an seiner Besatzung, an seinen braven Leuten, und dazu war er nicht imstande. Zum

Wachhabenden Offizier sagte er: „Bitte auf Kleine Fahrt gehen!" Und dann hieß es zum Adjutanten, der den Funkspruch persönlich an Oberdeck gebracht hatte: „Was steht weiter in dem Befehl? Ich hatte Sie vorhin unterbrochen."

Der Adjutant legte einen Zettel vor; auf ihm stand zu lesen: „An Stelle von Konstantinopel tritt Alexandrien. Dort Weihnachtsfest verbringen. Später Piräus gemäß Plan."

„Na, also doch noch allerhand fette Enten!" Der Kommandant rieb sich die Hände und ersuchte gleich darauf den Navigationsoffizier, ihm die nötigen Angaben über Reisedauer und Weg nach Alexandrien vorzulegen.

Die Mannschaft kam jedoch nur schwer über die Abänderung des Reiseplans hinweg. Schon allein der Umstand, daß man nicht an den Stätten heldenhafter Kämpfe bei Verteidigung der Dardanellen vorüberfuhr, stimmte trübe, ganz zu schweigen von dem Zauberklang des Namens Byzanz.

Da war es ein keckes Wort Sierstorffs, das erst ein wehmütiges Lächeln hervorlockte, dann aber auch wieder heitere Mienen schuf. „Kinder", sagte er zu den Leutnanten, die in ihm ihren besonderen Beschützer erblickten, „es ist ja eigentlich ganz piepe, ob wir bei Konstantin oder bei Alexander dem Großen vorsprechen; zu sehen bekommen wir sie beide nicht mehr. Also, Köppe hoch!"

Die lustigen Leutnante dankten mit einer Lachsalve und sorgten dafür, daß Sierstorffs Schnack als „Medizin für enttäuschte Hoffnungen" im ganzen Schiff umlief. —

An einer andern Stelle blieb die Enttäuschung dafür umso nachhaltiger haften, und das war an Bord des „Dolphin".

Mister Baratela war mit seiner Jacht — sie hatte ihn seinen Anordnungen gemäß getreulich in Port Said erwartet — noch in derselben Nacht, die ihm sichere Kunde über die Reisepläne der „Stralsund" brachte, in See gegangen. Er ließ mit Hochdruck heizen, um ja vor dem deutschen Kreuzer am Goldenen Horn einzutreffen. Der Maschinist machte zwar ein bedenkliches Gesicht, der Kessel würde überanstrengt. Ihm wurden aber daraufhin von seinem Brotherrn derartige Grobheiten an den Kopf geworfen, daß er sich vornahm, künftig

nicht über Kesselschwächen und hohe Heizraumtemperaturen zu klagen.

Dem „Dolphin" war es geglückt, sich den gewünschten Vorsprung zu sichern. Er langte tatsächlich vor der „Stralsund" an seinem Ziele an und wartete nun von Stunde zu Stunde auf das Eintreffen des deutschen Schiffes. Den Zeitpunkt annähernd vorauszubestimmen, war kein Kunststück gewesen. Als dann aber ein voller Tag vergangen war, ohne daß der Erwartete sich zeigte, da packte Mister Baratela eine seltsame Unruhe. Er eilte an Land und erkundigte sich beim britischen Generalkonsulat: „Kommt die ‚Stralsund' nicht? Sie ist ein Freund von mir."

Der Bescheid, den Baratela erhielt, traf ihn wie ein Keulenschlag. „Die ‚Stralsund' meidet Stambul?" forschte er mit kreischender Stimme. „Bitte, warum? Ist es die Pest? Und wohin geht sie, wenn es beliebt?"

Der Sekretär, mit dem Baratela verhandelte, griff geruhsam nach dem Fernsprecher, und binnen kurzem erfuhr der wütende Herr des „Dolphin", daß Alexandrien das Ziel der „Stralsund" sei. Da stürzte er ohne Dank davon. Ein Auto brachte ihn zum Hafen, ein Motorboot setzte ihn über an Bord. „Dampf aufmachen!" schrie, nein, tobte er. „Sofort Dampf aufmachen!" Es war ein Glück, daß alle Mann an Bord, daß auch genug Lebensmittel vorhanden waren, sonst wäre der „Dolphin" nicht so schnell Anker aufgekommen, wie es tatsächlich geschah.

Nun brauste die kleine, aber stämmige Jacht in einer Weise über das von harten Winden gegeißelte Wasser, daß keine Faser Holz an Oberdeck trocken blieb. Die Seen sprühten und spritzten klatschend über die Reling, und der arme „Dolphin" stöhnte, als sei er von schweren Schmerzen gepeinigt. Er hatte aber auch sein Lebtag noch nicht solche Maschinenleistungen erzielt.

Mister Baratela hatte den Maschinisten kommen lassen. „Unser Kesseldruck beträgt zwölf Kilogramm?"

„Ja, mein Herr."

„Wir werden mit dreizehn Kilogramm fahren!"

Der Maschinist hatte sich mit einem Schlage verfärbt, ob-

wohl er eine rote Whiskynase sein eigen nannte. „Das geht beim besten Willen nicht", hatte er gestammelt, „die Sicherheitsvorschriften für die Kessel . . ."

„Können mir im Mondschein begegnen!" Baratela hatte sich abgewandt. „Wollen Sie gehorchen oder nicht?" Das war sein letztes Wort gewesen.

Da hatte der Maschinist gehorcht und war gegen die Vorschrift mit dreizehn Kilogramm Kesseldruck gefahren.

Am Tage darauf war er schon wieder zu seinem Herrn gerufen worden. Der hatte gegrinst und die Zähne gefletscht und dann mit äußerster Schärfe betont: „Es geht ja ganz gut, aber unsere Geschwindigkeit genügt noch nicht; wir werden mit vierzehn Kilogramm fahren!"

„Wa — was? Mit vierzehn Kilogramm?" Dem Maschinisten hatte es schier den Atem verschlagen. Als Mister Baratela aber mit beiden Fäusten das Brückengeländer betrommelt und dabei wie ein Rasender geschrien hatte, er schieße jeden über den Haufen, der ihm an Bord entgegentrete, da hatte er abermals nachgegeben und war mit vierzehn Kilogramm gefahren.

Der Erfolg sollte nicht ausbleiben. Der „Dolphin" kam der „Stralsund" tatsächlich auf. In der Bucht von Alexandrien geschah es. Der Leuchtturm von Ras et Tin war bereits in Sicht. Man stand nur noch sechzehn Seemeilen von Land ab.

Da befahl Mister Baratela seinen Maschinisten zum drittenmal auf die Brücke, um das erschütternde Ansinnen an ihn zu stellen, für den Rest der Fahrt mit fünfzehn Kilogramm zu fahren, nur für eine Stunde, nicht für länger.

Der Maschinist zitterte vor Erregung am ganzen Körper. Er wußte genau, es konnte ums Leben gehen, wenn er dem Wunsche seines Herrn entsprach. Mister Smith warf sich ins Mittel. „Fünfzehn Kilogramm? Ausgeschlossen. Unser armer Kessel!"

Ein höhnisches Lachen war die Antwort. „Arm? Sag lieber vortrefflich! Hat er vierzehn Kilogramm geschafft, wird er auch fünfzehn aushalten, zumal er gut trainiert ist" — Mister Baratela gefiel das Wort —, „in der Tat, gut trainiert."

Als der Maschinist noch immer zögerte und wie gelähmt stehen blieb, da zog Baratela seine Geldkatze hervor. „Ich soll wohl schmieren?" grinste er und spielte mit goldenen Pfundstücken. „Hier", sagte er gleich darauf und gab dem Maschinisten eine Handvoll der schweren Münzen. „Nun aber hinunter in den Kesselraum! Die fünfzehn Kilogramm sind gut bezahlt."

Der Maschinist stolperte davon. Die Knie schlotterten ihm, und in der Kehle saß ihm ein Kloß. Er tat aber, was befohlen war. Die Sicherheitsventile ließ er zum dritten Male nachziehen, und unter dem Kessel wurde eingekachelt, daß die Stirnwand weißrot glühte.

Sein Heizer begehrte auf: „Das geht nicht! Ich erhebe Einspruch. Sind wir denn verrückt geworden?"

Der Maschinist gab ihm mit irrem Gesicht einen Teil des Geldes ab, das er soeben erhalten hatte, und tröstete: „Nur für eine Stunde, nicht länger, für eine knappe Stunde — dann bekommen wir Ruhe."

Da beschied sich auch der Heizer, und der Zeiger am Manometer des „Dolphin" zitterte tatsächlich bis auf fünfzehn Kilogramm vor. Mit bebenden Flanken schoß die Jacht nun davon.

Auf der „Stralsund" hatte man erstaunte Augen gemacht, als der „Dolphin" von achtern aufgelaufen war. „Was fällt denn dem ein?" hatte der Navigationsoffizier gefragt. „Der kleine Kasten, bei d e m Wind und dazu diese Bullenfahrt!"

Auf etwa zweitausend Meter Abstand war die Jacht an der „Stralsund" vorbeigelaufen. Aus ihrem Schornstein stießen wahre Ballen von dichtestem schwarzen Rauch hervor. Es ließ sich gar nicht verkennen, das Fahrzeug hetzte wie auf Tod und Leben.

Kopfschüttelnd verfolgte der Kommandant der „Stralsund" den Vorgang. Eine neue Niederträchtigkeit! schoß es ihm durch den Kopf. Er blieb aber ganz ruhig, denn darüber war er sich längst klar geworden, daß der verrückte Engländer stets nur Schläge ins Wasser vollführte.

Eine Kursänderung wurde nötig, Kommandant und Navigationsoffizier betraten das Kartenhaus, um die Seekarte zu

studieren. Im Augenblick war auch schon der „Dolphin" vergessen. Mit einem Verrückten hatte man höchstens Mitleid.

Plötzlich vernahm man ein Krachen wie einen Kanonenschlag. Die Scheiben im Kartenhause klirrten. Die beiden Offiziere sahen sich an; was war geschehen?

Da stürzte auch schon der Wachhabende herbei. „Herr Kapitän", mit fliegender Stimme kam es heraus, „auf dem ‚Dolphin' — offenbar eine Kesselexplosion ..."

Der Kommandant sah nur noch eine mächtige Wolke von Dampf und Kohlenstaub, darunter ein sinkendes, zerborstenes Fahrzeug. „Beide Maschinen dreimal äußerste Kraft voraus!" befahl er. „Ruder Backbord fünf — beide Kutter klar!"

Die „Stralsund" stutzte für den Bruchteil einer Sekunde, dann hetzte sie davon wie ein Windspiel.

Weit war es nicht bis zur Unfallstelle, es handelte sich nur um Minuten. Noch ragte das Vorschiff der Jacht aus dem Wasser.

„Beide Maschinen äußerste Kraft zurück!"

Die „Stralsund" wurde zum Stehen gebracht, und in das vom Schraubengang zu kochendem Gischt zermahlene Wasser klaschten die grauen Leiber der an rauchenden Taljen gefierten Kutter.

Zu spät! Noch einmal bäumte der „Dolphin" auf, dann sank sein weißer Leib in die Tiefe. Im gleichen Augenblick fast prasselte vom Himmel ein schwerer Regen hernieder.

Trotzdem pullten die Kutter herbei, was sie nur pullen konnten. Vielleicht, daß man noch ein Menschenleben retten konnte. Sie fuhren in ein Chaos von Trümmern hinein. Gegenstände aller Art trieben umher, Splitter, Spaken, Pützen, Konservendosen, leere Flaschen — aber von einem lebenden Wesen war nichts zu sehen.

Eine Stunde fast verweilte die „Stralsund" auf der Unfallstelle. Dann rief der Kommandant die Kutter zurück. Es hatte keinen Zweck mehr, länger zu suchen.

Als die Boote geheißt waren, goß es noch immer in Strömen vom Himmel. Der Kommandant ordnete an, daß die Kuttermanschaften einen Grog zu trinken bekamen. Sie waren im wahrsten Sinne des Wortes bis auf die Haut durchnäßt.

Die „Stralsund" setzte inzwischen ihre Fahrt nach Alexandrien fort. Als sie in dem großen, stattlichen Hafengebiet

Der Kommandant der „Stralsund" sah nur noch eine mächtige Wolke von Dampf und Kohlenstaub, darunter ein sinkendes, zerborstenes Fahrzeug (S. 278).

zu Anker ging, teilten sich die Wolkenmassen, und aus dem Grau des verdrossenen Himmels prunkte lachender Sonnenschein hervor.

Der Kommandant besprach den Unglücksfall, dessen einziger Zeuge er gewesen war, mit dem deutschen Konsul und erstattete auf dessen Wunsch Bericht bei der zuständigen Hafenbehörde, wobei einige geborgene Gegenstände zur Ablieferung gelangten. Damit war der Vorfall für die „Stralsund" amtlich erledigt. Daß von der Besatzung noch oft und viel über den Tod eines haßerfüllten Feindes gesprochen wurde, war nach Lage der Verhältnisse selbstverständlich. Was die Ursache der Explosion gewesen war, blieb verborgen. Daß aber die Hetzfahrt des „Dolphin", dieses um jeden Preis die „Stralsund" Überholenwollen, in irgend einem Zusammenhang mit neuen Anschlägen gegen den deutschen Kreuzer gestanden hatte, daran hegte niemand Zweifel. —

Wie rasch doch die Zeit vergangen war! Zum zweitenmal lag das Weihnachtsfest hinter der „Stralsund", diesmal zu Anker in Alexandrien gefeiert. Am Heiligen Abend waren die Gedanken nicht nur zur Heimat gewandert, sie waren auch die Ereignisse des Jahres durchgegangen, das voll von Eindrücken und reich an Erfahrungen gewesen war und allen an Bord das stolze Gefühl gegeben hatte, daß die junge Reichsmarine berufen sei, wirksam am Wiederaufbau des niedergebrochenen Vaterlandes mitzuwirken und vor allen Dingen seinen alten Ruf im Auslande wiederherzustellen.

Unmittelbar nach dem Fest traten die Seekadetten einen Belehrungsausflug ins Innere des Landes an. Alt- und Neu-Kairo wurden besichtigt, dann ging es zu den Pyramiden von Gizeh, seit vielen, vielen Jahren Zielpunkt der Ausflüge deutscher Seekadetten.

„Wer ist am ersten oben?" Lachend fragte es Sierstorff. Die Schar seiner Schutzbefohlenen vermochte er kaum mehr zu übersehen. Hunderte von Menschen wirbelten um ihn herum, denn auf jeden deutschen Seekadetten kamen mindestens vier oder fünf Eingeborene, die sich mit der Lebhaftigkeit einer schwatzenden Affenherde als Führer oder als Esel- und Kameltreiber anboten.

Klaus erschrak, Brechtingen zupfte ihn am Ärmel. „Du, kommt es schlapp 'raus, wenn ich net mitmach'?"

„Was, du willst nicht mit auf die Pyramiden?"

Brechtingen sah bekümmert aus. „Seit neulich im Kutter, als wir dem ‚Dolphin' zu Hilf' komme sind, fühl' ich mich gar net recht frisch. I krieg' auch mei Erkältung net los. So scheint's mir schon g'scheiter . . ."

Er kam nicht weiter. Sierstorff hatte ein scharfes Pfeifensignal gegeben, und nun stürmte der Haufe der Seekadetten die Cheopspyramide in die Höhe, hinterher die Einheimischen, die Alis und Hassans und wie sie alle hießen. Es wurde ein behendes Klettern, ein Bild voller Frische und Gewandtheit. Als man aber oben war, da pumpte doch manche junge Lunge. So mühelos, wie man sich es gedacht hatte, war der Aufstieg nicht gewesen.

Es gab aber noch mehr zu sehen. Das Totenfeld von Sakkara wurde besucht, wo das Grabmal des Königs Zofer liegt, eine sechsstöckige Stufenpyramide, im Jahre dreitausend vor Christus erbaut, und dann das Serapeum mit den Felsengräbern der heiligen Stiere des Gottes Ptah. Nilaufwärts war man dorthin gefahren; der letzte Rest des Weges wurde auf Eseln zurückgelegt. Wahrlich, Ägypten war ein Wunderland, und der Zauber alter Kultur senkte sich manchem tief in die Seele.

Wenige Tage später schon ging die Reise weiter, immer deutlicher heimwärts. Jetzt kam Athen an die Reihe. Eine steife Brise stand der „Stralsund" entgegen. Sie schüttete Schnee über die griechische Küste, und als dann die Sonne ihr Recht erkämpfte, da leuchteten die Berge im weißen Gewande, fast so, als sei es heimischer Wald.

Im Innern der „Stralsund" begann sich aber etwas ganz Seltsames zu regen, an das man seit vielen, vielen Monaten überhaupt nicht mehr gedacht hatte: die Dampfheizung wurde angestellt. Flugs rechnete man nach: vier Wochen waren es erst her, daß man noch Tropenzeug getragen, daß man an Oberdeck geschlafen hatte und aus dem Schwitzen überhaupt nicht herausgekommen war. Und nun? Nun sauste man mit Windeseile in die von der Dampfheizung

mollig durchwärmten Räume, sobald der Oberdecksdienst beendet war.

In Athen war es, wo der arme Brechtingen mit Fieber zusammenbrach. Der Schiffsarzt stellte eine verschleppte Bronchitis fest, die sehr sorgsam ausgeheilt werden müsse. Während die Kameraden nach beendetem Dienst an Land fuhren, um sich in die Welt griechischer Kunst und attischer Macht zu vertiefen, war er gezwungen, das Bett zu hüten. Seine Stimmung verdüsterte sich. Seit der Trauerbotschaft von seiner Mutter Tod hatte ihn niemand mehr lachen sehen. Als nun noch das körperliche Mißbehagen hinzukam, wurde er immer verschlossener und trübsinniger, so daß man sich rechtschaffen um ihn sorgen mußte.

Klaus kehrte — es war ein Sonntag — frühzeitig vom Landurlaub zurück, um Brechtingen noch zu besuchen. Er hatte einen Brief von seinen Eltern bekommen, einen Brief voller Jubel und Glückseligkeit, das Antwortschreiben auf die Mitteilung, daß der verschollene Bruder gefunden sei und nach Hause zurückkehren werde. Klaus drängte es, dem Freunde Mitteilung davon zu machen. Anderseits scheute er sich, es zu tun, da über Brechtingens Elternhaus nichts als Trauer lag. So begann er zunächst von seinem Landgang zu berichten. Vom Besuch der Akropolis schwärmte er, wie gewaltig der Eindruck gewesen sei, all die Stätten kennenzulernen, deren Namen einem von der Schule her vertraut seien. „Weißt du", so schloß er, „was besonders wirkungsvoll war? Als wir auf der Akropolis anlangten, da umheulte uns der Wind. Er schüttelte die Zypressen, als wollte er sie knicken, und pfiff um die Säulen, daß einem angst und bange wurde, alles würde zusammenstürzen. Und dann, ganz plötzlich, wie auf Bestellung, brach die Sonne durch. Sie strahlte weithin über die attische Ebene, über die Stadt zu unsern Füßen, über den Hafen, das Meer mit der Phaleron-Bucht und die Insel Salamis, über das mächtige Bauwerk der Propyläen — ach, Ulrich, daß du Athen nicht zu sehen bekommst, es ist und bleibt ein Jammer!"

In die Augen des Kranken hatte sich bei dem lebhaft vorgetragenen Bericht ein leiser Glanz gestohlen. Er nickte

bekümmert vor sich hin. „'s hilft ja nix, d' G'sundheit geht vor."

„Und du meinst nicht ..."

„Daß es doch noch zu em Landgang komme kann? Nein, Klaus, auf Athen muß ich verzichte, ich will gern froh sein, wenn ich in Palermo so weit bin." Er streckte Klaus die Hand entgegen. „Des tut gut, wenn mer so viel Teilnahm' spürt."

Eine Pause des Schweigens folgte, bis Brechtingen fragte: „Und du? Hascht du dein' Brief von z' Haus kriegt?"

Klaus wurde rot. „Ja, der Brief der Eltern ist da, und du kannst dir denken, das Glück ist groß."

Brechtingen wiederholte: „Das Glück ischt groß", um dann scheinbar völlig unvermittelt und fast heftig hervorzustoßen: „Ich muß mich g'sund erhalte, schon um mei'n Vater willen, und dann ganz b'sonders aber auch weg'n der Fähnrichsprüfung."

Klaus hob beschwichtigend die Hand. „Aber, Ulrich, du gehörst doch zu unsern Besten! Und ein dummer Katarrh — was soll ich da erst sagen!"

Doch Brechtingen blieb bei seiner Einstellung. Er verbockte sich sogar mehr und mehr in die Behauptung, daß es künftig für ihn nur noch zwei Dinge gebe, nämlich Gesundheit und Dienst, auf die er ausschließlich achten müsse, so daß Klaus letzten Endes enttäuscht vom Krankenlager schied. —

Den Abschluß des Aufenthalts in Athen bildete ein Bordfest, das die „Stralsund" den Mitgliedern der deutschen Kolonie gab. Es erschienen aber auch zahlreiche Vertreter der griechischen Staats- und Militärbehörden, hohe Offiziere und sogar ein Teil der fremdländischen Gesandten mit ihren Damen. Ein gesellschaftlicher Glanz, wie ihn die „Stralsund" noch kaum gesehen hatte, breitete sich über dem Schiffe aus, und der Kommandant hatte nur recht, wenn er zum Ersten Offizier sagte, als der letzte Gast geschieden war: „Unser guter Stern hat uns auch hier geleuchtet. Ich glaube, daß der Aufenthalt in Griechenlands Hauptstadt der deutschen Sache nur genützt hat." —

Durch den Kanal von Korinth wurde die Reise fortgesetzt, und diese Fahrt wurde wieder zu einem Ereignis besonderer

Art. Die „Stralsund" begab sich nämlich ihrer eigenen Kraft, ein Schlepper spannte sich vor den Bug und täute den Kreuzer geruhsam hinter sich her. Zum Schutz gegen Bestoßungen, falls man den Kanalböschungen etwa zu nahe kommen sollte, waren längsseit vom Schiff in Höhe der Schrauben zwei hölzerne Schwimmflöße angebracht worden. Mit Interesse hatte die Mannschaft die Vorbereitungen verfolgt. Die Spannung wuchs aber noch, als man die Fahrt antrat.

Der Kanal von Korinth ist nicht übermäßig lang. Zwischen den Molenfeuern von Isthmia und Poseidonia, die die Einsteuerungsmarken an den Eingängen abgeben, liegen nur 3,4 Seemeilen. Was den Kanal aber als Bauwerk zu einem besonders bemerkenswerten Wasserwege macht, das ist die Einsprengung in ein Felsenmassiv, das mit steilen Wänden die durchfahrenden Schiffe umsteht.

„Nee, so e scheener Gorridor!" lobte der Leipziger. „Im ibrigen, die Gondelei mit 'm Schlebber vornedran is auch sehr g'miedlich."

Er hatte recht, der Leipziger, denn die Fahrt dauerte eine Stunde und zwanzig Minuten. So langsam war die „Stralsund" Zeit ihres Lebens noch nie von der Stelle gekommen: genau berechnet 2,56 Seemeilen in der Stunde. Das war ja eine Geschwindigkeit, die für einen schnellen Kreuzer fast ans Sagenhafte grenzte.

„Wenn uns bloß nich die Luft ausgeht!" Auch der Urbayer Söldlinger entrüstete sich. „Mir wird scho ganz schwach auf der Lung'. Und sehn kann i scho gar nix mehr, so pfeilgerad' fliegt's vorüber."

In der Nacht des folgenden Tages hielt Söldlinger aber seinen losen Mund. Das Schiff war in die Meerenge von Messina eingelaufen, die zwar nicht ganz so schmal ist wie die Straße von Korinth — dreitausend Meter mißt ihre geringste Breite —, dafür aber Rücken und Tücken eigener Art aufweist, seit alters her bekannt und gefürchtet.

Es war eine stille Nacht. Als Schatten nur ahnte man den Riesenrumpf des Ätna. Mondschein überglänzte das Wasser. Gegensegler waren in Sicht. Rot und grün funkelten die Raubtieraugen ihrer Seitenlichter, und die Städte Messina

und Reggio grüßten mit Tausenden von funkelnden Lampen, scheinbar zum Berühren nahe.

Söldlinger stand am Ruder. Er war stolz darauf, daß just er und kein anderer den wichtigen Posten zu dieser Stunde innehatte. Szylla und Charybdis, wie oft war am Nachmittag und Abend in der Seekadettenmesse von den Gefahren ihrer Wirbelströme gesprochen worden! Der alte Odysseus war lebendig geworden, Homer hatte man zitiert und dann den bekannten Vers aus dem Alexanderlied des Walter von Châtillon: „Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim." Und nun, nun hielt er, der brave Söldlinger, das Ruder der „Stralsund" in der Hand, um der Menschheit zu beweisen, daß die Gefahren und Schreckgespenste einer vergangenen Zeit ein deutsches Seemannsherz von heute nicht mehr beunruhigen konnten.

Ab und an drangen Worte der Unterhaltung an sein Ohr, die der Kommandant und der Navigationsoffizier miteinander führten. Er vernahm, daß bei irgend einer „Punta" — den Namen verstand er nicht — der Ebbstrom „gekentert" sei, und kam sich im Augenblick sehr wichtig vor, weil er begriff, was das bedeutete. Solche Sprache hätte man daheim in München als böhmisch empfunden. Kurz darauf fiel es ihm auf, daß der Navigationsoffizier den Wachhabenden Offizier immer wieder ermahnte, ja gut „vorzuhalten", der Strom laufe jetzt bereits mit vier Seemeilen. Plötzlich eilte alles, was sich auf der Kommandobrücke aufhielt, an die Steuerbordseite, wies mit dem Arm über Bord und schaute hinterdrein. Auch Söldlinger reckte den Hals. Auf dem Wasser wurden unterm Mondschein deutlich Wirbel bemerkbar. Die See kabbelte gegeneinander, quirlte und schien sich im Kreise zu drehen.

„Gut am Ruder aufpassen!" drang es an Söldlingers Ohr.

Da war das Unglück aber auch schon geschehen. Der Bug des Schiffes bekam förmlich einen Stoß. Er schwang sich gewaltsam zur Seite. Das Ruder preßte. Mit aller Kraft stemmte sich Söldlinger gegen die Speichen. Ein Signalgast sprang ihm zu Hilfe.

„Backbord zehn!" befahl der Kommandant mit seelenruhiger Stimme, dann klang es scharf zum Ruderstand hin-

auf: „Ich bitte mir aus, daß nicht eine Sekunde geschlafen wird!"

Söldlinger war aus allen Himmeln gestürzt. Alle Wetter, die Szylla hatte ihm und seinem Stolz einen tüchtigen Puff versetzt! Als er merkte, daß noch weitere folgen wollten, rann ihm vor Aufregung der Schweiß über die Stirn. Hinzu kam, daß er noch immer tüchtig zugreifen mußte. Es galt, alle Körperkraft aufzubieten, um das Schiff auf Kurs zu halten.

Doch auch diese Not ging vorüber. Die Fangarme der Szylla hatten der „Stralsund" nicht habhaft werden können, und als Söldlinger vom Ruder abtrat, bekam er noch ein Lob vom Navigationsoffizier. „Nachdem der Kommandant Sie angeblasen hatte, ging es gut — verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant!"

„Danke — wegtreten!"

In Palermo hielt sich das Schiff nur kürzere Zeit auf. Auch hier bekam man viel zu sehen: Monreal mit seiner im zwölften Jahrhundert erbauten hochberühmten Benediktinerabtei, die Katakomben mit ihren zu Mumien verwandelten Toten, den Monte Pellegrino, der eine weite Fernsicht über die Stadt mit ihren üppigen Gärten und das blaue, blinkende Meer bot, und dann — den Faschismus! Die Straßen Palermos wimmelten von uniformierten Menschen. Überall zeigten sich Militär, Milizen und Jungtruppen von Pfadfindern, und der altrömische Gruß, das Heben der rechten Hand, schuf aus ihnen allen eine feste Einigkeit.

Im übrigen warfen die bevorstehende Fähnrichsprüfung und die Besichtigung durch den Inspekteur des Bildungswesens, die beide unmittelbar nach der Heimkehr erfolgen würden, ihre Schatten voraus. Es wurde schärfer denn je gearbeitet, gestrebt, exerziert und unterrichtet, und der Reinlichkeitsteufel, an Bord eines jeden deutschen Kriegschiffes heimisch, begann immer kühner sein Zepter zu schwingen. Er tat fast so, als habe man sich seit Jahr und Tag um die Sauberkeit an Bord überhaupt nicht gekümmert, als sei alles verkommen und verloddert.

Es wurde aber dankbar empfunden, daß es trotzdem nicht an Stunden der Ausspannung und Erholung gebrach, und

solche Stunden bescherte in reichem Maße das schöne Valencia in Südspanien, das nächste Reiseziel nach Palermo.

Die Freude der dort ansässigen Deutschen, die sich auch schon vor dem Kriege in edler Gastfreundschaft erschöpft hatten, war ungekünstelt und riesengroß. Seit dreizehn Jahren hatte man kein deutsches Kriegschiff mehr gesehen, seit dreizehn langen Jahren. Es war fast so, als sei es ein Wiedersehen, als man sich zum ersten Male traf, ohne sich zu kennen, und die Bande landsmännischer Freundschaft waren vom ersten Tage ab fest geknüpft. Bei dem Fest, das die Deutschen der „Stralsund" gaben, wurde ein für diese Gelegenheit verfaßtes Lied gesungen, dessen Worte allen Beteiligten im Herzen haften blieben, ein Lied, das trefflich, kurz und klar zum Ausdruck brachte, wie es um die junge Reichsmarine bestellt war und wie hoch man unter Auslandsdeutschen den Besuch eines deutschen Kriegschiffes schätzte.

Es dauerte an jenem Abend lange, viel länger als sonst, bis das letzte Geflüster von Hängematte zu Hängematte versiegte. Allzu erhebend waren die Eindrücke vom Abend gewesen. Erst als ein Ängstlicher mahnte: „Kinder, übermorgen schreiben wir die ersten schriftlichen Prüfungsarbeiten, also heißt es mulschen!" verstummten die letzten schwatzfrohen Mäuler.

Fünfzehntes Kapitel

Heimkehr

„Was ist bloß in Brechtingen gefahren?" Der Kommandant unterhielt sich mit Sierstorff. „Selbst mir fällt es auf — und ich sehe den einzelnen Seekadetten doch nicht jeden Tag —, daß es mit seinen Leistungen mehr und mehr zurückgeht. Sollte er seine Krankheit am Ende doch noch nicht recht überwunden haben?"

„Ich habe bereits mit dem Herrn Oberstabsarzt gesprochen."

„Nun, was sagt er?"

„Die Bronchitis sei endgültig weg. Im Auswurf habe er nie etwas Verdächtiges gefunden. Brechtingen erhole sich allerdings auffallend schlecht. Das Seelische spreche wohl mit. Im

übrigen wird Brechtingen vom Herrn Oberstabsarzt noch immer unter Aufsicht gehalten."

„Wenn sich irgend etwas Besonderes herausstellen sollte", unterbrach der Kommandant, „dann bitte ich sofort um Meldung. Ich habe tatsächlich Sorge, daß der famose Bengel bei der Prüfung womöglich Schiffbruch erleidet."

Die „Stralsund" lag im Hafen von Vigo. Damit war der Kreis der Weltumsegelung nahezu geschlossen, denn Vigo ist Nachbarort zu Pontevedra. Der Monte Faro de Domayo, den man einst von Norden betrachtet hatte, wandte einem jetzt seine Südseite zu. Als guten alten Bekannten — manche hatten ihn bei der Ausreise bestiegen — umwarb man ihn mit freundlichen Blicken.

Durch das Schiff ging aber nunmehr ein starkes Heimatsehnen. Es wurde immer heftiger, und die Musik mußte an jedem Abend Heimatweisen spielen.

Es war am Abend vorm Inseegehen — auch der Aufenthalt in Vigo hatte nur kurz gewährt —, als sich der junge Württemberger an Klaus wandte: „Du, 's ischt schrecklich, aber ich werd' mich morgen wieder krank melde müsse."

Klaus blieb stehen, sie waren zu zweit an Oberdeck auf und ab geschritten. „So elend fühlst du dich?"

„Ich hab' Fieber."

Klaus griff nach Brechtingens Hand. „Aber Ulrich, du bist ja glutheiß!"

Der andere nickte. „Ich hab' mich seit zwei Tage schon z'sammeg'risse, um nicht schlapp z'mache. Aber jetzt bin ich am End' meiner Kräfte."

„Geh ins Lazarett, Ulrich, ich bitte dich!"

„Morgen, Klaus, morgen." Brechtingen schwankte davon und legte sich zur Koje.

Klaus aber ließ es keine Ruhe. Er überlegte sich den Fall hin und her. Schließlich bat er, Sierstorff sprechen zu dürfen.

„Was gibt's?" Der Kapitänleutnant war sofort zu haben. Er hatte in der Offiziermesse gesessen.

Klaus erstattete Bericht.

„Herr Assistenzarzt!" Sierstorff rief es in die Messe. „Darf ich einen Augenblick bitten?"

Der Gerufene erschien. Als er verständigt war, begaben sie sich zu dritt an Brechtingens Koje. Sierstorff weckte den unruhig Schlummernden. „Aufstehen", hieß es, „Sie sollen ins Lazarett!"

Der junge Mensch schien völlig benommen. Er gehorchte willenlos. Auf Fragen gab er kaum Antwort.

Der Assistenzarzt untersuchte ihn. Zu einem abschließenden Ergebnis gelangte er nicht. „Ich fürchte jedoch", raunte er Sierstorff zu, „es handelt sich um eine schwere Blinddarmreizung."

Der Oberstabsarzt war an Land. Zusammen mit dem Kommandanten war er einer Einladung des deutschen Konsuls gefolgt. Er kehrte erst um Mitternacht an Bord zurück. Der Assistenzarzt erwartete ihn. Beide Ärzte nahmen sich sofort des Kranken an. Brechtingen war jetzt klarer bei Besinnung. Er gab Auskunft, wenn man ihn befragte, und das Ergebnis war nunmehr: der Assistenzarzt behielt recht, der Blinddarm war der Erreger des schweren Zusammenbruchs.

Beide Ärzte beratschlagten. Sollte man sofort zu einer Operation schreiten oder bis zum jungen Tage warten? Auch die Frage der Ausschiffung wurde geprüft, sehr bald jedoch beiseite gestellt. Schließlich entschied sich der Oberstabsarzt, die Operation sofort vorzunehmen. Er hatte Sorge, es möchte sonst zu schweren Vereiterungen kommen.

Diese Sorge war nur zu gerechtfertigt. Als der operative Eingriff vorgenommen wurde, ergab es sich, daß bereits ein Durchbruch stattgefunden hatte und daß die Bauchhöhle völlig vereitert war. Die Ärzte leisteten das Menschenmögliche, um die offen zutage tretende Gefahr zu bannen. Trotzdem mußten sie nach Lage des Falls um das Leben des Kranken ernstlich besorgt sein. Er hatte offenbar zu seinem Schaden schwerste Schmerzen des längern schon mit eiserner Willenskraft unterdrückt. —

Die „Stralsund" ging am nächsten Morgen in aller Frühe in See, um ihre letzte Fahrt, die Fahrt nach der Heimat, anzutreten. Durch das Schiff lief abermals ein Geraune und Geflüster besonderer Art. „Was ist los? Wem sollen wir

draußen begegnen?" hieß es immer wieder. „Nicht möglich! Admiral Scheer?"

„Ja doch, wir haben bereits funkentelegraphisch Verbindung mit ihm aufgenommen."

„Nanu, das wäre! Der Admiral ..."

„Befindet sich auf einer Erholungsreise an Bord des Dampfers ‚Lützow'. In einer Stunde schon treffen wir mit ihm zusammen."

Himmel, gab das eine Aufregung an Bord! Das sauberste Arbeitzeug wurde hervorgeholt. Der Erste Offizier und sein Trabant, der Bootsmann, prüften noch einmal das ganze Schiff, ob außenbords auch alles in Ordnung sei. Der Sieger vom Skagerrak hatte nicht nur scharf zuschlagen können, nein, er verfügte auch über scharfe Augen. Dann trat die Mannschaft zur Parade an. Achtern auf der Hütte nahm die Musik Aufstellung.

Schnell näherten sich die beiden Schiffe. Auf den knappen Abstand von hundert Meter fuhren sie aneinander vorüber. Die „Stralsund" hatte zu Ehren des großen deutschen Führers Toppflaggen gesetzt, Stralsunds Banner im Vortopp, und vom Großtopp wehte, heute zum erstenmal, der lange weiße Heimatwimpel, altem Brauch gemäß von allen Kriegschiffen gesetzt, die nach weiter Fahrt den letzten Auslandshafen verlassen.

„Front nach Backbord!" war an Bord der „Stralsund" befohlen worden. Wie weiße Mauern stand die Besatzung, Jubel im Blick, Jubel im Herzen, daß ihr das Glück beschieden war, vor Admiral Scheer paradieren zu dürfen.

„Drei Hurras für den Sieger vom Skagerrak!" rief mit tönender Stimme der Erste Offizier.

Da flogen die Mützen hoch, zu jedem Ruf geschwenkt, und die Hurras brandeten zu dem verehrten Mann hinüber, machtvoll wie Schlachtengedröhn.

Admiral Scheer stand auf der Brückennock der „Lützow", das Haupt entblößt, umgeben von Hunderten von Fahrgästen und der gesamten Besatzung des mächtigen Dampfers. Wehmut und Stolz kämpften in seinem Innern um die Oberhand. Er dachte an die Zeit, wo er noch Flottenchef gewesen war,

wo Deutschland über Schiffe verfügte, denen die ganze Welt an Kampfkraft nichts an die Seite stellen konnte. Und nun . . .?

Doch der Stolz siegte. Was der Sieger vom Skagerrak vor sich sah, was er in der „Stralsund" erblickte, das war bestes Erbe einer großen Zeit.

Der Kreuzer drehte mit Hart-Ruder auf und legte sich gestoppt neben die „Lützow".

Und dann, dann trat etwas ein, was alle jungen, aber auch die älteren Herzen höher schlagen ließ: Admiral Scheer sprach, deutlich vernahm man seine Stimme. Er beglückwünschte Schiff und Besatzung zum guten Aussehen und wünschte frohe Heimkehr nach langer Fahrt zur Ehre und zum Ruhm der deutschen Flagge.

Der Kommandant der „Stralsund" dankte. Von beiden Seiten spielten die Kapellen das Deutschlandlied, Flaggensignale gingen hin und her. Dann trennten sich die Schiffe voneinander. Jedes nahm seinen Kurs wieder auf.

In der Mittagsfreizeit begab sich Klaus zu Brechtingen. Der Schiffsarzt und Sierstorff hatten es erlaubt. Klaus ahnte, warum. Es bestand wohl keine Hoffnung mehr, das junge Menschenleben zu retten.

Klaus erstattete Bericht über das Zusammentreffen mit Admiral Scheer. Da leuchteten die Augen des tüchtigen Schwaben noch einmal auf. „Scheer", stammelte er, „unser Scheer!" Und dann, ganz plötzlich, griff er nach der Hand des Freundes. In unverfälschter Mundart, ganz so, als zöge er sich in seiner Sterbestunde in die engere Heimat, in sein Schwabenland, zurück, sagte er: „Du, Klaus, mich g'reut's so, daß i neulich in Athen so wüscht zu dir g'wes'n bin. Nimm's mer doch net übel und behalt mi in gutem Andenken!"

Klaus wollten die Tränen kommen. „Aber, Ulrich, das — das ist doch längst vergessen!"

Der Kranke gab aber keine Antwort mehr. Er schloß die Augen, und der Schiffsarzt bedeutete Klaus, zu gehen.

Am Abend war es um den Seekadetten Ulrich Freiherrn von Brechtingen geschehen. Mit einem letzten Gruß an seinen armen Vater auf den Lippen war er ins ferne Jenseits hin-

übergeschlummert, von dem es kein Zurück gibt; er war am Ende einer Fahrt, die der Mensch als weit bezeichnet und die doch, ach, so kurz ist.

Die Biskaya empfing die „Stralsund" in tiefstem Gottesfrieden. Wie von Seide übersponnen lag das Wasser. Kein Lufthauch rührte sich in der unermeßlichen Weite.

Es war ein Sonntag. Daheim rührten sie die Trauerglocken. Reichstrauertag war es. Zur gleichen Stunde trat auch die Besatzung der „Stralsund" an. Auch auf ihr ging die Flagge halbstocks, bebte die Schiffsglocke, um zu versammeln, wer der Toten gedenken wollte, die im Weltkriege auf dem Felde der Ehre geblieben waren.

Der Kommandant sprach. Kurze, warme Worte fand er. „Auch wir stehen auf heiligem Boden", sagte er, „auch unser Deck ist genetzt vom Blute wackerer Männer, die in der Skagerrakschlacht ihr Leben lassen mußten." Und vierhundert treue Augenpaare wandten sich der Gedenktafel zu, die die Namen der an Bord Gefallenen trug und heute mit frischen Kränzen geschmückt war. Leise begann die Musik, und alle sangen mit, sangen das alte Soldatenlied vom guten Kameraden, tausendfach durch den Weltkrieg geweiht. Sie sangen es, den Gebliebenen zum Gedenken und den Lebenden zur Mahnung, für alle Zeiten hochzuhalten, was deutsche Treue heißt und echte Soldatentugend.

Damit war es aber nicht geschehen. Es stand noch ein Sarg unter der Mannschaft, ein schlichter, schwarzer Sarg, vom Meisterpersonal gezimmert, mit der Kriegsflagge überdeckt. Er sollte seine Grabstätte finden, seine Grabstätte in der abgrundtiefen See. Zu beiden Seiten des Sarges hielten je drei Seekadetten in Parade die Ehrenwache. Der Kommandant trat hinzu, ordengeschmückt. Ganz dicht trat er neben den Sarg, um lang und in straffer Haltung zu salutieren. Und die Hunderte, die ihn sahen, durchzuckte es. Sie taten es ihm gleich; auch sie ehrten die Majestät des Todes.

Abermals sprach der Kommandant, und seine Stimme klang jetzt bewegt. Er erinnerte daran, daß bereits zwei ältere Brüder des Verstorbenen als Opfer des Krieges ihr Grab in der See gefunden hätten und daß die „Stralsund" nunmehr

den dritten Sohn eines schwergeprüften Vaters, sein letztes Kind, ebenda bestatten müsse.

„Als ein Held der Pflichterfüllung, vielleicht sogar überspannter Pflichterfüllung", so führte der Kommandant aus, „ist der Seekadett von Brechtingen gestorben. Von Hause aus stark an Geist, aber zart an Körper hat er schwer unter langer Erkrankung gelitten, zugezogen im Dienst und noch dazu bei dem vergeblichen Rettungswerk an einem Manne, der von einem blindwütigen Haß gegen unser Vaterland und alles Deutsche erfüllt war. Der Verstorbene hat sich selbst bezwingen wollen. Als der geschwächte Körper von einem heimtückischen Leiden befallen wurde, da hat er geglaubt, er müsse mit Willenskraft alles überwinden, was ihm schädlich war, um ja keinen dienstlichen Nachteil zu erleiden. Gottes Wille hat aber anders entschieden. In unsern Herzen wird dem wackern Kameraden stets ein treues Gedenken bewahrt bleiben, so treu, wie er selber handelte, fühlte und dachte, treu seinem Eide, treu der Flagge, treu sich selber. Gott nehme sich seiner gnädig an!"

Ein stilles Gebet, dann hob man den Sarg hoch und trug ihn zum Steuerbordfallreep hin, das schwarz verhangen war, zur Ehrenseite des Schiffes.

Der Kommandant, das Offizierkorps und Brechtingens nähere Freunde folgten. Die Besatzung sang ein frommes Lied, mit leise schwingendem Ton irrte der Klang der Schiffsglocke darüber hin. Am Fallreep traf der Meister mit seinen Maaten die letzten Vorbereitungen. Der Sarg wurde außenbords gebracht. Der Bootsmann pfiff die Seite, sechs Fallreepsgäste waren angetreten, die Ehrenbezeugung für einen Admiral, dann sank die schwarze Last langsam in die Tiefe.

Klaus starrte hinterdrein. Jetzt netzte das Wasser von unten, jetzt gurgelte es drüber hin.

Ein Wink des Ersten Offiziers — der Meister schlippte die Senkvorrichtung: ein dumpfer Schlag, der schwarze, eisenbelastete Schatten tauchte abwärts, tauchte in die klare, tiefblaue See, wo er zum Schemen verschwand.

Noch ein kurzes, wehmütiges Verweilen, dann stieg an der Gaffel die Flagge wieder hoch.

„Wegtreten!" befahl der Erste Offizier. Es fiel ihm schwer, so scharf wie sonst zu sprechen.

Am Heck der „Stralsund" begannen die Schrauben zu mahlen. Das Schiff — es hatte während der Feier gestoppt — ging auf Kurs und Fahrt.

Zwei Menschen nahmen aber alsbald Feder und Papier zur Hand, um über die Feier zu berichten: der Kommandant und Klaus. Beide schrieben an den Vater des Verstorbenen, um ihm über die letzten Stunden seines Sohnes getreulich Auskunft zu erteilen. —

Nun dauerte es nicht mehr lange, bis die Heimkehrstunde schlug. Obwohl das Schiff bei der langen Fahrt unterhalb der Wasserlinie stark mit Muscheln bewachsen war, schien es doch an Geschwindigkeit nichts einbüßen zu wollen. Im Gegenteil, es war, als wüchsen ihm Flügel, wie Söldlinger in einer Stunde poetischer Anwandlung feststellte, als rausche es nur so durch die Flut. Ganz heimlich hatte er sogar in Hochdeutsch ein Gedicht darüber gemacht.

Auf Schillig-Reede, im Jadefahrwasser, war es, wo der Anker, der treue Behüter des Schiffes, zum letzten Male in die Tiefe rasselte. Noch zwei Tage hatte man Frist, dann kamen der Inspekteur des Bildungswesens und der Chef der Marineleitung an Bord, um das Schiff zu besichtigen, um es zu prüfen auf Herz und Nieren, ob es auch in allen Dienstzweigen, in Seemannschaft und Navigation, im Artillerie- und Torpedowesen, im Signaldienst und in der Schiffskunde, in allgemeiner Dienstkenntnis und was es sonst noch gab, voll seine Schuldigkeit getan habe. An Bord trug niemand Sorge. Das Gewissen schlug rein. Man war mit Lust und Liebe bei der Sache gewesen und war sich dessen bewußt, daß man etwas wußte.

Demgemäß verlief die Besichtigung ohne Fehl und Tadel. Nicht etwa, als ob die hohen Vorgesetzten mit einem „weißen Quast" an Bord gekommen wären, wie es in der Seemannsprache heißt. Ganz im Gegenteil, sie waren neugierig wie — je nun, wie junge Mädchen, gingen allen Sachen auf den Grund wie Taucher und bewiesen eine Lammesgeduld, wenn es sich darum handelte, immer noch mehr zu sehen, zu hören und immer wieder — zu prüfen.

Nachdem der Inspekteur des Bildungwesens seine Kritik abgehalten hatte, die kristallklar geschliffen war und an sich schon eine Lehr- und Lernstunde bedeutete, ergriff der Chef der Marineleitung das Wort. Er hieß das Schiff nach seiner Weltumsegelung in der Heimat herzlichst willkommen und brachte gleichzeitig Grüße des Reichspräsidenten und des Wehrministers, die mit besonderer Freude aus den Berichten der „Stralsund", dann aber auch aus vielen andern Quellen den Erfolg der Reise erkannt hätten.

Noch einmal donnerten die Geschütze des Schiffes zum Salut, zum letztenmal auf dieser Fahrt, als die Besichtigenden von Bord gingen. Dann hieß es: „Anker lichten und einlaufen in Wilhelmshaven!"

Himmel, war das ein Wort, war das eine Vorstellung! Man faßte es kaum, zerlegte die Silben „Ein – lau – fen in Wil – helms – ha – ven" und spürte zum ersten Male fast, daß in der Brust etwas Lebendiges saß, daß dort ein Herz thronte, so lebhaft begann es zu klopfen.

Was focht es die jungen Leute an, die den Zauber der Tropen genossen hatten, die im bunten Wechsel von Gewalt und Pracht Weltmeere kannten, die den ewigen Himmel aller Zonen erschaut hatten und Menschen und Völkern vieler Rassen begegnet waren, was focht es sie an, daß das Jadewasser sich trübe-grau dahinschleppte, daß es aus dichtverhangenem Himmel feucht sprühte und daß die Sonne nicht zur Stelle war, als der Heimkehrzauber seine ganze Kraft entfaltete! Keiner achtete dessen. Die Lippen waren trocken vor Spannung. Man machte sich zu tun, wo es nicht nottat, um nur die letzte Stunde zu kürzen, und meinte, alle Seligkeit auf Erden sammle sich in dieser Stunde, in der Stunde der Heimkehr.

Und dann – dann tauchten die Schleusen auf, die Einfahrt nach Wilhelmshaven. Wieder war alles schwarz vor Menschen, und als Sierstorff scherzte: „Um 's Himmels willen, die werden doch nicht etwa die ganzen siebzehn Monate an Ort und Stelle auf uns gewartet haben?" da brach ein Lachen aus, so hell und jubelnd, daß manch einem vor Ergriffenheit die Tränen in die Augen schossen.

„Drei Hurras für unsere ‚Stralsund'!" scholl es von Land

herüber. Man sah ein Meer von wogenden Tüchern, Mützen und Armen. Irgendwo krachte ein Präsentiergriff. Militärkapellen schmetterten, Kriegervereine rückten an. Überall sah man Uniformen, in Menge aber auch Zivil, denn von weither war an Verwandten und Bekannten heraufgekommen, was nur irgendwie zur „Stralsund" Beziehungen hatte.

Die Leinen flogen an Land. Der Rumpf der „Stralsund" bebte unterm Rückwärtsgang der Schrauben. Jetzt stand das Schiff, und von markigen Fäusten geschoben, glitten die Stellings an Bord.

„Verkehr mit dem Lande erlaubt!"

Noch immer hatte einem Befehl des Ersten Offiziers diktatorische Gewalt innegewohnt. Diesmal jedoch setzte er sich nicht durch, der Befehl. Keiner von der „Stralsund" kam an Land, denn im Handumdrehen wogte es über die Stellings an Bord: Väter, Mütter, Schwestern, Brüder, Freunde, Bräute und Neugierige, und eine Flut von Freude kam mit ihnen, eine Hochflut von Heimkehrfreude.

„Mein Jung, mein lieber Jung!" Klaus stand vor seinen Eltern. Viel Worte fielen nicht. Allzu heiß stürmte der Jubel. Doch man verstand sich auch so, und als der Vater dem Sohne die Hand schüttelte und ihm sagte: „Du bist heimgekehrt, wie wir dich entlassen hatten", da wurde es ein feierlicher Augenblick.

„Und Hans? Wo steckt er?"

„Daheim, Klaus; was denkst du, daheim! Er arbeitet fleißig in Vaters Geschäft, hat viel zu tun, ist ganz bei der Sache und zählt die Tage, bis er dich wiedersieht."

„Und seine wilden Tiere?"

„Sind bei Hagenbeck in Stellingen endgültig abgeliefert."

Mit Mühe nur wanden sich die drei aus dem Gewirr von Menschen heraus, um nun doch das Land zu gewinnen.

„Ehe ich's vergesse" — Vater Wesselingk erschrak fast — „hier ist ein Telegramm für dich aus Mexiko."

„Aus Mexiko?"

Klaus nahm das Telegramm entgegen. Herr Wesselingk hatte dem Postbeamten für richtige Zustellung gutgesagt.

„Ist das aber rührend!" Klaus schlug vor Freude die

Hände ineinander. „Don Ernesto hat an mich depeschiert. Ihr wißt doch, es ist der mexikanische Arzt, mein treuer Reisebegleiter. Er heißt mich willkommen in der Heimat. Da fällt mir ein, liebe Eltern, darf Kröning, mein Freund Kröning, den Urlaub bei uns verleben?"

„Aber selbstverständlich. Hat er niemand sonst?"

Kirsten trat mit seinen Eltern hinzu. Die Wiedersehensfreude drängte die Menschen zueinander. Fragen und Antworten wirbelten hin und her, bis alles aufhorchte, als Herr Wesselingk sich erkundigte: „Und was bringen euch nun die nächsten Tage? Wann kommt ihr von Bord? Wann beginnt der Urlaub?"

Klaus und Kirsten sahen sich an. Die nächsten Tage — hm, da ließ es sich noch gut sein, da blieb das Schiff in Wilhelmshaven liegen. Dann aber . . .

„Wir gehen noch einmal in See."

„Nanu, wohin denn?"

Durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal nach Flensburg-Mürwik, wo als Abschluß der ersten zwei Dienstjahre . . ."

„Aha, ich verstehe!" Herr Wesselingk lachte. „. . . die Fähnrichsprüfung stattfinden soll?"

„Ja, Vater, ich hab' aber keine Angst."

„Trotzdem du so viel versäumt hast?"

Klaus schüttelte lebhaft den Kopf, und Kirsten kam ihm zu Hilfe. „Er ist übermenschlich fleißig gewesen und hat uns längst wieder eingeholt."

Die „Stralsund" wollte weiter, wollte die Schleusen verlassen, um ihren Liegeplatz an der Königstraße einzunehmen, wie es in Wilhelmshaven ortsüblich hieß. „Alle Mann an Bord!" scholl es über die Schleusenanlagen.

Diesmal dauerte die Trennung jedoch nicht lange. Eine knappe Stunde nur, dann stand Klaus schon wieder vor seinen Eltern, jetzt stadtfein angezogen, um mit ihnen, wie er strahlend verkündete, „den ganzen Tag" zu verbringen. Wenn es auch über die Reise Hunderte von Dingen zu berichten gab, wenn man im Verlauf des Nachmittages sogar wieder an Bord der „Stralsund" zurückpendelte, um den Hängemattsplatz, das Spind, die Back des Jungen und letzten Endes das

ganze Schiff zu besichtigen, so kam man doch immer wieder auf das eine zurück, wie wunderbar Gottes Fügung gewesen sei, als Klaus seinen Bruder fand.

„Ihr seid nun mit allem ausgesöhnt, und Hans ist tüchtig und macht euch Freude?"

Der Vater nickte nur, aber Frau Luise wurde ganz warm, als sie entgegnete: „Unser Ältester hat eine harte Schule durchgemacht. Sie hat ihn aber geläutert. Er ist jetzt ein ganzer Mann, und wenn er noch einmal ins Feld ziehen müßte, die Fahne würde er nicht mehr verlassen." —

Es war nur eine Woche später. Da galt es für die Seekadetten, Abschied von ihrem Schiff zu nehmen. Die Prüfung lag hinter ihnen, die Fähnrichswürde winkte. Und doch, das Scheiden von der „Stralsund" — leicht war die Stunde nicht.

Der Kommandant hatte prächtige Abschiedsworte gefunden, und Sierstorff, der ewig frische, frohe Mensch, war ganz bewegt, als der Kommandant unter Deck gegangen war.

„Mich ansehen!" hatte er befohlen. Achtzig strahlende Augenpaare grüßten ihn, grüßten ihn, wie sie es seit langen, langen Monaten getan hatten — ach nein, heute war es ein anderer Gruß, ein Abschiedsgruß!

Sierstorff hatte gesagt: „Ein Stück von mir selbst lebt in Ihnen fort, ich spür's. Uns hat die ‚Stralsund' fest zusammengekettet. Treue um Treue sei daher unser Spruch. Auf Wiedersehen, Stralsundcrew!"

Und dann? Dann waren die Seekadetten an Land angetreten. Klaus war vorgesprungen. „Ein dreifaches Hurra unserer ‚Stralsund'!" hatte er gerufen. Der Abendwind war fast erschrocken, so kräftig waren die Rufe aufgebraust.

Unmittelbar danach hatte die Kapelle der „Stralsund" eingesetzt. Sie schritt den Seekadetten voraus und spielte einen schmetternden Marsch.

Zur Marineschule führte der Weg empor, zum stolzen Bau der Marineschule, wo man das nächste Jahr verbringen sollte.

Davor lag aber noch etwas anderes, etwas Herrliches, Lockendes, kaum vorstellbar Schönes: Heimaturlaub stand in Aussicht — ein langer Heimaturlaub!

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Ferner erschien
vom Verfasser des vorliegenden Bandes

Hugo von Waldeyer-Hartz, Kapitän zur See a. D.

Bana kubwa, der deutsche Admiral

Mit 22 Abbildungen, sowie einer Übersichtskarte
In Leinen gebunden RM. 6.—

Das Buch schildert eines der interessantesten Kapitel der deutschen Kolonialgeschichte, die Eroberung von Deutsch-Ostafrika, die schweren Araberaufstände und die Taten und Fahrten unseres Blockadegeschwaders unter Admiral Deinhard, den die Eingeborenen Bana kubwa „der große Herr" nannten und der mit festem Willen den Gang der Ereignisse leitete.

Korvettenkapitän F. Witschetzky

Das schwarze Schiff

Mit 70 Abbildungen sowie einer Routenkarte
20.—22. Auflage. In Leinen RM. 8.50

Die 444tägige Abenteuerfahrt des deutschen Hilfskreuzers „Wolf" 1916–1918. Die längste Seereise der Welt.

Aus dem Inhalt: Krieg! / Der Unglückswolf / Der Blockadebruch / Durch den Atlantik / Nach Indien / Im Stillen Ozean / In der Südsee / Heimkehr.

Admiral von Scheer (†): „Ein ausgezeichnetes Buch."

„Das schönste Werk von einem Seemann über unsere Kriegsmarine." Lausitzer Landeszeitung

Zu haben in allen Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Kamerad-Bibliothek

In dieser beliebten Sammlung spannender, wirkungsvoller Erzählungen sind ferner erschienen:

1. **Der schwarze Mustang.** Von Karl May.
2. **Der Letzte vom „Admiral".** Von Franz Treller.
3. **Der Arrapahu.** Von Max Felde.
4. **Lustige Gymnasialgeschichten.** Von Th. Berthold.
5. **Der Sohn des Gaucho.** Von Franz Treller.
6. **Mit vollen Segeln.** Von L. Matthias.
7. **Der Depeschenreiter.** Von Andries van Straaden.
8. **Addy der Rifleman.** Von Max Felde.
9. **Villa Biberheim.** Von Max Felde.
10. **Der Enkel der Könige.** Von Franz Treller.
11. **Auf großer Fahrt.** Von Graf Bernstorff.
12. **Der Gefangene der Aimarás.** Von Franz Treller.
14. **Im Labyrinth des Ganges.** Von Maximilian Kern.
15. **Aus Tertia und Sekunda.** Von Th. Berthold.
16. **In der Wildnis des Gran Chaco.** Von Maximilian Kern.
17. **In Tropenglut und Urwaldnacht.** Von Paul Grabein.
18. **Das Erbe des Pharao.** Von Maximilian Kern.
19. **Der Maorischatz.** Von Kurt Remberg.
20. **Die Diamantensucher vom Dorstveldrand.** Von Paul Grabein.
21. **Der Zwingherr von Celebes.** Von Maximilian Kern.
22. **Unter Bullerdieks Teerjacken.** Von Reinhard Roehle.
23. **1914–1915. Denkwürdige Kriegserlebnisse.** Gesammelt und herausgegeben von Max Felde.
24. **Oll Priem und seine Jungens.** Von W. v. d. Mühle.
25. **Durch Urwald und Sertao.** Von Reinhard Roehle.
27. **Das Gold vom Sacramento.** Von Max Felde.
28. **Unter Mongolen und Wilden.** Von Maximilian Kern.
29. **Zobel und Silberfuchs.** Von M. Krüger.
30. **Das Geheimnis von Ragpura.** Von Reinhard Roehle.
31. **Jan Feuerkopf.** Von W. v. d. Mühle.
32. **Die Insel des Flibustiers.** Von Otto Rudert.
33. **Der Kampf um die Tigermine.** Von Reinhard Roehle.
34. **Hein Hannemann.** Von W. v. d. Mühle.
35. **Die zwei Matrosenbibeln.** Von Robert Fuchs-Liska.
36. **Dick Roberts der Goldsucher.** Von O. v. Hanstein.
37. **Südwester und Stahlhelm.** Von Fritz Otto Busch.
38. **In den Schluchten des Prisats.** Von Edmund Kiß.
39. **Dätach Kaß der Arikarahäuptling.** Von Fritz Daum.
40. **Der Freund des Rebellen.** Von Edmund Kiß.

Jeder Band mit zahlreichen Abbildungen und in Ganzleinen geb. RM. 4.–

Zu haben in allen Buchhandlungen

Ausführliche illustrierte Kataloge und Prospekte über sämtliche Jugendbücher aus dem Union-Verlag in Stuttgart auf Wunsch kostenlos

476316

LG
W1632m

Waldeyer-Hartz, Hugo von
Mein Feld- die Welt!

DATE.

NAME OF BORROWER

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED